3 1761 07394116 3

L263/722
286/705/2001

67175

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/margarethevons00hein

J. Mansfeld inv. et

Rege Mutterliebe weckt unnöthige Furcht in euch — Kronen liegen an dem Ziele des Weges,

Margarethe von Österreich,

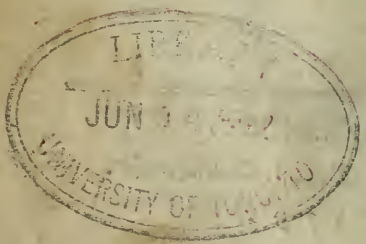
Gemahlinn des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen.

Aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Erster Theil.

Hohenzollern,
bey Johann Baptist Wallishausser.
1792.

PT
2349
H18M3



Wenig Fürsten haben vielleicht schmeichelhafte Beynahmen mit so vielem Rechte erhalten, als der Herzog von Österreich, Leopold der Glorreiche, den seinigen, dem er nicht weniger Ehre machte, als er durch ihn geehrt wurde. Im Frieden wie im Kriege gleich groß, wurde er von seinen Unterthanen geliebt, von seinen Feinden gefürchtet, und von jedem seiner Zeitgenossen, der Verdienst zu würdigen wußte, geschätzt. — Die Liebe seiner Unterthanen gewann er sich besonders durch die Abfassung einer Landeshandfeste, welche jedem Stande derselben gleich nützlich war. Dieses Gesetzbuch zeichnete sich durch Bestimmtheit nicht weniger aus, als durch die weise und milde Gerechtigkeit, von welcher es zeugte. Leopold suchte durch dasselbe nicht nur die bürgerliche Sicherheit zu befestigen, sondern auch die Sitten zu verbessern, wozu auch sein eigenes Beyspiel mächtigen Reiz gab. — Voll Zuversicht, daß er ihm helfen würde, konnte jeder Dürftige und Bedrängte zu Leopolden ge-

hen, dessen Milde im Kleinen wie im Großen half. Unter vielen Beyspielen nur eins! Eifrig bemühte sich Leopold, das Beste seines ganzen Landes und jeder Stadt ins besondere zu befördern; am thätigsten äußerte er aber dieses wohlthuende Bestreben gegen seine Residenz Wien. Lange hatte er schon für ihren größern Flor gearbeitet, viele milde Stiftungen gemacht, sie durch öffentliche Gebäude verschönert, welche Pracht und Nutzbarkeit in sich vereinigten, und sie durch starke Befestigungen wider feindliche Angriffe geschützt, als er einst ihren Bürgern dreyßig tausend Mark Silbers lehnte, und durch diese väterliche Unterstützung allgemeinen Wohlstand verbreitete. Gegen Fremde war Leopold nicht minder menschenfreundlich, als gegen seine Unterthanen gütig. Zwey ungarische Prinzen suchten bey ihm zu verschiedenen Zeiten Schutz, und mit der größten Thätigkeit nahm sich ihrer der Menschenfreund Leopold an, indem er zu ihrer Hülfe seine ganze Macht in Bewegung setzte. Wir erwähnen von diesen beyden fürstlichen Flüchtlingen nur des Königs von Ungarn, des jungen Ladislaus, etwas näher. — Ladislaus war noch ein Kind, als sein Vater Emerich starb, und seinem Unmündigen ein Reich hinterließ, das ihm Andreas, der Bruder des Verstorbenen, zu rauben trachtete. Verjagt von ihm mußte sich Ladislaus

mit seiner Mutter Constanze nach Österreich flüchten, wo Leopold der klagenden Königinn die Versicherung gab, sein Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er ihrem Sohne die geraubte Krone wieder erkämpft hätte. — Ohne Zögern begann er den Kampf für die gekränkte Unschuld; Sieg folgte seinen Schritten, und schon sah er sich dem Ziele nahe, als der Tod den jungen Ladislaus von dem Schooße seiner Mutter riß. Leopolds starker Arm konnte nun der Königinn Constanze nicht länger nützen; doch zeigte sich ihr Beschützer auf eine andere Art, als ihr wohlthätiger Freund. Verbunden mit seiner Gemahlinn tröstete er die betrübte Mutter, und verwendete sich bey dem Könige Andreas für ihr Bestes. — Constanze wünschte an den Hof ihres Bruders, des Königs von Arragonien, zurück zu kehren, weil der Aufenthalt auf ihrem Witthume in Ungarn sie allzu oft an ihren Verlust erinnern, und das Heilen der Wunden verhindern würde, die ihr der Tod ihres Gemahls und ihres Sohnes geschlagen hatte. Leopold vermochte den König Andreas, Constanzen ihr Witthum durch eine Summe Geldes zu vergüten, und ihre Abreise nach ihrem Vaterlande nicht zu verhindern. — Durch Leopolds Vermittelung wurde diese Constanze nachher die Gemahlinn des römischen Königs, Friedrichs des Zweyten. Glück-

lich durch gegenseitige Liebe dankten beyde Leopolden oft mit aller Wärme des Gefühls ihres Glückes, daß er der Gründer desselben geworden war; und auch dann noch, als der Tod seine geliebte Gemahlinn bereits von ihm getrennt hatte, dankte Friedrich oft dem Herzoge von Österreich für den Genuß der frohen Stunden der vergangenen Zeit.

Leopold war einer der ersten Fürsten gewesen, die Friedrich den Zweyten als römischen König anerkannten, und seine Treue gegen denselben blieb unwandelbar bis an seinen Tod; weder Furcht vor der Menge der Feinde Friedrichs, noch vor dem Banne des Papstes, des Unversöhnlichsten und Mächtigsten unter jener Menge, vermochten sie zu erschüttern. Leopold sah in Friedrich dem Zweyten den großen ruhmwürdigen Fürsten, den jeder unverblendete Beobachter in ihm bewundern mußte; und fern von aller Theilnahme an den Verfolgungen des Papstes gegen diesen großen Kaiser, war er immer bereit, ihm mit seinem Rathe oder seinem Schwerte zu dienen. — Nur zur Nothwehr oder zum Kampfe für Bedrängte bewaffnete sich Leopold, und kehrte dann immer mit Lorbern gekrönt von dem Kampfplatze zurück. Den schönsten Kranz derselben hatte er in Palästina errungen, wo sich Damiate an ihn ergab. Der Denkungsart seines Zeital-

ters gemäß, hatte Leopold einen Kreuzzug unternommen, geleitet von Frömmigkeit, die ihn auch bewog, einige geistliche Orden, die noch nicht in seinem Lande blüheten, dahin zu verpflanzen. — Geliebt von seinen Unterthanen und geehrt von seinen Zeitgenossen war Leopold glücklich als Fürst; aber in seinem häuslichen Leben war er es weniger, obgleich seine Vermählung nicht von der Staatskunst, sondern allein von Liebe geleitet worden war.

Es war im Jahre 1202, als Leopold an dem Hofe des Kaisers Philipp die Prinzessinn Theodore sah, die ihre Verwandte, die Kaiserinn Irene, von Constantinopel nach Deutschland begleitet hatte. Sie war schön, und Irenens Busenfreundinn, welches, wie uns dünkt, genug ist, sie unsern Lesern mit wenig Worten zu schildern. Die Busenfreundinn Irenens mußte nothwendig ein nicht minder vortreffliches Herz und einen eben so hellen Verstand besitzen, als die große Kaiserinn; und beydes war Theodorens Eigenthum, wodurch sie sich Irenens innige Freundschaft verdiente.

Zu der Zeit, mit welcher wir unsere Geschichte beginnen, hatte Leopold bereits drey und zwanzig Jahre an der Seite seiner Gemahlinn gelebt, ohne daß ihre gegenseitige zärtliche Liebe durch diese lange Reihe von

Jahren wäre vermindert worden. Gegründet auf Achtung und innere Vorzüge, verlor sie zwar an hochloderndem Feuer, gewann aber an unverlöschlicher sanft wärmender Gluth, jemehr jene innern Vorzüge, durch mancherley Begebenheiten, die durch eine Reihe von Jahren herbey geführt wurden, Gelegenheit bekam, sich zu entwickeln. — Theodore beschenkte ihren Gemahl mit drey Söhnen und vier Töchtern, von denen aber die ersten für beyde zu Quellen des Kummers wurden. Leopold, der Erstgeborne dieser Söhne, berechtigte die Ältern von seiner frühesten Kindheit an zu den größten Hoffnungen, deren Erfüllung aber durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde. — Der junge Leopold lebte zu Kloster-Neuburg, um sich hier, fern von dem Geräusche des Hofes, ganz den Wissenschaften zu widmen, durch deren Erlernung er sich zum künftigen Regenten vorbereiten sollte. Im neunten Jahre seines Lebens kletterte er, zu einer Zeit, wo eben sein Lehrer vergaß, daß ein Zögling von so lebhaftem Geiste, wie Leopold, steter Aufsicht bedürfe, auf einen Baum, von dem er so unglücklich herab fiel, daß er nach wenig Augenblicken sein Leben endigte. Der Schmerz der Ältern über seinen Tod war um so größer, je weniger sie sich von ihren beyden jüngern Söhnen gleiche Hoffnung machen konnten,

wie von dem Verunglückten. — Heinrich, der älteste unter beyden, machte seinen Ältern die wenigste Freude. So viel Mühe sie sich auch gaben, in ihm die Milde zu erwecken, die in ihrem Busen lebte, so wenig gelang dieses Bestreben; Heinrich blieb rauh und hart. Mit Stolz und Verachtung behandelte er seine Diener und seine Lehrer, die er ebenfalls als seine Diener zu betrachten pflegte, und kannte keine größere Freude, als Thiere zu martern, wovon selbst zwey Hunde, seine Lieblinge, nicht ausgenommen waren. Leopold und Theodore machten das Versehen, daß sie ihren Sohn durch Strenge bessern wollten, wodurch sie ihn aber noch mehr verhärteten. Zu spät erkannten sie ihren Fehler, und bedienten sich der Milde, deren Anwendung früher warscheinlich vortheilhaft gewesen seyn würde, nun aber ohne Erfolg blieb, weil der Hang zur Grausamkeit schon zu tief in Heinrichen gewurzelt war. Weniger Besorgniß für die Zukunft, als sein älterer Bruder, machte Friedrich seinen Ältern mit einem zügellosen Leichtsinne, durch welchen seine übrigen guten Eigenschaften verdunkelt wurden. Beyde Brüder ließen schon früh Streben nach Hoheit und größerm Ansehen bemerken, welches die Ältern mit Furcht für die Ruhe des Landes und für die brüderliche Eintracht ihrer Söhne erfüllte. — Den

Gram über diese versüßte die älteste Tochter Margarethe, das Abbild ihrer Mutter, von welcher wir dir, lieber Leser, hier keinen Schattenriß liefern wollen, weil sich im Verfolge dieser Geschichte, wenn wir den Pinsel nicht ganz mit Unkunde führen, ihr liebliches Bild dir mehrmahls in seiner ganzen Schöne darstellen wird. — Agnes glich ihrer Schwester, wenn sie sie schon nicht erreichte. Ihrer erwähnen wir nur, weil sie Margarethens Schwester war, die aber schon drey Jahre vor der Zeit, mit welcher unsere Geschichte anfängt, sich mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen vermählt hatte, dem sie durch den Tod bald wieder geraubt wurde. — Gertrud und Constanze, die jüngsten dieser Schwestern, waren zur Zeit der Vermählung Agnesens noch Kinder von wenig Jahren. — So viel zur Einleitung; jetzt zur Geschichte selbst!

* * *

Gleich beym Antritte seiner Regierung hatte Kaiser Friedrich gelobt, einen Kreuzzug zu thun; von einem Jahre zu dem andern verschob er aber die Erfüllung seines Gelübdes, weil seine Gegenwart so wohl in Sicilien, als in Deutschland nöthig war. Der Papst Honorius der Dritte ermahnte ihn oft, nicht länger zu zögern, und wurde besonders dringend in seinem Verlangen, als die traurige Bothschaft von der Wiedereroberung der Festung Damia-

te durch die Saracenen nach Europa kam. Er ladete ihn deßhalb, nebst mehreren deutschen Fürsten, nach Verona ein, sich daselbst gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, durch welche das große Werk der Entreißung des heiligen Landes, an welchem die vereinigten Kräfte der Christenheit, beynahe seit zwey Jahrhunderten, vergebens gearbeitet hatten, endlich einmahl vollbracht werden könnte.

Unter den Fürsten, die dem Rufe des heiligen Vaters nach Verona folgten, befand sich auch der Herzog von Österreich, dessen Gegenwart den Papst um so mehr freuete, weil er von ihm und von dem Herzoge von Bayern die sichersten Nachrichten von der Lage der Dinge in dem heiligen Lande und in Ägypten erhalten konnte. Dennoch traf diese Zusammenkunft mit den Wünschen des Papstes nicht überein, weil Friedrich nicht auf derselben erschien, wodurch der Papst genöthigt wurde, ihn zu einer andern zu laden. Auf den Rath des Königs von Jerusalem wurde beschlossen, den Kreuzzug nicht eher zu unternehmen, bis der Waffenstillestand verflossen wäre, den die Christen im Morgenlande, nach der Übergabe von Damiate, mit dem Sultan in Ägypten geschlossen hatten.

Friedrich sollte indessen die Rüstungen eifrig betreiben, und sich bemühen, andere europäische Fürsten zur Theilnahme an seinem

Kriegszuge zu vermögen. Er wendete alle Thätigkeit an, dieses Werbegeschäft den Wünschen des Papstes gemäß zu vollenden, fand aber bey allen, an die er sich deßhalb wendete, die nähmliche Abneigung wider einen Kreuzzug, wie sie ihn selbst erfüllte. Auch unter seinen deutschen und italiänischen Lehnsmännern folgten nur wenige seinem Beyspiele; und auch von diesen hatten viele kaum das Kreuz genommen, als sie sich auch schon von der Verbindlichkeit selbst, nach Palästina zu gehen, Dispensation erkauften. Dennoch drang der Papst immer mehr auf Friedrichs Abreise nach dem heiligen Lande, und suchte endlich durch Drohungen zu bewirken, was er bisher durch Ermahnungen nicht hatte ausrichten können. Auf einer Versammlung in Sanct Germano, welcher nebst andern deutschen Fürsten auch der Herzog Leopold beywohnte, suchte sich Friedrich gegen zwey Cardinäle, durch die der Papst seine Drohungen erneuern ließ, wegen seines Zögerns zu rechtfertigen, indem er ihnen die Hindernisse vorstellte, die es ihm bis jetzt unmöglich gemacht hätten, sein Gelübde zu erfüllen. Honorius Befehlen gemäß, ließen sich die päpstlichen Legaten durch diese Rechtfertigung nicht befriedigen, sondern drangen auf bestimmte Erneuerung des schon längst geleisteten Gelübdes, und droheten mit Bann und Interdict, wenn es Friedrich aufs neue

unerfüllt lassen würde. Hierdurch sah sich dieser zu dem Versprechen genöthigt, den Kreuzzug in zwey Jahren unausbleiblich zu unternehmen.

* * *

(Friedrichs Zimmer.)

Kaiser Friedrich, Herzog Leopold.

Friedr. Gut, daß ihr kommt, Herr Herzog, damit ich in euren freundschaftlichen Busen meinen Gram schütten kann.

Leopold. Wie gern nähme ihn euer getreuer Lehnsmann von euch, da ihr, gnädigster Herr, ihn mit dem Nahmen eines Freundes zu hoch ehrt.

Friedr. Traurig ist es, sich wider Willen zu etwas verpflichten zu müssen, trauriger aber noch, wenn die Erfüllung eines solchen Versprechens mit so vielen Gefahren verbunden ist, als ich von einem Kreuzzuge zu befürchten habe. Es war der unseligste Gedanke, daß ich, hingerissen von Jugendhitze, und um mich dem Papste gefällig zu machen, vor mehreren Jahren das Kreuz nahm. Die Rüstungen, zu welchen ich gezwungen bin, werden die Kräfte meines durch die Ränke der Päpste ohnehin schon geschwächten Reiches noch mehr erschöpfen.

Leop. Wenigstens werden eure Getreuen

einen Theil der Last von euern Schultern zu nehmen suchen.

Friedr. Ich zweifle, da sich bisher noch so wenige gefunden haben, die mit mir ziehen wollen.

Leop. Und wenn keiner von Deutschlands Fürsten eure Majestät begleitet, so soll doch mich nichts abhalten, euch mit meiner ganzen Macht zu folgen.

Friedr. Habt Dank, Herr Herzog, für euren freundschaftlichen Eifer! jetzt aber wünschte ich andere Beweise desselben zu erhalten, die euch zudem weniger schwer seyn werden, als Heeresfolge zu einem Kreuzzuge, an welchen der bloße Gedanke gewiß viele Lehnsleute und Dienstmannen erschreckt.

Leop. Befehlt, gnädigster Herr, auf welche Art ich euch nützen könnte, und seyd versichert, daß ich euren Befehl nach meinen besten Kräften ausführen werde.

Friedr. Keinen Befehl, lieber Herzog, eine Bitte hat euer Freund Friedrich an euch. Ihr wisset, daß der Haß der Päpste erblich auf meinem Hause ruht; wisset, wie viel meine Väter und mein Oheim von diesen herrschsüchtigen Priestern litten, und werdet daher nicht für unnöthige Furcht halten, wenn ich, so bald ich mich aus Europa entferne, den heftigsten Ausbruch der Verfolgung des Papstes ahnde.

Leop. Um euch nicht beyzustimmen, müßten mir die Bemühungen des Papstes und seines Verwesers, euch in Italien und Deutschland Feinde zu erwecken, unbekannt seyn.

Friedr. So wie die Ränke des Letztern mir, seinem Mündel, mit raubgierigen Händen zu entziehen trachteten, was er mir mit väterlicher Sorgfalt zu erhalten hätte suchen sollen! Hätten ihm die Edlen meines Königreichs erlaubt, die Herrschaft über dasselbe an sich zu reißen; so würde es mir noch schwerer geworden seyn, sie wieder zu erhalten, als ich es bisher mühsam fand, die unbefugte Macht zu bezügeln, zu welcher sich meine Edlen während meiner Minderjährigkeit empor schwangen. Mit Hülfe einiger Verräther unter ihnen sucht nun Honorius zu vollenden, was Innocenz begann, und meine Entfernung aus Europa wird ihm hierzu günstige Gelegenheit biethen.

Leop. Eure Getreuen, gnädigster Herr, werden einen solchen möglichen Versuch vereiteln.

Friedr. Wer wird aber den Bemühungen des Papstes steuern, durch die er die Fürsten des Reichs in ihrer Treue gegen mich zu erschüttern suchen wird? Dieß, Herr Herzog, möget ihr thun!

Leop. So ich es vermag, mit Gefahr meines Lebens.

Friedr. O nein, ich hoffe, ohne eine so

große Aufopferung. Stehet meinem Sohne mit gutem Rathe bey, dessen seine Jugend noch oft bedarf; und damit ihr dieß mit besserm Erfolge könnt, so gebt ihm die Hand einer eurer Töchter, und erfüllt hierdurch den Wunsch, meinen Sohn den Gatten eines guten biedern Weibes zu wissen.

Leop. Eurer Majestät gütiges Vertrauen zu meinen Töchtern ist mir noch theurer, als das Begehren, das für mich und sie so ehrenvoll ist.

Friedr. Man darf nur euch und eure treffliche Gemahlinn kennen, um zu euren Töchtern das lebhafteste Vertrauen zu gewinnen. Wie mir sind euch die Fehler meines Sohnes bekannt; ihr wisset, daß er mit einem Stolze, der immer höher strebt, Leichtsinn verbindet, der seiner Jugend eher zu verzeihen ist, denn jener; und nach meiner Hoffnung würde ihn ein gutes reizendes Weib von dieser Schwachheit heilen. Nennt mir diejenige von euern Töchtern, die ihr vorzüglich fähig haltet, der Arzt meines Sohnes zu werden.

Leop. Vermöchte dieß irgend eine unter ihnen, so wäre es meine Margarethe; denn ihre Schwestern sind noch zu jung, um von ihnen einen gereiften Verstand fordern zu können.

Friedr. Wohl! so werde Margarethe meine Tochter! Habt ihr vielleicht ein Gemählde eurer Tochter bey euch, durch welches wir,

bevor sie mein Sohn siehet, seine Aufmerksamkeit auf sie fesseln könnten?

Leop. Ein treffendes, obgleich nicht sie dem Mahler saß. Es ist das Conterfey meiner Theodore, als sie sich in dem Alter befand, das nun ihre Tochter erreicht hat, und der letztern vollkommen ähnlich, so wie sie selbst dem Urbilde.

Friedr. So laßt mich davon Gebrauch machen; denn fern ist es vor mir, bey der Verbindung unserer Kinder nur für mich Vortheil zu wünschen, oder sie gleich einer Staatsverhandlung zu betreiben. Indem sie unsern Willen befolgen, sollen sie glauben, nur nach dem Wunsche ihres Herzens gewählt zu haben.

* * *

Freudig über die günstigen Gesinnungen des Kaisers gegen seine Tochter, gab ihm Leopold das Bild derselben, welches er nun zu Erreichung seines Zweckes benutzte. Er machte einen vertrauten Diener mit seinem Plane bekannt, überlieferte ihm Margarethens Bild, und befahl ihm, es seinem Sohne in die Hände zu spielen, mit der Versicherung, daß er es gefunden hätte, den Besitzer desselben aber so wenig, als das Urbild dieses schönen Gemähldes, kennte.

Friedrichs Vertrauter wußte sich seines Auftrags auf eine gute und unverdächtige Art zu entledigen. In der Abwesenheit Heinrichs — so

hieß Friedrichs bereits zum römischen Könige gekrönter Sohn — befand er sich einst in dem Zimmer desselben. Er wußte, daß der junge König bald dahin zurück kommen würde, und ging ihm bey seinem Eintritte mit Margarethens Bilde entgegen.

„Könnt ihr, gnädigster Herr, vielleicht den Besitzer dieses Gemähldes errathen?" fragte er den König. — „Ich fand es heute nicht weit von eurem Zimmer, und wünschte es dem Eigenthümer um so mehr zurück zu geben, da ihm der Verlust eines solchen Kleinodes in zwiefachem Verstande unmöglich gleichgültig seyn kann. Sehet hier die funkelnden Edelgesteine, in welche es gefaßt ist, die aber neben der Schönheit des Gemähldes bald verblinden."

„Wessen Conterfey ist es?" fragte Heinrich, indem sein Blick fest und bewunderungsvoll auf dem Gemählde haftete.

„Dieß," fuhr der Hofmann fort, „hoffe ich von euch erfahren zu können; denn in eurem Alter, gnädigster Herr, hat man gewöhnlich genauere Kunde von den schönen Prinzessinnen, als dann, wenn sich, wie bey mir, das Haupthaar schon zum Grau verfärbt."

„Ich bitte euch, Herr Ritter!" erwiederte Heinrich, „sucht zu erforschen, wer dieß himmlische Bild verlor, oder welches Fräulein zu demselben saß, damit ihr einen Verlust

ersetzen könnt, den der Besitzer gewiß schmerzlich empfindet."

Friedrichs Vertrauter versprach sich alle Mühe zu geben, glaubte aber in Heinrichs Augen eine andere, als die vorgegebene Ursache, zu lesen, aus welcher er ihm eine Nachforschung befahl. Ob er richtig las, mögen unsere Leser aus einem Gespräche folgern, welches zwey Tage nachher dem Kaiser das Herz seines Sohnes aufschloß.

* * *

Heinrich (auf einen Sessel geworfen, den Rücken gegen die Thür gekehrt). **Friedrich** (tritt ein, ohne von seinem Sohne bemerkt zu werden).

Friedrich. So gedankenvoll, mein Sohn?

Heinrich. (springt verlegen auf, und verbirgt etwas in seinem Busen.) Verzeiht, mein Vater! mein Geist schweifte eben außer den Mauern meines Zimmers umher.

Friedr. Was ich sehr deutlich bemerkte; wo war aber sein Aufenthalt?

Heinr. (stockend) Nirgends. Mit raschem Fluge eilte er von Deutschland und Italien gegen Palästina.

Friedr. (mit mildem Lächeln.) Und was du so eilig in deinem Busen verbargst, war vielleicht der Riß vom Damiata oder von Cairo, den du betrachtetest, um über den Un-

ternehmungsplan des christlichen Heeres nachzudenken.

Heinr. (mit steigender Verlegenheit.) Nein, mein Vater! es war kein Riß von einer Feste des heiligen Landes — es war überhaupt gar nichts — Ihr habt euch geirrt — ich zog nur ein wenig an meinem Gewande.

Friedr. Möglich, daß ich nicht richtig sah; vollkommen richtig ist aber gewiß die Bemerkung einer Veränderung, die sich seit zwey Tagen mit dir begeben hat. Solche Abwesenheiten des Geistes, wie ich dich eben jetzt in einer überraschte, begegneten dir seit dieser Zeit öfters. Vermuthlich waren es Folgen der Besorgniß, die dich wegen meines nahen Kreuzzuges beunruhigten?

Heinr. Ihr durchschauet mein Inneres.

Friedr. Mit tiefer dringendem Blicke, als du glaubst; denn nur allzu wohl ist es mir bewußt, daß nicht der Gedanke an den Kreuzzug deine Sinne fesselt, sondern etwas, das dich noch mehr betrifft, deinem Herzen noch näher liegt.

Heinr. Kann mir irgend etwas theurer seyn, als das Beste meines Vaters, mit welchem das meinige so genau zusammen hangt?

Friedr. Frage dein Gewissen, mein Sohn, und es wird dich der Unwahrheit beschuldigen: doch darfst du deßhalb nicht erröthen; denn es gibt etwas, das dem gefühlvollen Man-

ne theurer seyn kann, als Vater, Thron und Vaterland, noch mehr dir, dem kaum vierzehnjährigen Jünglinge, in dessen Busen eine erst entzündete Flamme noch mächtiger auflodert, als bey dem Manne, dessen Leidenschaften Jahre schon abgekältet haben. Vielleicht weißt du es selbst noch nicht, daß in deinem Innern Liebe glüht; zu unverkennbar sind aber die Spuren ihrer Gegenwart mir und jedem, der dich sieht.

Heinr. Deuteten meine Mienen wirklich auf das, was ihr aus ihnen folgert, so wären sie aus Dollmetschern meiner Empfindungen zu Lügnern geworden.

Friedr. Nein, zu gefahrlosen Verräthern. Vollende ihr Geständniß; mache deinen Vater zum Vertrauten, und sey versichert, daß er dein Vertrauen durch Beyhülfe, Rath und Nachsicht belohnen wird, je nachdem eines von diesen dreyen nöthig seyn wird.

Heinr. (in ernsthaftem feyerlichen Tone.) Noch ein Mahl, mein Vater! ihr irrt, und mißdeutet die Blicke eures Sohnes, der seinem liebevollen Vater das Herz noch nie verschloß, und — —

Friedr. (ihn unterbrechend) Und es ihm auch jetzt nicht verschließen würde, wenn ihm nicht das Vorurtheil, ein Vater wäre in Angelegenheiten der Liebe kein schicklicher Vertrauter, die Zunge fesselte. Wisse, mein Sohn,

daß ich keiner von jenen strengen Vätern bin, welche die Neigung ihrer Kinder nach ihren Absichten zwingen; gleich einem Freunde werde ich dich nur mit meinem Rathe leiten, wenn vielleicht rasches Handeln, das der Jugend so gewöhnlich ist, meinen Rath nöthig machen sollte. (nach minutenlanger Pause) Du schweigst noch! Wäre es möglich, daß in dem Busen meines Sohnes ein Feuer brennte, das er seinem Vater nicht zu gestehen wagen dürfte?

Heinr. Es sey! ich will mich nicht länger vor euch verbergen! Ja, mein Vater, ich liebe; aber forscht nicht nach dem Gegenstande meiner Leidenschaft: denn meine Liebe ist eine Schwachheit; und welcher Mensch gesteht auch seinem Vater gern Schwachheiten?

Friedr. Ein Stolz, lieber Sohn, der oft gefährlich wird, besonders in Fällen, wie der deinige. Solche Schwachheiten können öfters das Herz ausschließend einnehmen, und sind gewöhnlich nur unter dem Beyrathe eines Freundes zu besiegen: finde diesen Freund in mir, indem du dich mir sonder Zurückhaltung entdeckst.

Heinr. O lasset mir immer den kleinen Stolz, ohne fremde Hülfe über mein Herz gesiegt zu haben!

Friedr. Bist du des Sieges so gewiß?

Heinr. Ich hoffe ihn.

Friedr. Wohl! ich will dir nicht kämpfen helfen, um dir nicht den kleinsten Theil des Triumphes zu rauben, mit welchem deine Hoffnung sich schmeichelt: um aber meinem längern Dringen zu wehren, mußt du mir wenigstens die Art deiner Schwachheit gestehen; den Gegenstand derselben begehre ich nicht zu wissen.

Heinr. (bittend) O erlaubt mir auch jenes zu verschweigen!

Friedr. Ein liebevoller Vater bittet dich um die Entdeckung desselben; wirst du seine Bitte unerfüllt lassen?

Heinr. Wie vermöchte ich dieß! Hört das Geständniß eures Sohnes, und zürnt nicht über ihn.

Friedr. Schwachheiten trifft nie mein Zorn, der nur die Strafe eines Verbrechens ist.

Heinr. So werdet ihr mir euer Mitleid schenken, wenn ich euch sage, daß ich ein Bild liebe.

Friedr. (lächelnd) Doch nicht das Bild der heiligen Jungfrau, oder einer andern ihrer Himmelsgenossinnen?

Heinr. Nein, ich glaube, daß das Urbild noch auf Erden wandelt, ob es schon mehr einer Tochter des Himmels gleicht; aber ich fürchte, daß es bereits eines Andern Eigenthum ist.

Friedr. Woher diese Furcht?

Heinr. Ihr werdet sie mit mir theilen, wenn ihr hört, daß das Gemählde, dessen Copie sich so unaufhaltsam in mein Herz stahl, nicht fern von meinem Zimmer gefunden wurde, wo es vermuthlich ein Mann verloren hatte, der sich durch dasselbe die abwesende Gattinn oder Geliebte zu versinnlichen suchte.

Friedr. Ist dein Bild in Demanten gefaßt?

Heinr. In die köstlichsten, die aber von den Reizen des Gemählides verdunkelt werden. —

Friedr. Wie freuet es mich, mein Sohn, daß ich dein Vertrauen für dich und mich so süß belohnen kann! Wisse, daß dein geliebtes Bild die Tochter meines Freundes, des Herzogs von Österreich, darstellt. Eben jetzt sagte er mir, daß er das Gemählde der geliebtesten seiner Töchter verloren hätte, und dir sey zum Troste gesagt, daß die Hand der schönen Margarethe noch so frey ist, als ihr Herz.

Heinr. (mit Feuer) Wie glücklich würde euer Sohn seyn, wenn es der reizenden Margarethe eine solche Empfindung öffnete, wie sie das seinige erfüllen.

Friedr. Glücklicher noch, als du glauben kannst: denn die Schönheit, die dich so all-

mächtig zu diesem Bilde hinzog, ist Margarethens geringster Reiz, der ihrem gebildeten Verstande und ihrem vortrefflichen Herzen weit nachsteht.

Heinr. O mein Vater! facht die Flamme in meinem Busen nicht noch mehr an, bevor ihr wisset, ob sie genährt werden darf.

Friedr. Ich hoffe es: der Herzog Leopold ist ja mein Freund, der sich deinem Glücke nicht entgegen stellen wird. Laß mich mit ihm sprechen!

* * *

Noch des nähmlichen Tages erfuhr Heinrich von seinem Vater, daß sich Leopold seinem Wunsche gemäß erkläret hätte, und nun brannte er vor Ungeduld, nach Deutschland heim zu kehren. Friedrich hielt ihn zurück, weil er ihn begleiten wollte, und so mußte er sich noch eine Zeit lang mit dem Besitze von Margarethens Bilde begnügen, das ihm Leopold bey seiner Abreise zurück ließ. — So bald dieser in Wien eingetroffen war, machte er seiner Gemahlinn bekannt, daß er Margarethen dem römischen Könige verlobt hätte, und mit ihr gemeinschaftlich bemühte er sich nun, in dem Busen seiner Tochter Empfindungen zu erwecken, zusammen zu treffen mit denen, von deren Gegenwart er sich bey Heinrichen zu Sanct Germano überzeugt hatte. — Bey-

de Ältern begannen damit, daß sie ihrer Tochter Heinrichs Bild mit den gefälligsten und lebhaftesten Farben mahlten, ohne sich jedoch von der Wahrheit zu entfernen. Dieses hatten sie um so weniger nöthig, da eine getreue Schilderung fern von aller Schminke ohnehin schon für den römischen König einnahm. Wirklich brachte auch die Schilderung, die Leopold und Theodore von ihm machten, genau die Wirkung hervor, welche sie damit bezweckten. Theodore wurde sehr bald überzeugt, wie viel Anziehendes Heinrich für ihre Tochter gewonnen hatte; denn Margarethe wurde es nicht müde, von ihm zu sprechen, und den Erzählungen von ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und der lebhaftesten Theilnahme zuzuhören.

So bald Leopold von Heinrichs naher Ankunft benachrichtiget wurde, glaubte er sich seinem Zwecke noch mehr nähern zu müssen. Er scherzte einige Mahl mit seiner Tochter über ihre günstigen Gesinnungen für den römischen König, freuete sich, daß sie solche Scherze erröthend von sich abzulehnen suchte, weil ihm hierdurch ihre Empfindungen deutlich wurden, und sprach nun mit Ernst von dem, was er erst scherzend behandelte. Margarethe gestand ihren Ältern, für die sie keine Geheimnisse hatte, ihre Liebe für den römischen König, worauf sie von ihnen er-

fuhr, daß ihre Wahl mit der ihrigen zusammen träfe.

Frau Theodore glaubte nun, ihre Tochter auch mit dem größten Fehler ihres Verlobten, mit seinem Leichtsinne, bekannt machen zu müssen; theils um zu verhüthen, daß ihre Liebe sich nicht vermindern möchte, wenn sie einst an ihm, von dem ihre Ältern bisher nur Gutes gerühmt hatten einen Mangel entdeckte, theils auch, um sie durch guten Rath in den Stand zu setzen, an der Verbesserung dieses Fehlers arbeiten, und sich selbst vor möglichen nachtheiligen Folgen desselben sichern zu können.

* * *

Unterdessen sich Leopold mit seiner Gemahlinn bemühte, Margarethen den Mann, der ihr zum Gemahle bestimmt war, theuer zu machen, sah er einen Wunsch erfüllt, der ihn schon lange beschäftiget hatte. Es zeigte sich ihm ein Strahl der Hoffnung, daß Heinrich die Forderungen, die er als Vater und Fürst an ihn machte, nun vielleicht eher erfüllen würde, als bisher.

Heinrich war jetzt ein Jüngling von siebzehn Jahren, der seinen Vater und ganz Österreich mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllte, weil sich das Land unter seiner Regierung kein solches Glück versprechen konnte, wie es jetzt unter der sanften Herr-

schaft des Vaters Leopold genoß. Heinrich beschäftigte sich unablässig mit Bogen, Schwert und Lanze, deren er sich bald zum Jagen bediente, bald in ritterlichen Spielen sich im Gebrauche derselben vervollkommnete; alles andere, was nicht mit dem Kriege, der Jagd oder den Kampfspielen in Verbindung stand, hatte für ihn keinen Reiz, so nöthig ihm auch Wissenschaft desselben seyn mochte. Vergebens forderte ihn sein Vater auf, sich mehr zum guten und milden Fürsten, als zum rastlosen Krieger zu bilden, und mit banger Erwartung blickte jeder friedliebende Österreicher in die Zukunft, wo Heinrichs unersättlicher Durst nach Kriege dem Unterthan mit Beschwerden, und dem Lande mit Verwüstung drohte.

An sich schon bedrückend, wird es ein Krieg noch mehr, wenn ein Fürst die Lasten desselben seinen Unterthanen nicht zu erleichtern, die Wunden, welche er zurück läßt, während des Friedens nicht zu heilen sucht; und keinem, der den Erben von Österreich kannte, war eine solche Hoffnung möglich. Mitleid wohnte nicht in Heinrichs Busen; viele zweifelten sogar, ob er des Gefühls der Menschlichkeit fähig wäre; und die Fühllosigkeit, mit welcher er Nothleidende von sich zurück stieß, so wie seine Härte, die das geringste Versehen seiner Diener mit ungerech-

ter Strenge bestrafte, erlaubte allerdings jenen Zweifel.

Rastlos hatten sich Leopold und seine Gemahlinn beeifert, ihren Sohn umzustimmen, hatten auch auf dessen Bildung noch größere Sorgfalt gewendet, als auf die Bildung seines jüngern Bruders. Neben dem Bewußtseyn, daß Heinrich der Leitung noch nöthiger bedürfe, als Friedrich, bewog Leopolden besonders Liebe für sein Volk hierzu, die ihm nicht erlaubte, etwas unversucht zu lassen, um seinen Erstgebornen zu einem löblichen und würdigen Fürsten zu bilden. Auf welche Art er seinen Zweck zu erreichen suchte, würden wir dir, lieber Leser! weitläuftiger erzählen, wenn wir, statt der Geschichte Margarethens, das Leben ihres Bruders schrieben; denn in jener ist uns nur erlaubt, die Begebenheiten des Letztern kurz zu berühren.

Als Leopold alle Mittel zur Besserung seines Sohnes vergebens angewendet sah, und sich überzeugte, daß die Eindrücke, welche seine väterlichen Lehren und liebevollen Ermahnungen zuweilen auf ihn machten, durch seine bösen Gesellschafter sogleich wieder verwischt würden, glaubte er nur noch einen einzigen möglichen Fall, wodurch bewirkt werden könnte, woran er bisher so ganz ohne Erfolg gearbeitet hatte.

„Die Liebe," sprach er einst zu Theodoren,

indem ihm der Schmerz über ihren mißgerathenen Sohn Thränen auspreßte, „ist mächtig, und hat schon oft größere Umwandlungen hervor gebracht, als die Umschaffung Heinrichs zu einem sanften und biedern Manne seyn würde. Sie wollen wir zu Hülfe nehmen, und dann gelingt uns vielleicht, was bisher bey aller Mühe nicht gelingen wollte.

Kaum hatte dieser Einfall den Herzog durchflogen, als er ihn dem Grafen Rüdiger von Pleigen mittheilte, um sich mit ihm über die Ausführung desselben zu berathen, weil er unter allen seinen Hofleuten von diesem die beste Weisung zu erhalten hoffte.

Graf Rüdiger war so eben von einer Reise zu vielen der vornehmsten deutschen Fürsten zurück gekommen, welche er mit einem Abgesandten des Kaisers Friedrich gemacht hatte, Theilnehmer an Friedrichs gelobtem Kreuzzuge zu werben. Dieses Geschäft thätig zu betreiben, hatte er sich an vielen Orten lange genug aufgehalten, um genaue Kenntniß der Höfe zu erhalten, wo er verweilte. Ein geprüfter Menschenkenner wurde es dem Grafen Rüdiger nicht schwer, von vielen fürstlichen Fräulein Kunde zu sammeln, die er jetzt benutzte, um seinem Herzoge gefällig zu seyn.

„Unter allen den Schönheiten, die ich unter den Fürstentöchtern sah," ließ Rüdiger

seinen Rath hören, „dünkt mich, gnädiger Herr, zu eurem Plane keine passender, als die Schwester des Herrn Landgrafen von Thüringen, Fräulein Agnes, welche mit fesselnder Schönheit den liebenswürdigsten Charakter verbindet, und Sanftheit mit Majestät in sich vereinigt. Die letztere hat jedoch nichts Abschreckendes oder Furchterweckendes; unwiderstehlich fühlt man sich aber hingerissen, ihr zu huldigen."

„Wollt ihr meinen Sohn bey dem Fräulein von Thüringen einführen?" fragte der Herzog.

„Ihr wißt ja, gnädiger Herr," erwiederte Graf Rüdiger, „daß ich jeden eurer Befehle so freudig, als nach meinen besten Kräften, befolge."

So bald Rüdiger den Herzog verlassen hatte, ließ dieser seinen Sohn zu sich rufen, und fragte ihn, ob er zu einer Jagd in dem Thüringer Walde geneigt wäre. Heinrich versprach sich zu viel Vergnügen von einer Jagd in diesem großen Walde, um nicht die Frage seines Vaters ohne Zögern zu bejahen; doch verlor seine Freude etwas von ihrer ersten Größe, als er erfuhr, daß Graf Rüdiger von Pleigen, welchen Staatsgeschäfte zu dem Landgrafen Ludwig riefen, sein Begleiter seyn würde. Eine Reise nach dem Thüringer Walde in der Gesellschaft seiner ge-

wöhnlichen Jagdgenossen, wäre ihm angenehmer gewesen. Um seinen Vater nicht zu erzürnen, äußerte er nichts von seinem Widerwillen gegen die Gesellschaft des Grafen von Pleigen, die ihm auch während seines Aufenthalts in Eisenach und auf der Wartburg mehr angenehm, als lästig wurde.

Agnesens Schönheit ließ es Heinrichen bald vergessen, daß eine Jagd die Absicht gewesen war, die ihn nach Thüringen führte. Graf Rüdiger hatte ihm auf dem Wege dahin viel von Agnesens Reizen gesagt; nach der Ankunft auf der Wartburg fragte Rüdiger den Prinzen, ob er seinen Bericht nicht bestätigt fände, und wußte sich bey ihm beliebt zu machen, und sein Vertrauen zu erwerben, weil er, so oft er sich mit ihm allein befand, dem Wunsche, von Agnesen zu sprechen, den Heinrich mit jedem Liebenden gemein hatte, ohne Aufforderung entgegen kam.

Heinrichs Bestreben, sich Agnesen gefällig zu machen, gab dem Grafen von Pleigen Gelegenheit, die Umwandlung zu beginnen, welche die Macht der Reize Agnesens vollenden sollte. Durch bescheidene Winke wußte er den Prinzen zu benachrichtigen, daß Agnes von dem Manne, den ihr Herz wählen könnte, mehr begehre, als daß er ein gewaltiger Nimrod wäre; und mit inniger Freude bemerkte er, wie Heinrich so wenig aus Lenk-

samkeit unter die Tugenden desselben gehörte, die gegebenen Winke genau befolgte. An dem Hofe des Landgrafen von Thüringen zeigte sich Heinrich nicht als der rohe und tobende Jüngling, den man sonst in ihm zu sehen gewohnt war, wodurch er auf Agnesen einen Eindruck wirkte, der seinen Wünschen vollkommen zusagte.

Erfüllt mit heißer Liebe für das schöne Fräulein von Thüringen kam Heinrich zurück nach Wien, wo es sein erstes Geschäft war, den Herzog mit den Angelegenheiten seines Herzens bekannt zu machen, und ihn um die Erlaubniß zu bitten, um die Hand des reizenden Fräuleins werben zu dürfen, mit deren Liebe er sich bereits schmeichelte. Gern erfüllte Leopold eine Bitte, die er selbst veranlaßt hatte, worauf Graf Rüdiger noch ein Mahl nach Eisenach ging, bey dem Landgrafen Ludwig für den Erben von Österreich um seine Tochter zu werben. Während der Abwesenheit desselben benutzte Leopold den wohlthätigen Eindruck, welchen die Liebe auf seinen Sohn gemacht hatte, um ihn auf der betretenen bessern Bahn weiter zu führen.

Liebe macht milder, und öffnet das Herz sanfter Empfindungen; diese so oft gemachte Erfahrung bestätigte Heinrich auch durch sein Beyspiel. Noch nie hatte er den liebevollen Ermahnungen seines Vaters mit so inniger

Rührung zugehört, als jetzt, und noch nie war der Vorsatz, ihnen gemäß zu handeln, so fest in ihm gewesen, und war so lange unerschüttert geblieben. Die Einwilligung des Landgrafen Ludwigs, die Rüdiger bald wieder zurück brachte, schien jenen Vorsatz zu befestigen, weßhalb Leopold oft seinen Einfall segnete, und dem Grafen von Pleigen dankte, durch dessen Hülfe er so bald zur Reife gediehen war, weil er sich große Hoffnung machte, seine Bemühungen für die Besserung seines Sohnes endlich belohnt zu sehen.

* * *

König Heinrich und Margarethe, und Heinrich von Österreich und Agnes sehnten sich gegenseitig mit gleicher Ungeduld nach der Bekrönung ihrer Wünsche, nur mit dem Unterschiede, daß es beyde Fräulein weniger laut thaten, als ihre Verlobten, weil jungfräuliche Sittsamkeit ihrem liebsten Wunsche Schranken setzte. Zum Glücke stellte sich demselben der Wille ihrer Ältern nicht entgegen, und zwischen dem Tage der Entflammung der Liebe unserer beyden Paare und der vollkommenen Befriedigung derselben lagen nur wenig Wochen; doch zweifeln wir nicht, daß der Zeitmesser der Liebe in ihrer Dauer viele Ewigkeiten fand. Im Sommer des Jahres 1225 hatte Leopold Sanct Ger-

mano verlassen; im nächsten Herbste reisete er schon mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern nach Nürnberg, wo König Heinrich seiner Verlobten harrte.

Wenig Tage vor der Abreise war der Graf von Pleigen nach Thüringen gegangen, das Fräulein Agnes, sammt ihrem Vater, ebenfalls nach Nürnberg zu führen, wohin König Heinrich alle Fürsten des Reichs geladen hatte, an der Feyer seiner Vermählung Theil zu nehmen.

Durch einen Eilbothen von der Ankunft seiner Braut benachrichtigt, zog ihr Heinrich bis vor Nürnbergs Thore entgegen. Heinrich hatte Margarethens Bild so schön gefunden, daß es ihm unmöglich schien, sie selbst noch schöner zu sehen; in Überzeugung von dem Gegentheile wurde aber diese geglaubte Unmöglichkeit verwandelt, da er jetzt Margarethen in aller Fülle ihres Liebreizes erblickte.

Wäre auch das Bild, dessen Anschauen bisher Heinrichs süßeste Beschäftigung gewesen war, nicht von Theodoren in ihrem jungfräulichen Alter, sondern von ihrer Tochter selbst genommen worden; so würden ihm doch die Reize gemangelt haben, deren Gegenwart bey Margarethen jetzt Heinrichs Auge fesselte, und ihn in bewunderungsvolles Anstaunen versenkten; denn welcher Mahler vermag

das sanfte Roth der Wangen, das liebeentzündende Feuer der Augen und das rege Weben des Busens zu erreichen, mit welchem ein liebendes Mädchen ihrem Geliebten in die Arme sinkt!

Erhaben sah Heinrich seine Verlobte über ihr Conterfey; auch er gewann bey ihr bey der Vergleichung mit dem Bilde, das sich ihre Einbildungskraft von ihm geschaffen hatte. Der Gedanke an sein Alter hatte Margarethen bey der Verfertigung desselben geleitet, und so entstand ein Bild, das einem Jünglinge von nicht völlig funfzehn Jahren ähnlicher war, wie Heinrich selbst, dessen Wachsthum an Geist und Körper schneller fortgeschritten war, als der gewöhnliche Gang der Natur die Bahn vorzeichnet. Margarethe glaubte einen aufblühenden Jüngling zu sehen, und wurde daher angenehm überrascht, da sie einen vollendeten erblickte, der sich, nach dem ersten Blicke zu urtheilen, mit den mehresten Männern dreist messen konnte.

Der Landgraf von Thüringen kam einen Tag später nach Nürnberg, als Herzog Leopold; aber dieser einzige Tag dünkte Heinrichen von Österreich länger, als die ganze Zeit, die seit seiner Trennung von Agnesen verflossen war. Zeuge des Wonnegenusses seiner Schwester und des römischen Königs, wuchs

seine Sehnsucht nach der abwesenden Geliebten mit jedem Augenblicke, bis sie endlich durch die Ankunft derselben gestillt wurde.

Die Freude des Wiedersehens äußerte sich bey Agnesen und ihrem Verlobten nicht minder lebhaft, als das freudige Staunen des ersten Anschauens bey dem römischen Könige und Margarethen, und mit Freudenthränen in den Augen nahmen Leopold und Theodore an dem Glücke ihrer Kinder Theil, nicht ohne Verwunderung über die Gleichgültigkeit des Landgrafen Ludwigs bey dem Frohseyn seiner Schwester.

Dieser fromme Landgraf hatte kein Gefühl für die Freuden der Kinder dieser Welt; ihm und seiner Gemahlinn Elisabeth stellte fromme, schwärmerische Einbildungskraft nur Freuden jenseit des Grabes dar. Nur selten blickte Ludwig zuweilen nach Palästina und seinen Heiligthümern, die er bald zu schauen hoffte; und unbekümmert um die Freuden, die sich den Erdenpilgern zum seligen Genusse darbiethen, schwärmte er mit seiner jungen Gemahlinn unter den Heiligen umher, deren Zahl zu vermehren dieses jungen Paares eifrigster Wunsch war. Er wurde erfüllt; Ludwig und Elisabeth prangten bald nach ihrem Tode unter der Menge der Heiligen, die überhaupt in jenen Zeiten durch abgeschiedene Fürsten reiche Vermehrung erhielt.

Doch wir kehren von diesen frommen Schwärmern, die sich zu entkörpern wünschten, um nur aus diesem irdischen Jammerthale eilen zu können, zu unsern liebenden Paaren zurück, von denen jeder Gedanke, daß neben der Freude hier nieden auch Jammer wohne, weit entfernt war. Wir sind so wenig gewohnt, Beschreibungen von Lustbarkeiten und festlichen Gelagen zu machen, als Empfindungen mahlen zu wollen, wo auch der geübteste Künstler den Pinsel mit Erkenntniß seiner Ohnmacht hinweg legen muß; daher wir uns nicht lange in Nürnberg verweilen können, so viel auch alle, die daselbst gewesen waren, von den gesehenen Festen zu erzählen wußten. Das glänzendste unter denselben war ein Turnier, wo so wacker gekämpft wurde, und des Gedränges so viel war, daß einige der Theilnehmer und der Zuschauer die genossene Freude mit ihrem Leben bezahlen mußten *).

*) In einer Anmerkung glauben wir unsern Lesern sagen zu müssen, daß im Gedränge bey den Festlichkeiten in Nürnberg vierzig Edle und Geistliche ihren Tod fanden. Wir wissen nicht, ob die Zahl der Übrigen mit dieser im Verhältnisse stand: wenn aber auch vierzig die ganze Summe der Verunglückten ist, so können wir uns doch freuen, daß wir im achtzehnten Jahrhunderte leben.

Größere Freude, als unter dem Toben der Feste, fanden die Neuvermählten daheim in ihrem Gemache, wenn sie ganz einsam nur sich selbst lebten, oder im Zirkel ihrer Lieben ihre Freude aushauchten, und jene zu froher Theilnahme stimmten. Neugierig forschend fanden sie gegenseitig immer mehr, was ihren Bund fester kettete, und ihre Liebe nährte, wobey jedoch die Zauberkunst derselben oft Dingen, welche kalt prüfender Vernunft wenig Veranlassung zur Freude gegeben haben würden, gefällige Farben lieh, und auf diese Art Flecken zu Reizen umschuf. — Agnes und Margarethe verfuhren auf diese Weise. Biederherzigkeit und männlicher Muth dünkte der ersten bey ihrem Gemahle, was Wildheit und Mangel an feiner Ausbildung war, die freylich beyde von der Gewalt der Liebe in den Schranken gehalten wurden, die sie sonst übersprangen. Aus Liebe nicht weniger parteyisch, als ihre Schwägerinn, milderte Margarethe Heinrichs Stolz zu Gefühle seiner Würde, und seinen Leichtsinn, der ihr in der Folge zu einer Quelle des bittersten Kummers wurde, übersah sie ganz; doch werft deßhalb keinen Stein auf sie, ihr jüngern Schwestern Margarethens! denn gewiß würden wenige unter euch heller gesehen haben, als sie, weil es eben dieser Leichtsinn war, der sie noch mehr zu ihrem Gemahle hinzog.

Wird ein Leichtsinniger von einem Gegenstande auf eine Zeit lang gefesselt; so beschäftigt er ihn bekanntlich während der Dauer ausschließend; dieß auch Heinrichs Fall, der jetzt für nichts in der Welt Gefühl hatte, außer für seine reizende Gemahlinn, welche hierdurch von der Stärke seiner Liebe noch mehr überzeugt wurde.

Der größte Theil der Fürsten und Edlen, die durch das Turnier und die andern Lustbarkeiten nach Nürnberg gezogen wurden, hatte diese Stadt bereits verlassen, als auch der Herzog von Österreich an die Heimreise dachte. Schmerzlich war ihm die Trennung von seiner Tochter, schmerzlicher noch Frau Theodoren; doch verbargen beyde ihre Empfindungen sorgfältig vor Margarethen, um die ihrigen, welche jenen entgegen gesetzt waren, nicht zu stören. Ehedem war Margarethe bey dem bloßen Gedanken einer möglichen Trennung von ihrer geliebten Mutter erbebt; jetzt sah sie dieselbe sich nahe, und fühlte sich nicht von so beunruhigenden Gefühlen beklemmt, als da sie noch fern von ihr war. Woher diese Veränderung — dieß, lieber Leser! bedarf wohl keiner nähern Erläuterung.

Frau Theodore wiederhohlte die guten Rathschläge, mit denen sie ihre Tochter schon in Wien ausgesteuert hatte, welches aber

nur in der Form zufälliger Gespräche geschah, weil Margarethens günstiges Vorurtheil für ihren Gemahl ihr allen Glauben benahm, daß sie jemahls in den Fall kommen könnte, von dem guten Rathe ihrer Mutter Gebrauch zu machen. Voll Ahndung des Gegentheils ließ Theodore ihrer Tochter Sophien von Prunn, die vertrauteste und würdigste ihrer Frauen, zurück, um ihr den guten Rath, den sie jetzt wenig achtete, zu wiederhohlen, wenn sie ihn vielleicht einmahl nöthiger bedürfen sollte. Nicht ohne Thränen sah Margarethe ihre Mutter von sich scheiden; aber hinweg geküßt von ihrem Gemahle versiegten diese bald, und störten sie nicht in dem Genusse der Freuden, die sie in Heinrichs Armen fand.

* * *

Unter den Fehlern, deren man den Kaiser Friedrich beschuldigte, war Veränderlichkeit in der Liebe diejenige, über welchen sich seine Gemahlinnen am heftigsten beschwerten. Sein Sohn Heinrich hatte nur wenig von seinen Verdiensten, wohl aber diesen Fehler geerbt, dessen er sich noch mehr schuldig machte, als sein Vater. Hiervon war ohne Zweifel seine Jugend nicht weniger Ursache, als der Mangel bedrückender Regierungsgeschäfte, deren Last bey dem Kaiser Friedrich durch die Menge seiner Feinde und die Verfolgung des Pap-

stes vergrößert wurde. Heinrich fühlte diese Würde weniger, da ihm sein Vater den Erzbischof Engelbert von Cöln zum Gehülfen gegeben hatte, der mit Bereitwilligkeit und Treue dem jungen römischen Könige eine Last zu erleichtern suchte, die für seine Schultern allein noch zu schwer war.

Engelbert war vorher Heinrichs Vormund gewesen; seit einem Jahre führte er den Nahmen seines Kanzlers, leitete aber noch wie zuvor die Ruder des Staates nach dem Willen des Kaisers, und Heinrich bekümmerte sich wenig um die Regierung. Er fand es bequemer, den Glanz der königlichen Krone zu genießen, ohne ihre Schwere empfinden zu müssen, schloß sich aber doch von den Geschäften des Staats nicht so ganz aus, um seinen Vater zu der Vermuthung zu veranlassen, daß er sich ihnen nicht so thätig widmen würde, als es Friedrich wünschte. Forderte das Beste des Reichs oder der Befehl seines Vaters Heinrichs eigene Thätigkeit auf, so ließ er diese Forderung nicht unerfüllt, ob er schon den größten Theil der Zeit in Lustbarkeiten und Zerstreuungen verlebte, indeß der Erzbischof von Cöln mit unermüdetem Eifer für das Beste seines Herrn und des Reichs wachte.

Zuweilen fühlte Margarethe ihren Busen beklemmt, wenn sie ihren jungen Gemahl in

dem Zirkel der Schönheiten seines Hofes umher kreisen sah; frey athmete sie aber wieder, wenn er den Reizen derselben sonder Eindruck vorüber eilte, und mit ungeschwächter Liebe zu ihr zurück kehrte. Gern verzieh sie ihrem Gemahle seine Gefälligkeiten gegen alle schönen Frauen, und geheilt von aller Eifersucht wurde sie nicht unruhig, wenn sie ihn auch mit einer unter ihnen länger, als gewöhnlich, beschäftigt, oder in einer so warmen Unterhaltung begriffen sah, daß durch sie die Eifersucht mancher Gattinn hätte aufgeregt werden können.

Zwey Monden waren jetzt Margarethen seit der Abreise ihrer Ältern dahin geschwunden, in welchen das Glück, das sie an Heinrichs Seite gefunden hatte, durch nichts vermindert worden war. Voll süßer Hoffnung und voll festen Vertrauens auf die unwandelbare Liebe ihres Gemahls schmeichelte sich Margarethe der ewigen Dauer derselben, ohne die Erschütterung zu ahnden, die sich ihr bereits nahete.

Mit ihrem Gemahle kam die junge Gräfinn Bertha von Hirschberg an den Hof des Königs mit dem geheimen Vorsatze, Siegeszeichen zu erringen. Bertha war zu schön, ihren Wunsch nicht bald erfüllt zu sehen; alle Ritter am Hofe huldigten ihr ohne Unterschied, sahen sich aber auch alle von ihr auf

eine Art behandelt, die ihren Wünschen nicht zusagte. Gleichgültig bezeigte sich Bertha gegen die ganze Schar ihrer Verehrer; keiner konnte sich von ihr nur des geringsten Minnesoldes rühmen; einstimmig klagten dagegen alle über die Unempfindlichkeit der holdseligsten unter den Weibern.

Daß Frau Bertha nicht aus Treue für ihren Eheherrn gegen die dargebrachten Huldigungen so gleichgültig war, geht deutlich aus der Absicht hervor, mit welcher sie an Heinrichs Hoflager erschien. Ihre Gleichgültigkeit war Plan, nicht Folge allgemeiner Unempfindlichkeit; denn sie zeigte sich nur deßhalb fühllos gegen alle Huldigungen der Männer, weil sich unter ihnen derjenige noch nicht befand, gegen den sie ihr Netz auszuspannen beschlossen hatte, so bald sie an dem Hofe anlangte. Dieser Erwählte war König Heinrich, den Bertha's Eigenliebe aus zwiefachem Grunde zu fesseln wünschte. Sie wurde nicht nur dadurch aufgefordert, daß sie in ihm den Liebenswürdigsten der jungen Männer an seinem Hofe sah, sondern noch mehr durch den Glanz des königlichen Purpurs, den die schöne Bertha mit ihm zu theilen wünschte.

Gleich bey ihrem ersten Erscheinen hatte sie Heinrichs Aufmerksamkeit an sich gefesselt; er entzog ihr den Zoll der Bewunderung so wenig, als alle seine Ritter und Edlen: aber

Bertha begnügte sich nicht mit der Entrichtung desselben; denn ihr Plan wollte nicht eine zufällige und unbestimmte Abgabe von Heinrichen, sondern beschäftigte sich damit, ihn völlig zum Leibeigenen zu machen. Sie hatte deßhalb genaue Kunde von seinem Charakter eingezogen, in welchem der Hang zur Veränderung mit ihrem Plane wenig zusammen traf. Bertha fürchtete ihn scheitern zu sehen; Eigenliebe scheuchte aber bald diese Furcht von ihr weg. Mit Hülfe ihres Spiegels überzeugte sie sich, daß es Heinrichen unmöglich werden würde, sich von einer Geliebten zu trennen, deren Reize selbst die unersättlichsten Forderungen erfüllten, wenn es ihr nur zuerst gelungen wäre, ihn fest an sich zu ketten.

Ohne uns bey Nachforschungen aufzuhalten, ob Bertha nicht vielleicht von der Allmacht ihrer Schönheit eine allzu günstige Meinung hägte, wollen wir unsern Lesern nur die Grundzüge des Planes liefern, nach welchem sie ihre Unternehmungen fortsetzte.

Bey dem Könige ein gutes Vorurtheil für sich hervor zu bringen, widerstand sie mit unerschütterlicher Festigkeit dem Aufrufe ihrer Neigungen, deren Feuer ihr die Strenge, mit der sie die Menge ihrer Bewunderer behandelte, äußerst schwer machte; und nicht für den gegen-

wärtigen Augenblick, sondern für die Zukunft besorgt, nahm sie gegen Heinrichen selbst ein Verfahren an, das den Wünschen ihres Herzens, welches dem schönen Jünglinge entgegen wallte, widersprach. Die zuversichtliche Hoffnung, sich für den Zwang, dem sie sich jetzt freywillig unterwarf, dereinst reichlich belohnt zu werden, erleichterte ihr die schwere Mühe, die ihr dieser Zwang kostete. Wochen vergingen, und Heinrichs Huldigungen wurden mit noch nichts mehr, als zuweilen mit einem gefälligen Blicke, belohnt; dennoch fühlte er, daß ihm Bertha mit jedem Tage theurer wurde, und seine Leidenschaft schien durch Hindernisse, die ihr der Gegenstand derselben entgegen stellte, um noch mehr Nahrung zu erhalten.

Unsere Urkunden bestimmen nicht, ob Bertha schöner war, als Margarethe; doch sagen sie, daß sie dem Könige Heinrich wenigstens schöner dünkte: vielleicht nur eine Folge des Reizes der Neuheit und des Sehnens der Leidenschaft, die bey Berthen Befriedigungen, die sie von Margarethen bereits erhalten hatte, nur hoffen durfte; und Hoffnung mahlt zukünftiges Glück bekanntlich reizender aus, als gegenwärtiges uns scheint.

Mächtiger flammte Heinrichs Leidenschaft für die schöne Bertha täglich empor; natürlich mußte sich seine Liebe für Margarethen in dem

nähmlichen Grade vermindern, in welchem jene sich vermehrte. — Margarethens Blicken entging diese Abnahme nicht, ob sie schon die Ursache derselben nicht ahndete. Das Benehmen ihres Gemahls gegen die Gräfinn von Hirschberg schien ihrer günstigen Meinung von demselben ganz unverdächtig, und Berthens täuschende, kunstvolle Sittsamkeit entfernte von ihr jeden Argwohn, daß die Gräfinn mit ihrem Gemahle irgend eine ihr nachtheilige Absicht haben könnte. Sie erinnerte sich des Rathes ihrer Mutter, nicht so gleich Verminderung der Liebe zu ahnden, und sich zur Eifersucht aufreizen zu lassen, wenn die Gluth ihres Gemahl durch die Zeit gemäßiget würde.

So bald die Frau von Prunn vermuthete, daß Margarethens Zurückerinnerung an diesen Rath nützlich seyn würde, zögerte sie nicht, sie herbey zu führen, und Frau Theodorens Worte zu erläutern. So oft die Königinn mit ihr von der Verminderung der Wärme ihres Gemahls sprach, vergaß sie nicht, sie zu erinnern, daß dieses der Natur gewöhnlicher Gang wäre, und Leidenschaften nie die Stärke behalten könnten, durch die sie sich in den ersten Zeiten nach ihrer Entstehung auszeichneten.

„In den ersten Wochen der Ehe, sprach Frau Sophie, „beschäftigen sich junge Gat-

ten gegenseitig ausschließend mit sich selbst; der Gemahl, in mancherley ernste Geschäfte verwickelt, wird gewöhnlich zuerst von dieser einzigen Beschäftigung los gerissen, und die Erinnerung an andere Pflichten, als die gegen seine Gemahlinn, gebiethet ihm dieses. Dann verliert sich das aufbrausende Feuer der Leidenschaft, welches mit der auf Achtung des innern Werthes gegründeten Liebe keine Gemeinschaft hat, und läßt nur diese als die wahre Schöpferinn glücklicher Ehen zurück. Dem Gemahle, mit dieser erfüllt, Vorwürfe zu machen, daß ein Feuer sich mäßigte, das seiner Natur zu Folge nicht in immer gleichem Grade fortlodern konnte, wäre so ungerecht, als es ihm schmerzhaft seyn würde; weislich ist es aber dann, wie ihr, gnädigste Frau, den Gemahl für die Zerstreuung und die oft belastenden Geschäfte seines Standes und Verhältnisses in den Stunden der Einsamkeit mit warmer Liebe zu belohnen, durch Heiterkeit ihn zum Frohsinne zu wecken, und von seiner Stirn die Furchen zu scheuchen, die ermüdende und oft verdrießliche Beschäftigungen darauf zogen."

* * *

Nicht, gleich Margarethen, von Liebe und günstigem Vorurtheile verblendet, und durch Jahre zu tieferer Menschenkenntniß gereift, als sie, ergründete Sophie den jungen Gemahl ih-

rer Gebietherinn ohne Mühe, so wie sie Berthens Betragen gegen ihn die richtige Deutung gab. Sie war weit entfernt, ihre Bemerkungen der Königinn mitzutheilen, weil ihre Ergebenheit für dieselbe sie so wohl vor den Qualen der Eifersucht zu schützen, als die nachtheiligen Folgen zu verhüthen suchte, die aus der Entzündung derselben wahrscheinlich entstanden wären. Durch die Foltern dieses Plagegeistes unmuthig gemacht, würde es Margarethen schwerer geworden seyn, ihren irrenden Gemahl so liebevoll zu behandeln, als es Sophien nöthig schien, um ihn von seinen Abwegen zurück zu leiten.

Wider die Aufforderungen ihrer eigenen Empfindungen hatte sich bis jetzt die Gräfinn von Hirschberg gegen den König benommen, um ihn zu prüfen, und sich selbst zu überzeugen, ob sein Leichtsinn einer solchen ernsten Leidenschaft fähig wäre, als ihr Plan sie verlangte.

Nicht weniger stolz als eitel gedachte Frau Bertha, sich durch Heinrichs Liebe zur Beherrscherinn des heiligen römischen Reichs zu machen, und dieser hohe Flug, den ihre Einbildungskraft nahm, und das Anziehende und Schmeichelnde, das er für sie hatte, stählte sie allein zu der Kraft, fünf lange Wochen dem Könige jede auszeichnende Gefälligkeit zu verwei-

gern. Sie hatte noch einige zur Dauer der Prüfung von Heinrichs Beständigkeit bestimmt; Macht der Liebe bewog sie aber, die fest gesetzte Frist zu verkürzen, und sie glaubte dieß ohne Gefahr zu können, da sie aus der unerschütterten Beständigkeit, mit welcher Heinrich nur nach einem gefälligen Blicke von ihr rang, auf diejenige schloß, die ihn fest mit ihr verbunden halten würde.

Wir wollen Heinrichs Abenteuer mit der schönen Gräfinn von Hirschberg nicht Schritt vor Schritt verfolgen, sondern uns mit der Nachricht begnügen, daß Heinrich, bald nach überstandener Prüfungszeit, die Wohnung des Grafen von Hirschberg öfters besuchte, und hier mehr Gelegenheit zu traulichen Unterhaltungen mit der liebenswürdigen Bertha bekam, als sich ihm im Gewühle an seinem Hofe dargebothen hatte. Die Unterhaltungen mit ihr gewannen hierdurch neue Reize für ihn; lästig wurde ihm aber bald die Gegenwart des Grafen. Sich dieses Beschränkers seiner Freuden zu entledigen, sandte er ihn mit einem Auftrage an seinen Vater, und der gute Graf fand sich durch dieses Vertrauen des Königs gar hoch geehrt, wie es ihm wahrscheinlich nicht geschienen haben würde, hätte er die wahre Veranlassung zu derselben gewußt.

Sophien von Prunn waren die Fortschritte

zur nähern Bekanntschaft zwischen dem Könige und der Gräfinn von Hirschberg nicht verborgen geblieben; sie selbst aber bemühte sich eifrigst, sie der Königinn Margarethe zu verhehlen, und sie wegen der zunehmenden Kälte, die sie an ihrem Gemahle bemerkte, zu beruhigen. Dieß gelang ihr nicht so vollkommen, um von der Königinn die Vermuthung zu entfernen, daß jener Kaltsinn doch vielleicht einen näheren Grund, als den gewöhnlichen Gang der Ehre, haben müßte, weil er sich von der Liebe so weit entfernte, daß sich ihrer gerechte Zweifel an der Gegenwart derselben bemächtigten.

Heinrich ließ jetzt zuweilen einige Tage verstreichen, ohne seine Gemahlinn zu sehen. Kam er dann wieder zu ihr, so fehlte es ihm zwar nicht an Entschuldigungen seiner Entfernung, wozu er sich gewöhnlich des Vorwandes dringender Regierungsgeschäfte bediente; doch genügten Margarethen alle diese Entschuldigungen so wenig, als sie Heinrich durch erkünstelte Worte zu täuschen vermochte. Nur allzu wohl bemerkte Margarethe, wie weit sich diese von derjenigen unterschied, die noch vor wenig Wochen in Heinrichs Busen glühte, und der Ausfluß ungehäuchelter Empfindungen war.

Wider Sophiens Rath beschloß sie, ihren Gemahl zu belauschen, um die Ursache seiner

Veränderung und den dringenden Geschäften nachzuspüren, die ihn ihr jetzt so oft und lange entzogen. Eine Dienerinn, die für Margarethens Ruhe weniger besorgt war, als Frau Sophie, entdeckte ihrer Gebietherinn, daß ihr Gemahl den größten Theil der Zeit, den er zuvor an ihrer Seite verlebt hatte, durch Besuche bey der Gräfinn von Hirschberg ausfüllte.

Mit einem Mahle zeigte sich ihr nun der Umgang ihres Gemahls mit dieser Nebenbuhlerinn in ihrer Gegenwart von einer ganz andern Seite, als von der er sich ihr bis jetzt dargestellt hatte. Sie erstaunte über sich selbst, daß ihr verblendetes Auge bisher Unschuld hatte sehen können, wo nun ihre strenge Prüfung solche unwiderlegliche Beweise der Schuld fand, und bittere Thränen über das so schnelle Verschwinden der Hoffnung von Heinrichs unwandelbarer Treue trübten das Auge, das bis jetzt nur wohlthätige Thränen des Entzückens benetzt hatten.

Verschlossen in ihr Gemach klagte sie der treuen Sophie ihren Schmerz, und verlangte Trost und Rath von ihr. Dem ersten Eingang zu verschaffen, vermischte Sophie Anfangs ihre Thränen mit den Zähren Margarethens; dann suchte sie nach und nach die Hoffnung in ihr hervor zu bringen, daß der vertraute Umgang ihres Gemahles mit der Gräfinn von Hirschberg doch vielleicht weniger schuldvoll seyn

könnte, als ihre von Eifersucht erregte Furcht jetzt ahndete.

Bald öffnete sich Margarethens Busen einer Hoffnung, die mit ihren Wünschen so genau überein stimmte, und von der Liebe für Heinrichen nicht weniger genährt wurde, als durch Sophiens wiederhohlten tröstlichen Zuspruch. Je mächtiger sie in ihr wurde, je mehr näherte sie sich der Rückkehr der Seelenruhe, welche die Nachricht, die ihr der allzu rasche Dienstleifer ihrer Dienerinn brachte, von ihr hinweg genommen hatte. Einen Tag nach jener traurigen Bothschaft glaubte Frau Sophie ihre Gebiethe-rinn empfänglich für guten Rath, und zu der Befolgung desselben geschickt.

Die Wahrscheinlichkeit der Schuldlosigkeit Heinrichs — denn wahrscheinlich dünkte Margarethen heute schon, was sich gestern aus einem Wunsche zur Hoffnung erhob — war der Standpunct, von welchem die Frau von Prunn ausging. Sie gab Margarethen zu bedenken, wie empfindlich es ihren Gemahl schmerzen würde, wenn sie ihn, gleich viel, ob durch Worte, Blicke, oder verändertes Betragen gegen ihn, einer Verletzung der Treue anklagte, und ihm sein Gewissen das Zeugniß der Unschuld gäbe — und fuhr dann fort, sie zu erinnern, wie schon so mancher bloß dadurch zu einem Verbrechen hingerissen worden wäre, daß man ihn die

Strafe desselben fühlen ließ, ehe er es noch begangen hatte. — „Nicht Vorwürfe," endigte Sophie, nachdem sie mit Bescheidenheit um Vergunst gebethen hatte, dem Gedächtnisse der Königinn den Rath ihrer Mutter zurück rufen zu dürfen, „nicht Vorwürfe und stürmisches Mahnen führen Irrende zurück auf den verlassenen Pfad, sondern Überzeugung, daß dieser der bessere war. Gesetzt auch, daß euer Herr und Gemahl zwischen der Neigung für die Gräfinn von Hirschberg und der Treue gegen euch schwankte; gesetzt, daß er sich bereits auf die Seite der erstern geneigt hätte: so wird sich doch sein Schwanken enden, und sein innerer Kampf für euch entscheiden, so bald er lebhaft empfindet, wie viel er bey dem Tausche verlieren würde, zu welchem ihn aufgeflammte Leidenschaft verleiten wollte. Diese Empfindung in ihm aufzuregen, sey das Bestreben meiner gnädigen Gebietherinn, für welche die Natur und die Sorgfalt gütiger Ältern zu viel thaten, um nicht das Gelingen desselben mit Zuversicht erwarten zu können."

Fest wurde in Margarethen der Vorsatz, Sophiens gutem Rathe genau gemäß zu handeln; auch blieb sie ihm getreu, ob es ihr schon unmöglich war, in der Gegenwart ihres Gemahls jeder Anwandlung des Kummers und des Trübsinns zu wehren.

* * *

(Margarethens Zimmer.)

Heinrich. Margarethe.

Heinrich. Woher, meine theure Gemahlinn, woher die Thränen, die euer Auge zuweilen mühsam zurückpreßt, und der Anstrich von Schwermuth, der eure sonst so heitere Stirn umdüstert?

Margarethe. Schmerz über meinen Bruder Heinrich und Mitleid gegen seine gute Gemahlinn lockte sie hervor. Heinrich ist wieder, was er sonst war, und der Zauber des Liebreizes der holden Agnes vermag nicht eine Umänderung zu bewirken, um welche sich meine Ältern schon so lange vergebens bemühten.

Heinr. Und diesen Gram verbirgt meine Margarethe so sorgfältig vor mir? schließt mir ein Herz nicht auf, mit welchem sie das meinige in so übereinstimmendem Einklange weiß? Warum, Liebe, solche Zurückhaltung?

Margar. Gewiß aus guter Absicht. Mein geliebter Gemahl kam heute so heiter zu mir, als ich ihn seit einiger Zeit nicht gesehen habe; sollte ich ihn in dem Genusse dieser Heiterkeit durch meinen Trübsinn stören?

Heinr. Dank dir, gutes Weib, für diese zärtliche Sorgfalt! Aber noch inniger würde mein Dank seyn, ahndete ich nicht bey dir einigen Mangel an Aufrichtigkeit.

Margar. Sollte ich je zu einem solchen Mißtrauen Veranlassung gegeben haben?

Heinr. Jetzt zum ersten Mahle. Nicht wahr, Liebe! das Schreiben, welches dir die neuesten Begebenheiten in Wien berichtete, erhieltest du erst heute?

Margar. Kaum vor zwey Stunden.

Heinr. Und vor zwey Tagen sah ich schon, daß deine Wimpern hervor quellende Thränen zerdrückten, und Heiterkeit so fern von dir war, als heute.

Margar. (verlegen) Folgen banger Ahndungen dessen, was nun leider bestätiget worden ist.

Heinr. Stille, gute Margarethe, damit du dich nicht immer mehr von der Wahrheit entfernst! Zu vollkommen bin ich überzeugt, daß du von dem, was dir das erhaltene Schreiben aus Wien gemeldet hat, nicht die leiseste Ahndung hattest, um deinen Vorwand für etwas mehr zu halten, als was er wirklich ist. Gestehe es immer, daß dein Gram aus einer andern Quelle floß.

Margar. Nimm dieses Geständniß, doch mit Verheimlichung der Quelle.

Heinr. (bedeutend, doch liebevoll) Verheimlichung unter Gatten?

Margar. Kann zuweilen nothwendig seyn.

Heinr. Auch mit gegenseitigem Vertrauen bestehen?

Margar. (mit erkünsteltem Lächeln) Wollte mein Gemahl diese Frage verneinen, so spräche er, wie mich dünkt, wider sich selbst.

Heinr. In wie fern?

Margar. Seit mehrern Wochen rissen euch Geschäfte oft aus meinen Armen, und einsam mußte ich klagen, ohne zu wissen, was mir eure Gegenwart raubte. Dieß war Verheimlichung, die ich jetzt durch Wiedervergeltung bestrafe.

Heinr. Darf ich errathen, was mir Margarethe verhehlt?

Margar. Ja, wenn ihr euch nutzlose Mühe geben wollt; denn gewiß bin ich überzeugt, daß euer Grübeln meinem Geheimnisse immer vorbey gehen wird.

Heinr. Lasset es uns versuchen! (mit Wärme) Ich war die Ursache deines Kummers, und klage mich jetzt selbst an.

Margar. (stockend mit gesenktem Blicke) Meine Überzeugung bestätigt sich. Nein, mein theurer Gemahl! ihr wart diese Ursache nicht; ich kann mir sogar keine Möglichkeit denken, wie ihr sie hättet seyn können.

Heinr. Lasset mich eurem Gedächtnisse zu Hülfe kommen! Meine Entfernung gebar den Kummer, der in dem Busen meiner Margarethe wüthete.

Margar. (mit mühsamer Verstellung) O nein; ich weiß, daß Männer auf dem Throne nicht

für ihre Gattinnen allein leben können, weil heilige Pflichten sie oft von ihnen hinweg rufen.

Heinr. (Sie mit Feuer umarmend) Engel des Himmels! blickt herab auf eure Schwester! O Weib, wie gut bist du, um wie so vieles besser, als ich! Beschämt durch deine Güte, und empfindlich durch sie bestraft, steht dein irrender Gemahl reuig vor dir. Vergib ihm, und ende die Strafe!

Margar. (Heinrichs Umarmung erwiedernd) Lasset uns die letzten Tage, welche diesem seligen voran gingen, aus unserm Gedächtnisse verwischen, damit nichts unsere erneuten Freuden störe!

Heinr. Wirst du, Beleidigte, dieß können?

Margar. O warum kränkst du mich mit diesem Zweifel?

Heinr. Noch ein Mahl; um wie so viel bist du besser, denn ich!

Margar. (Ihn küssend) Laß mich den Mund verschließen, der so vorlaut verkündet, welche Luftbilder der Zauberspiegel der Liebe deiner Einbildungskraft vorgaukelt.

Heinr. Beichtende, die ungeheuchelte Reue belebt, sprechen nur Wahrheit; laß mich mein Bekenntniß vollenden, und vermagst du es dann, so vergib deinem Heinrich!

Margar. Du liebst mich; und neben diesem Bekenntnisse bedarf es keines andern.

Heinr. Meine Ruhe heischt es.

Margar. Kann diese mehr fordern, als meine Liebe?

Heinr. Sie wünschen auch deine Vergebung.

Margar. Der Vergebung muß Zorn voran gegangen seyn, und Liebe zürnt nicht.

Heinr. Weib sonder gleichen! mit welcher Milde hebst du mich wieder zu dir empor! Du willst, daß ich schweige, und ich will dir folgen, so weit ich es vermag, ohne dir Veranlassung zu neuen Unruhen zu geben, und mich der Gefahr auszusetzen, von dir für noch sträflicher gehalten zu werden, als ich es ohnehin schon bin. Mit scheinbarem Mangel des Gefühls meiner Schuld stellte ich mich dir dar; allein du thätest mir zu viel, wenn du mich wirklich eines solchen gänzlichen Mangels beschuldigtest. Mühsam both ich alle meine Dreistigkeit und Verstellungskraft auf, um mich zu überzeugen, ob ich in meiner Margarethe wirklich ein solches Kleinod besäße, als dieses Schreiben von unbekannter Hand mir versichert, und ich fand noch ein größeres in ihr!

* * *

Wir verlassen unser wieder versöhnliches Paar, um unsern Lesern, indem wir ihnen die Quellen der Urschriften öffnen, vollkommenere Erläuterung zu geben, als sie Margarethe von

ihrem Gemahle erhalten konnte, weil diesem selbst manches dunkel war, was sich erst späterhin aufhellte.

Der Erzbischof Engelbert, Heinrichs aufmerksamer Beobachter, durchschaute den Plan der Gräfinn von Hirschberg um so leichter, weil sie mit der Ausführung desselben zu rasch zu Werke ging. Auf ihre Fürsprache hatte Heinrich schon einige Männer auf Ehrenstellen gehoben, mit denen der strenge prüfende Engelbert ihre Verdienste nicht überein stimmend fand. Er beschloß, diesem Unwesen nach allen Kräften zu steuern, ehe Berthens Macht noch größern Umfang gewänne, und bediente sich zur Erreichung seiner Absicht Sophiens Rath, weil er zuvor ergründen wollte, ob seine Vermuthung von Margarethen richtig wäre.

Beobachtung derselben hatte ihn zu der Ahndung veranlaßt, daß ihr der Umgang ihres Gemahls mit der Gräfinn Bertha nicht unbekannt wäre. Durch ein Gespräch mit Sophien fand er sie bestätigt, wodurch die Königinn viel in der Achtung des Erzbischofs gewann, da er ihre Sanftheit gegen ihren Gemahl so bewundernswerth, als dem Zwecke, den sie damit zu erreichen suchte, angemessen fand.

Mit verstellter Hand setzte nun der Erzbischof ein Schreiben an den König auf, in welchem er ihn ermahnte, den Umgang mit der

Gräfinn von Hirschberg aufzugeben, weil sie sich nur aus Herrschbegierde um seine Liebe beworben hätte, und zurück zu kehren zu einer Gemahlinn, die der vollkommensten Liebe und der festesten Treue so würdig wäre. Er fuhr dann mit der Versicherung fort, daß des Königs Verbindung mit der Gräfinn Bertha seiner Gemahlinn nicht unbekannt wäre, machte ihn auf die Güte aufmerksam, mit welcher sie ihn behandelte, so gerechte Ursache sie auch zu Vorwürfen hätte, und beschwor ihn zuletzt, eine würdige Gemahlinn nicht länger zu kränken, die alles in sich vereinigte, um ihn glücklich machen zu können.

Bertha's Reize hielten den König noch so mächtig gefesselt, daß Engelberts Schreiben wahrscheinlich die Wirkung, die er von demselben wünschte, nicht gehabt haben würde, hätte Bertha ihre Gewalt über ihn nicht allzu groß geglaubt, und sich durch diesen Wahn zu Schritten verleiten lassen, die ihren Plan nothwendig verrücken mußten.

Veränderlichkeit in der Liebe und Eroberungssucht waren bey der Gräfinn von Hirschberg gleich groß. Diese trieb sie an, neben dem Könige noch mehrere Überwundene an ihren Siegswagen zu spannen; jener veranlaßte sie nach wenig Tagen, die sie dem Könige allein gelebt hatte, einen Ritter, der als Bekann-

ter ihres Gemahls bisweilen in ihr Haus kam, und vor dem jungen Heinrich körperliche Vorzüge vermuthen ließ, ihrer Liebe, um die er sie bath, noch würdiger zu finden, als jenen. Der Ritter bath so schön und dringend, daß ihm die glühende Bertha nicht zu widerstehen vermochte, sondern ihn beglückte, indem sie selbst dem Aufrufe ihrer Leidenschaft folgte.

Es war nicht der Wille der Gräfinn von Hirschberg, ihrem neuen Geliebten den König aufzuopfern, da sich ihr Stolz von diesem allerdings mehr Befriedigung versprechen konnte, und sie so wohl der Fülle der Liebe genug in sich fühlte, den Wünschen dieser beyden Nebenbuhler zu entsprechen, als sich mächtig genug glaubte, den König zu hintergehen. In der Verstellung nicht weniger geübt, als in den Buhlerkünsten, glaubte sich Heinrich noch immer in dem Besitze von Berthens ausschließender Liebe, da sie schon ein anderer mit ihm theilte, und vielleicht würde ihn dieser Wahn noch länger gefesselt haben, wenn ihm nicht ein Zufall völlige Überzeugung des Gegentheils verschafft hätte. — Er fand das geheime Schreiben des Erzbischofs Engelbert des Morgens, als er kaum sein Lager verlassen hatte, in seinem Zimmer, wohin es ein Vertrauter des Erzbischofs gelegt hatte, ohne von dem Könige oder einem sei-

ner Diener bemerkt zu werden. Heinrich las, und verblendet durch die Liebe für die Gräfinn von Hirschberg ahndete er den Verfasser des Schreibens ihren Feind, der sie bey ihm verdächtig zu machen suchte. Er erinnerte sich, wie viele Männer an seinem Hofe über die Gräfinn unzufrieden waren, weil sie die Bewerbungen derselben um ihre Liebe zurück gewiesen hatte, und hielt daher das erhaltene Schreiben für das Erzeugniß der Rache eines dieser Verschmähten. Ihm gemeinschaftlich mit Bertha nachzuforschen, eilte er zu dieser, zur unglücklichsten Stunde für Bertha — zur glücklichsten aber für ihn und Margarethen.

Oft war Heinrich schon in den Morgenstunden von Bertha geschieden, noch nie aber um diese Zeit zu ihr gekommen. Bertha suchte immer die Stunden seiner Abwesenheit so angenehm, als möglich, auszufüllen; auch jetzt hatte sie dieß gethan, und fern von der Ahndung seines nahen Besuches, seiner in den Armen ihres rüstigen Ritters vergessen, in welchen sie Heinrich fand, als er die Thür ihres geheimsten Gemachs mit dem Schüssel öffnete, den er zu demselben besaß. Durch das Aufflammen des Zorns der Sprache beraubt, eilte Heinrich wieder hinweg, und nun erst that Engelberts Brief die gewünschte Wirkung.

* * *

Wenig Tage nach der Rückkehr zu seiner Gemahlinn wurde Heinrich von seinem Vater nach Cremona zu einem Reichstage berufen. Begleitet von seiner Gemahlinn beschloß er über Wien zu reisen, und dann den Weg in Gesellschaft des Herzogs Leopold fortzusetzen, weil ihm dieß Gelegenheit gab, einige Tage länger an der Seite seiner Gemahlinn zu leben, für welche die innigste Liebe seinen Busen aufs neue erfüllte. Mit inniger Freude hörte Margarethe den Entschluß ihres Gemahls, welcher der Sehnsucht nach ihrer Mutter Erfüllung versprach, so wie die Befriedigung des Wunsches, ihre Schwägerinn Gertrud zu sehen. — Mit dieser Tochter des Herzogs von Braunschweig hatte sich Friedrich, Margarethens jüngster Bruder, vor wenig Monden vermählt; und das Gerücht sagte so viel Gutes von Gertruden, daß in Margarethen die lebhafteste Begierde brannte, sie zu sehen, und jenen guten Ruf bestätigt zu finden. Mit einem feurigen Kusse dankte sie ihrem Gemahle für die Erlaubniß, ihn bis nach Wien begleiten zu dürfen, und mit dem Vorgeschmacke der Freuden des Wiedersehens trat sie die Reise an, fand sich aber in der Hoffnung, die sie sich von ihr machte, getäuscht, und eine Kette von unglücklichen Schmerz erregenden Vorfällen statt der Freuden, die sie sich versprochen hatte.

Heinrich hatte seinen Schwiegervater benachrichtigt, daß er nach Wien kommen wollte, um dann mit ihm nach Cremona zu reisen, absichtlich aber verschwiegen, daß Margarethe ihm Gesellschaft leisten würde, ihre Ältern und Geschwister durch ihre unerwartete Erscheinung angenehm zu überraschen. Aus der nähmlichen Absicht setzte er seine Ankunft in Wien einige Tage später fest, als er daselbst einzutreffen gedachte, und kam auf solche Art vor die Mauern dieser Stadt, als ihn die Bewohner derselben noch weit entfernt glaubten. — Margarethe wurde heiterer, so wie sie sich ihnen immer mehr näherte. Ihre Einbildungskraft stellte ihr das freudige Staunen dar, mit welchem ihre Lieben sie, die Unerwartete, bewillkommen würden. Sie wünschte so unbelauscht in die Burg ihres Vaters schleichen zu können, als sie unbemerkt Wien erreicht hatte, und sich dann mit einem Mahle mitten in dem Zirkel ihrer Familie zu sehen. Dieser Wunsch wurde so wenig erfüllt, als Margarethens Hoffnung von dem Aufenthalte in ihrem Vaterlande überhaupt. Man erkannte den König am Thore, und der Ruf von seiner Ankunft lief nun mit Windesschnelle nach der herzoglichen Burg. — Margarethe hoffte die Erfüllung ihres Wunsches wenigstens zur Hälfte, da sie ihren Vater dem Zuge des Königs allein ent-

gegen kommen sah; in Besorgniß wurde aber ihre Freude verwandelt, als sich ihr Leopold genug genähert hatte, um auf seinem Gesichte den Ausbruch tiefer Bekümmerniß lesen zu können. Indem sie Ahndungen der Ursache derselben durchflogen, hörte sie ihrer Sänfte zunächst ein klagendes Geschrey: „Sie ist gestorben; Gott tröste unsern gnädigen Herrn!"

Mit ihrer Mutter beschäftigte sich Margarethens Einbildungskraft vor allen andern, die sie nun bald zu sehen hoffte; an sie mußte sie daher auch bey jenem erschreckenden Ausrufe erst denken, und du, lieber Leser! wirst die Empfindungen leicht messen können, mit denen der Gedanke, ihre geliebte Mutter todt zu finden, ihr ganzes Wesen durchschütterte.

Sie erlag diesem Sturme, sank ohnmächtig in die Arme Sophiens, welche neben ihr saß; und herbey gerufen durch Sophiens Geschrey nach Hülfe trugen sie Leopolds Diener in die Burg ihres Vaters.

Von der mit ihr beschäftigten Menge zurück gebracht ins Leben, öffnete sich jetzt Margarethens verschlossenes Auge wieder; beynahe aber wäre sie in eine zweyte Ohnmacht zurück gesunken — denn ihre todt geglaubte Mutter hatte sich über ihr Lager gebogen, die Rückkehr des theuern Lebens

ihrer Tochter zu belauschen. Sie zu küssen, neigte sich Frau Theodore noch mehr zu der Erwachten herab. Schwer athmend erhob sich Margarethens Busen; Freude hielt ihre Zunge gefesselt; erst nach einigen Augenblicken hatte sie Kraft genug, ihrer Mutter zuzulispeln: „Ihr lebt?"

„Ich und alle, die du verließest," erwiederte Theodore.

„Ihr täuscht mich," fuhr Margarethe fort; „eins ist gestorben!"

„Die Gemahlinn unsers Friedrichs, Gertrud," entgegnete Theodore, „wurde wieder von uns hinweg gerissen, da sie ein guter Engel uns kaum gegeben hatte. Dank sey dem Schicksale, daß es meine Margarethe zu mir führte, mich über Gertrudens Verlust zu trösten! Freude über deine Gegenwart wird meine Trauer mildern."

Margarethe erhohlte sich bald wieder von ihrer Erschütterung; und Entzücken, sich in den Armen der verloren geglaubten Mutter zu sehen, wirkte mächtiger auf sie, als der Schmerz über einen Verlust, der alle ihre Lieben in Wien tief verwundet hatte. Durch ihren vortrefflichen Charakter war Gertrud allen theuer geworden, besonders hatte sie die Liebe ihres Schwiegervaters fest an sich gekettet, von welcher er ihr zahllose Beweise gab. Allgemein war es bekannt, in welchem

hohen Grade sie dieselbe besaß, und daher der Nachsatz des Ausrufes, welcher Margarethen in der Sänfte eine Ohnmacht zuzog.

Laut klagte Friedrich über den Tod seiner Gemahlinn; Leopold und Theodore stimmten ihm bey; auch Margarethe vermischte ihre Thränen zuweilen mit den ihrigen, wodurch sie jedoch nicht verhindert wurde, die Klagenden zu trösten. Sie hatte die Entschlummerte nicht gekannt, konnte also auch den durch ihren Tod erlittenen Verlust nicht so genau schätzen, und sah daher ihren Trost, dem Freude über ihre Gegenwart den Eingang öffnete, bey allen mit glücklichem Erfolge gekrönet.

Bald nach Gertrudens Begräbnisse machten sich Leopold und Heinrich nach Cremona auf den Weg, begleitet von dem Prinzen Friedrich, der sich durch die Reise zerstreuen, und hierdurch den Gram über den Tod seiner Gemahlinn zu vermindern hoffte. Die Herzoginn sah ihren Sohn ungern von sich ziehen, weil sie während der Abwesenheit ihres Gemahls ihn zum Schutze zu haben wünschte; doch wollte sie ihn auch nicht zurück halten, ihm den Trost nicht zu rauben, den ihm die Zerstreuungen der Reise versprachen.

Heinrichs Betragen gegen seinen Vater machte Theodoren Besorgniß, die sie zu dem Wunsche veranlaßte, das er bey ihr zurück

bleiben möchte. Dieser Wunsch verlor jedoch den größten Theil seiner Stärke, so bald Leopold seinen Marschall Heinrichen von Künringen bis zu seiner Zurückkunft zum Statthalter des ganzen Landes ernannte. In den Händen dieses treuen und erfahrnen Mannes glaubte er das Ruder des Staats wohl bewahrt, und mit weniger Mißtrauen gegen seinen ältesten Sohn, als Frau Theodore äußerte, verließ er Österreich, begleitet von einer großen Zahl der vornehmsten seiner Lehnsleute.

* * *

Seit sich Margarethe in Wien befand, hatte sie ihren Bruder Heinrich noch nicht gesehen, kaum etwas von ihm gehört. So oft sie nach ihm gefragt hatte, erhielt sie gewöhnlich die kurze Antwort, daß er sich mit seiner Gemahlinn auf der Burg Waltersdorf befände, sah aber dann das Gespräch von ihm bald wieder abgebrochen, und zur Fortsetzung desselben andere Gegenstände herbey gezogen. Sie bemerkte, daß ihre Ältern mit Unwillen und Schmerz von ihm sprachen, daher sie selten nach ihm fragte, so sehnlich auch ihre Neugierde die Handlung zu wissen wünschte, durch welche Heinrich jenen Unwillen auf sich geladen hätte.

Einige Tage nach Leopolds Abreise sah Margarethe ihre Mutter unruhig, und trau-

riger, als sie seit Gertrudens Tode gewesen war. Thränen rollten zuweilen über Theodorens Wangen, begleitet von Seufzern, die sich aus ihrem Busen hervor drängten. Margarethe forschte, was sie herbey lockte, und nach einigem Zögern begann Theodore also: „Um dich nicht mit gleicher Bürde zu belasten, wünschte ich dir den Kummer zu verbergen, der an meinem Innern zehrt; aber es ist mir unmöglich, dem Drange, mich dir mitzutheilen, länger zu widerstehen."

„Daß meine theure Mutter dieß schon längst gethan haben möchte!" antwortete Margarethe; „denn weniger Schmerz wird es mir machen, ihren Gram mit ihr zu theilen, als ich bisher über ihre Zurückhaltung empfand, die mich dennoch leicht errathen ließ, was sie beunruhigte. Eure Sorgfalt, meine Mutter, schnell wieder abzubrechen, wenn ich zuweilen unsere Gespräche auf meinen unglücklichen Bruder Heinrich zu lenken suchte, bewies mir nur zu deutlich, daß er eure Ruhe stört, weil jede Erinnerung an ihn euch so heftig erschütterte.

Theodore. Nicht nur gestört hat er sie, nein, sie mir gänzlich geraubt. Daß die mildern Gesinnungen, zu welchen ihn die Liebe schmelzte, bald wieder vorüber flogen, weißt du bereits: unbekannt ist es dir aber, daß verwerflichere, als er sie jemahls äußerte,

an ihre Stelle traten. Nach der Rückkehr aus Nürnberg beschäftigte ihn die gute Agnes nur noch einige Tage; Ehrgeiz und Habsucht bemächtigten sich bald seines Herzens so ausschließend, daß nur sie ihn erfüllten, und böse Rathgeber flammten diese Leidenschaften zu solchem Lodern empor, daß sie ihn an seinem Vater zum Verbrecher zu machen drohen.

Margarethe. Wäre es möglich, daß sich der Verblendete so ganz vergessen könnte!

Theod. Auch mir schien es unmöglich, so wie es mein Gemahl noch jetzt bezweifelt, so viele Veranlassung auch Heinrich zu dem gerechtesten Verdachte gegeben hat, der ohne Zweifel nur allzu schnell bestätigt werden wird. Seine Rathgeber suchten den Argwohn in ihm zu erregen, daß sein Vater, begünstigt durch den Kaiser und deinen Gemahl, die bisher gewöhnliche Erbfolge umstoßen, Friedrichen zu seinem Erben machen, und ihm, dem Erstgebornen, kaum einige Schlösser hinterlassen würde. Unsere größere Liebe für seinen jüngern Bruder, eine nothwendige Folge seiner bessern Gesinnungen, nährte jenen Argwohn, und stürmend verlangte Heinrich von seinem Vater nicht nur Bestätigung der ihm gebührenden Erbfolge, sondern auch jetzt schon den Besitz des Herzogthums Steyer. Mein Gemahl bewilligte das Erstere, und verweigerte das Letztere, worauf

Heinrich in seiner Forderung nachließ, und nur einige Herrschaften zum unbeschränkten Eigenthume verlangte.

Marg. Und mein gütiger Vater gab seinem Ungestüme nach?

Theod. Hingerissen von Wohlwollen war er, wie mich dünkt, zur Unzeit gütig. Er erinnerte Anfangs den undankbaren Sohn, wie ihm zur Befriedigung seiner Wünsche so ganz nichts fehle, da er ihm einen eigenen Hofstaat gegeben, und hinlängliche Summen versichert hätte, so bequem und prächtig, als ein regierender Fürst, zu leben. Die Sanftheit seines Vaters besiegte nach und nach Heinrichs Ungestüm; er bath jetzt, was er Anfangs dreist forderte, und du weißt, meine Tochter, wie schwer es deinem Vater wird, Bitten zu verweigern. Er erfüllte Heinrichs Verlangen wenigstens einiger Maßen, indem er ihm neben Waltersdorf einige Ländereyen übergab, deren Einkünfte ihm allein gehören. Nach größern Besitzungen strebend, genügten ihm diese nicht, und nur mit Mühe verbarg er die Unzufriedenheit über die Vereitlung seines Planes. Schon längst war ihm der Aufenthalt in Wien lästig. Den Ermahnungen seines Vaters, die er so nöthig bedurfte, zu entfliehen, eilte er nach Waltersdorf, wo Jagden und tobende Gelage mit seinen Zechbrüdern seine einzigen Beschäftigungen sind.

Marg. Hat aber die liebenswürdige Agnes alle Gewalt verloren, die sie Anfangs über ihn besaß?

Theod. Heinrichs Liebe für sie war ein Rausch, der so schnell, als er seine Sinne fesselte, auch wieder verflog. Mit Thränen beklagt das gute Weib den Verlust derselben, duldet aber willig Ungestüm und unwürdige Behandlung, weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelt, ihren Gemahl vielleicht dennoch sich selbst und seinen Ältern wieder geben zu können; aber ich fürchte, daß diese Hoffnung nie erfüllt werden wird: denn fühllos bleibt Heinrichs Herz gegen seine würdige Gattinn; nur Sinnlichkeit, durch ihre Schönheit aufgeregt, lockt ihn zuweilen zu ihr hin.

Marg. (seufzend.) Daß ich sie sehen, meine Thränen in die ihrigen mischen, und sie trösten könnte über ihr unglückliches Geschick!

Theod. Geheime Beobachtungen der Handlungen Heinrichs und seiner Vertrauten machten seit einiger Zeit meine Unruhe rege, indem ich erfuhr, daß Heinrich einen derselben nach Ungarn gesandt hätte, unterdessen er selbst in Waltersdorf Waffen und Belagerungswerkzeuge aufhäufte.

Marg. Zur Empörung wider seinen Vater? O nein, Mutter! unmöglich kann ein Sohn gegen den gütigsten der Väter des unverzeihlichsten Verbrechens sich schuldig machen.

Theod. Wollte Gott, daß dieß deinem Bruder so unmöglich dünkte, als dir! und vielleicht würde er die Bande der Natur nicht zerreißen, wenn ihn nicht Übelgesinnte zu einer solchen Unthat verleiteten.

Marg. Kann Österreich unter Leopolds milder Herrschaft Unzufriedene in seinen Grenzen zählen? unter ihm, der jeden seiner Unterthanen gleich einem Vater liebt, jeden ohne Unterschied zu beglücken sucht?

Theod. Vergiß nicht, liebe Tochter, daß es auch unter der sanftesten Herrschaft in jedem Lande Unzufriedene gibt. In Österreich sind es einige räuberische Burgbesitzer, die deinem Vater abgeneigt sind, weil er ihren Räubereyen und Befehdungen wehrt. Zu ihrem Vortheile benutzen sie Heinrichs Herrschbegierde, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, der ihnen reiche Beute verspricht.

Marg. Diese Wenigen werden wider die größere Zahl der Getreuen ihres Herzogs nichts auszurichten vermögen.

Theod. So schmeichelt sich auch dein Vater; denn ihm, der sein Schwert für ungerechte Sache zog, fällt kein Gedanke bey, daß feindlich gesinnte Nachbarn sich mit den Aufwieglern verbinden würden, welches ohne Zweifel geschieht, so bald das Feuer des Aufruhrs empor flammt. Der König von Ungarn kann es noch nicht vergessen, daß sich mein Ge-

mahl seines Neffen Ladislaus wider ihn annahm; und voll Begierde, sich deßhalb an ihm zu rächen, wird er Heinrichen seine Hülfe nicht verweigern. Heute brachte mir der Marschall Künringen die Nachricht, daß ein geheimer Bothe des Königs von Ungarn in Waltersdorf eingetroffen ist, und nun zweifle ich nicht länger, daß Heinrich die Abwesenheit seines Vaters zur Ausführung seines verrätherischen Vorhabens benutzen wird.

Marg. O so eilt, theuerste Mutter, meinem Vater die nahe Gefahr zu melden!

Theod. Bey dem guten Zutrauen, das er so wohl an seinen ungerathenen Sohn, als an den König von Ungarn verschwendet, würde dieß ganz ohne Erfolg seyn. Die freundschaftlichen Versicherungen des Königs Andreas lassen ihn von diesem so wenig ein solches strafwürdiges Unternehmen ahnden, als Glauben an die Macht der kindlichen Liebe von seinem Sohne. Hierdurch irre geleitet, wird er nicht eher Gefahr sehen, bis die Gegenwart derselben ihm keinen Zweifel mehr erlaubt.

Marg. Aber, Mutter, wollt ihr so gar nichts thun, dem Unwetter entgegen zu arbeiten, das über unsern Häuptern schwebt?

Theod. So viel ich vermag. Künringen schützt Wien; wir selbst eilen nach dem liebsten und festesten meiner Schlösser, nach Hainburg.

Marg. Können wir an Ungarns Grenzen sicher seyn, wenn ihr den König Andreas, den Verbundenen meines Bruders, ahndet?

Theod. Ich hoffe sicherer, als in Wien. Da Heinrich nach der Herrschaft des Landes, oder wenigstens nach der Theilung derselben ringt, wird er auf Wien den ersten Angriff machen, Hainburg aber, dessen Besitz ihm wenig frommt, unberuhigt lassen. Auch kann kindliche Liebe doch wohl nicht so ganz in seinem Herzen erstorben seyn, daß er für das Eigenthum seiner Mutter, für ihren Wittwensitz, nicht einige Achtung haben sollte, da ihm ohnehin der Besitz dieses Grenzschlosses zur Erreichung seiner Absicht ohne Nutzen seyn würde. Bereite dich zur Reise, und laß uns dann in Hainburg verweilen, bis der Sturm vorüber braust. Dort werden wir ihn kaum von fern hören, und Leopolds schnelle Rückkehr, so bald das Wetter wirklich ausgebrochen ist, wird sein Toben bald endigen.

Marg. O Mutter, ich bin zu einer unglücklichen Zeit in mein Vaterland gekommen. Trauer empfing mich, und ihr wird noch größeres Leiden folgen! Schmerzlich ist der Tod einer geliebten Schwägerinn; noch schmerzlicher ist es aber, einen Bruder auf der Stufenleiter der Verbrechen bis zur größten Tiefe herab sinken zu sehen.

Theod. Ja, schrecklich ist es, vor dem Soh-

ne, vor dem Bruder fliehen zu müssen! Laß uns aber, indem wir über dieses traurige Geschick klagen, mit der Hoffnung trösten, daß Heinrich vielleicht erst so tief fallen mußte, bevor er sich wieder empor zu heben vermochte.

Marg. Könnte meine Mutter in einer so täuschenden Hoffnung Trost finden?

Theod. Sie ist es minder, als sie es dir scheint. Kaum ist mir noch der Glaube möglich, daß Heinrich bloß aus Erkenntniß des Guten gut und wacker handeln könnte; vielleicht aber bessert er sich aus Nothwendigkeit. Überzeugt er sich, daß er durch Sturm und Toben seinen Endzweck nie erreichen, wohl aber ihn vielleicht ganz verfehlen kann, wenn sein Vater ihm, dem Aufrührer, die Strafe droht, welche zu ahnden Verleumder ihn schon jetzt verleitet haben. Sieht er sich der Gefahr, enterbt zu werden, wirklich nahe; so wird sein Ehrgeiz ihn auffordern, sich zu bessern, und der Zwang, zu welchem er sich gedrungen sieht, ihn nach und nach wirklich besser machen.

Marg. Könnten aber nicht vielleicht eure Ermahnungen den Verblendeten zurück führen zur Pflicht der Vernunft? Verschloß er ihnen gleich bis jetzt sein Ohr, so können sie es doch vielleicht noch durchdringen.

Theod. Was dein Rath fordert, habe ich bereits gethan. Ehe ich zu dir kam, verfaßte ich ein Schreiben an Heinrichen, in welchem ich

mich aller Gewalt mütterlicher Beredtsamkeit, der ich fähig war, bediente. Ein Eilbothe ist damit schon auf dem Wege nach Waltersdorf; die Antwort wird er mir nach Hainburg bringen.

Marg. Ihr wollt sie nicht hier erwarten?

Theod. Nein, um mich auf alle Fälle zu bereiten, fliehen, da es noch Zeit ist. Zu viele ähnliche Versuche sind mir schon mißlungen, um mir von diesem mit einem glücklichen Erfolge zu schmeicheln. Laß uns daher eilen, damit uns Heinrich durch schnelle Ausführung seiner Entwürfe nicht zuvor komme; denn allzu heftig würden wir erschüttert werden, wären wir Zeugen der Verwüstungen eines Bürgerkrieges, den der Sohn gegen den Vater beginnt.

* * *

Theodorens Ahndung traf zu; Heinrich las ihr Schreiben, war aber weit davon entfernt, dem Inhalte ihrer freundschaftlichen Ermahnungen gemäß zu handeln.

„Sage deiner Gebietherinn," entließ er den Bothen, „daß ich ihr die Antwort vielleicht selbst nach Wien bringen würde."

Mit dieser Erklärung Heinrichs eilte der Bothe nach Hainburg, wo Theodore mit ihren Töchtern kurz vor seiner Ankunft eingetroffen war, und sich nun ihres Entschlusses um so mehr freuete, da sie hörte, daß sich Wien die

Schreckniſſe bald nahen würden, denen ſie entflohen war.

Voll banger Erwartung ſah Theodore einige Tage erſchütternden Nachrichten aus Wien entgegen; in Margarethen begann ſchon die Hoffnung zu entglimmen, daß ihre Mutter allzu ängſtlich, in ihrer Vermuthung von Heinrichen zu übereilt und ungütig geweſen wäre, als der Thurmwächter zu Hainburg am ſechsten Tage ihrer Ankunft daſelbſt meldete, daß ſich ein Reiſiger mit verhängtem Zügel dem Schloſſe näherte. Voll brennender Ungeduld, ſeine Bothſchaft zu vernehmen, eilten ihm Theodore und ihre Töchter bis in den Schloßhof entgegen, wo der Ankommende, von Schweiß tropfend, von ſeinem Roſſe herab geſprungen waren.

„Eile," rief ihm die Herzoginn zu, „deine Bothſchaft in ſo wenig Worte, als möglich, zu faſſen, damit ſie uns bald kund werde!"

„Vernehmt ſie in zweyen, gnädigſte Frau!" antwortete der Reiſige; „Aufruhr und Gefahr für euch."

„Steht Heinrich ſchon vor Wien?" fragte Theodore.

„Der Reſidenz vorbey," fuhr jener fort, „will er nach Hainburg ziehen; und die Blyden und Steinſchläudern, die er mit ſich führt, zeigen nur allzu deutlich ſeine Abſichten mit euch und eurem Schloſſe."

„Du irrst," entgegnete Theodore. „Unmöglich kann Heinrich, die ihn gebar, befehden wollen. Naht er sich meinem Schlosse, so geschieht es gewiß nur, um sich mit der Hülfe, die ihm der König von Ungarn zu senden versprochen hat, zu vereinigen. Hainburg selbst wird er nicht angreifen. — Aber du bist ermattet, guter Conrad, von der Eile, mit welcher deine Treue dich beflügelte; komm mit mir in mein Gemach, dich durch einen Trunk Wein und etwas zum Anbisse zu erquicken, indeß du mir ausführlicher erzählst, was sich in Wien seit meiner Abwesenheit ereignete."

Margarethen an der Hand eilte sie dem Reisigen voran, befahl einem Knappen, einen Krug mit Wein herbey zu bringen, und fragte dann jenen: „Ist, wie ich es geboth, nach Heinrichs erster Bewegung an meinen Herrn und Gemahl ein Eilbothe gesandt worden?"

Conr. Seit Euer Gnaden von uns schieden, hielt sich immer einer von uns bereit, sich auf den ersten Befehl des Herrn Marschalls auf sein Roß zu schwingen. So bald der Marschall durch seine Kundschafter von dem Auszuge des Prinzen aus Waltersdorf Nachricht erhielt, eilte ein Knappe nach Tyrol zu unserm gnädigen Herrn; unmittelbar nach dem Anfange der Feindseligkeiten folgte ein zweyter, mit welchem zugleich auch an euch, gnädige Frauen, einer abgesandt wurde."

Marg. Wo blieb dieser? Du bist der erste, der uns eine solche fürchterliche Nachricht bringt.

Conr. Ihn traf vermuthlich ein Schicksal, dem auch ich nur mit Mühe entging. Auf dem Wege hierher kam ich in eine Herberge, deren Wirth mich durch eine gute Pflege und durch Äußerung solcher Gesinnungen gegen euch, wie sie jedem getreuen Österreicher ziemen, zu der Unbesonnenheit verleitete, ihm das Ziel meiner Reise zu sagen. Zu spät erkannte ich meine Unvorsichtigkeit, als er mich von zwey Knechten unterstützt hindern wollte, fürder zu ziehen. Mein gutes Schwert und mein schnelles Roß halfen mir jedoch aus dieser Verlegenheit, welcher mein Vorgänger wahrscheinlich nicht entrann; denn ohne Zweifel hat er gleich mir jene Herberge besucht, die an der Landstraße liegt, und den ermattenden Reisenden zu sich winkt. Doch ich verweile mich zu lange bey einem Nebenumstande, jetzt, da wichtigere Dinge zu berathen sind.

Theod. O zögere nicht länger, uns diese wichtigen Dinge zu entdecken!

Conr. Dieß that ich schon; nur euren Glauben muß ich ihnen zu verschaffen suchen. Die Absicht der Aufrührer ist, euch zu verhaften, um das, was sie verlangen, als Lösegeld für euch zu erhalten.

Theod. Woher kommt dir dieser Wahn?

Conr. Was ich euch sage, gnädige Frau, fließt aus zu sicherer Quelle, um es für Wahn halten zu können. Ein Theilnehmer an dem Vorhaben des Prinzen, einer seiner vertrautesten Diener, erbebte bey dem Gedanken, daß ein Sohn es wagen wollte, seine Hand verrätherisch an seine Mutter zu legen, um so mehr, da sich der Prinz zur Ausführung dieses Plans seiner Hülfe bedienen wollte. Er flüchtete, und entdeckte das verrätherische Vorhaben eurem Marschalle, der mich ohne Verzug zu euch sandte, und euch bitten läßt, schnell von Hainburg zu fliehen, wo für euch keine Sicherheit ist.

Marg. (ängstlich.) O ich flehe euch, theuerste Mutter, folgt dem Rathe des Marschalls!

Theod. Gemach, meine Tochter! Wir wollen nicht übereilt, sondern nach kalter Prüfung handeln. (zu Conraden.) Kennte ich dich, ehrlicher Alter, nicht zu genau, ich würde fürchten, daß du mich selbst den Aufrührern zu überliefern gedächtest.

Conr. Ich verstehe euch nicht, gnädige Frau!

Theod. Wäre, was du glaubst, wirklich Heinrichs Absicht, wie könnte ich von hier entfliehen, ohne auf ihn zu treffen? Und würden die wenigen Burgmänner, die mich begleiten könnten, mich wohl wider seinen Angriff zu schützen vermögen?

Conr. Sie nicht, aber wohl Ortolf von Mordax, der den Aufrührern mit einer auserlesenen Schar Reisigen und Lanzenknechten voran geeilt ist, und sich Hainburgs Mauern ohne Zweifel schon morgen nähern wird. Macht euch, gnädige Frauen, bereit, dem Ritter entgegen zu gehen, so bald er vor eurer Feste erscheint, euch auf einem Wege, weit genug von der Straße entfernt, auf welcher das Heer des Prinzen daher zieht, um nicht von demselben entdeckt zu werden, sicher nach Wien zu führen.

Theod. Sage, guter Konrad, ist die Macht der Aufrührer schon beträchtlich?

Conr. Größer, als ich sie vermuthet hätte; denn der mächtige Ademar von Künringen hat sie mit seinem ganzen Anhange vermehrt.

Theod. Ademar, der Bruder des Marschalls? O Gott, sollte vielleicht dieser selbst ein Verräther seyn!

Conr. Seyd ohne Sorgen, gnädige Frau! der Marschall ist einer von euern treuesten Dienern. Heftiger Schmerz befiel ihn bey der Nachricht von der Unthat seines Bruders: aber seine Treue gegen seinen gnädigen Herrn ist so groß, daß er in dem Bruder nur den Empörer sieht. Daß er den wackern Mordax, dessen unerschütterliche Treue euch bekannt ist, an der Spitze einer mächtigen Schar zu eurer Hülfe sandte, sey euch Beweis, daß geheime

Theilnahme an der Empörung so fern von ihm ist, als öffentliche.

* * *

So oft und dringend auch Theodore, so wohl von ihrer Tochter, als von dem treuen Conrad gebethen wurde, sich zur Abreise fertig zu machen, und Hainburgs Mauern zu verlassen, so bald ihnen Ortolf von Mordax nahe genug seyn würde, um ihm ohne Gefahr, von den Aufrührern überfallen zu werden, entgegen gehen zu können, so wenig gab sie doch diesen Bitten Gehör; theils aus Hoffnung, daß Heinrich seine Mutter nicht belagern würde, so fest sie auch Conrad des Gegentheils versicherte, theils auch aus Furcht vor der möglichen Untreue des Marschalls, Heinrichs von Künringen. Sie wußte, daß er bisher mit seinem Bruder Ademar in ungestörter Eintracht gelebt hatte, wodurch sie zu der Ahndung veranlaßt wurde, daß Ademar nicht ohne Heinrichs Wissen handelte; und an diese Ahndung mußte sich nothwendiger Weise die Besorgniß reihen, daß sie in Wien auch unter dem Schutze des Marschalls nicht sicher seyn würde.

Margarethe und Conrad erstaunten um so mehr über diesen Argwohn der Herzoginn, da Mißtrauen bisher so fern von ihr gewesen war. Sie äußerten ihre Verwunderung, indem sie zugleich alles versuchten, Theodorens Arg-

wohn zu besiegen, welches ihnen aber bey der angestrengtesten Mühe nicht gelang.

„Wessen Treue kann ich noch vertrauen," sprach Frau Theodore, „wenn mein eigener Sohn an seinem Vater zum Empörer wird?"

Des andern Morgens erschien Ritter Ortolf vor Hainburgs Thoren. Theodore ließ ihn auffordern, zu ihr zu kommen, und beantwortete seine Vorstellung, unter seiner Geleitschaft nach Wien zu reisen, auf die nähmliche Art, wie sie Conrads Bitten beantwortet hatte. Nicht minder eifrig, als der letztere, sprach Ritter Ortolf für die Treue des Marschalls; allein Theodore beschwor ihn, nicht länger in sie zu dringen, dagegen aber einen Beweis seiner eigenen unverrückten Treue zu geben, indem er ihr verspräche, sie vor der Herstellung der Ruhe nicht zu verlassen, und seine Schar nicht fern von Hainburg zu lagern.

„Verzeiht, gnädige Frau," sprach der offene Ortolf, „wenn ich so dreist bin, euch zu erinnern, daß parteyliche Mutterliebe für den Prinzen, euern Herrn Sohn, euch irre führt. Ich bitte euch, bedenkt, daß Hainburg, so fest es auch ist, euch nicht die Sicherheit gewähren kann, die ihr in dem noch festern Wien finden würdet. Erinnert euch auch, wie viel empfindlicher ihr die Schrecknisse einer Belagerung in dem engen Raume eures Schlos-

ses würdet dulden müssen. Hier könnte euch jeder zerstörende Wurf der Blyden erreichen; in Wien könntet ihr hingegen, mitten unter dem Toben der Belagerung, friedlich in eurer Burg hausen: denn die Menge eurer Getreuen würde die Aufrührer gewiß hindern, die Mauern zu ersteigen; Hainburg aber ist so klein, und die Macht der Aufrührer schon zu solcher fürchterlichen Größe angewachsen, daß uns keine Hoffnung übrig bleibt, ihrem Angriffe zu widerstehen, wenn der König von Ungarn einen Theil seiner Völker mit ihnen vereinigt."

„Ununterbrochen habe ich euch aussprechen lassen," antwortete die Herzoginn. „Hört nun meine endliche nicht zu erschütternde Entschließung und die Bewegungsgründe, die mich in Hainburg zurück halten. Könnte mein Sohn sich wirklich herab setzen unter die Thiere, und seine Hand verbrecherisch wider seine Mutter erheben; so ist doch Hainburg fest genug, wenn es der tapfere Ortolf von Mordax mit seiner muthigen Schar besetzt, so lange widerstehen zu können, bis uns mein Herr und Gemahl oder der Marschall von Künringen entsetzt. Mein Herz wird bluten, wenn ich Brüder gegen Brüder das Schwert zücken sehe; ist es aber einmahl des Schicksals Wille, daß ich Zeuge dieser blutigen und erschütternden Scene werden soll, so sey es

lieber hier, als in Wien, wo sich meinen Augen noch mehrere Schreckbilder darstellen würden. Dort könnten größere Verwüstungen gemacht werden, als hier; dort träfen sie den Bürger und den Dürftigen, hier größten Theils nur mich. Leiden meine Unterthanen, so werde ich ihnen den Schaden ohne Mühe ersetzen können, was in Wien beynahe unmöglich wäre, weil dort die Menge der Leidenden zu groß seyn würde."

„Gnädige Frau!" rief Ortolf aus; „man muß euch wenigstens bewundern, wenn man auch eure Meinungen nicht richtig finden kann. Aber, bey meinem Eide, ihr wäret sicherer in Wien, und könntet, sonder Gefährde einer Verrätherey des Marschalls von Künringen, ruhig in eurer Burg wohnen, statt daß ihr nun befürchten müsset, euer Schloß erobert, und euch selbst des Prinzen Gefangene zu sehen."

Bey aller Hoffnung, in Hainburg vor dem Angriffe ihres Sohnes sicher zu seyn, hatte Frau Theodore doch nicht vergessen, hinlängliche Lebensmittel in diese Feste bringen zu lassen, die aber freylich nun nach einer so starken Vermehrung der Besatzung nicht mehr zureichten. Ritter Ortolf eilte daher mit den Seinigen, aus den nahe gelegenen Örtern größern Vorrath herbey zu schaffen; und die offenen Briefe der Herzoginn, welche sie mit

sich führten, gaben ihrem Unternehmen schnellen und glücklichen Fortgang. Ehe noch die Nacht herein brach, war die Festung mit Lebensmitteln auf zwey Monathe versehen, in deren Dauer sich Theodore und Ortolf mit Zuversicht Entsatz versprachen.

Ritter Ortolf wollte sich mit seiner Schar außerhalb den Mauern Hainburgs lagern, und den Prinzen Heinrich im offenen Felde angreifen; aber Theodorens dringende Vorstellungen nöthigten ihn, sich in die Festung zurück zu ziehen.

„Lasset mich," sprach sie zu ihm, „bevor ihr das Schwert ziehet zu blutigem Kampfe, einen Versuch machen, ob ich den Zwist nicht friedlich auszugleichen vermag. Ich will in Heinrichs Lager eilen, ihn an meinen Busen reißen, und ihn dann auffordern, die Brust zu durchstoßen, die ihm die erste Nahrung gab, oder wieder heim zu ziehen nach Waltersdorf, und, der Verzeihung seines Vaters versichert, hinfort ruhig zu leben. Uberrascht durch mein unerwartetes Erscheinen, von den Thränen der bekümmerten Mutter zur Empfindung geschmelzt, werde ich ihn, wo nicht zur kindlichen Liebe, doch zur schuldigen Lehnstreue gegen seinen Vater und Herrn zurück kehren sehen."

„Ich habe gelobt, euch zu gehorchen," erwiederte Ortolf, „und will daher in die

Feste ziehen, so sehr ich auch den Angriff außer derselben zu erwarten wünschte: euch aber gnädige Frau, euer Vorhaben ausführen zu lassen, verbeut mir Pflicht und die Sorgfalt, euch vor Gefahren zu schützen.

* * *

Der Morgen des andern Tages dämmerte kaum heran, als die Wächter auf den Thürmen zu Hainburg die Ankunft des Feindes verkündigten. Man sah, wie sich Heinrich mit seinem Heere nahe an die Mauern lagerte, und Mordax fand es zahlreicher, als er vermuthet hatte, so daß er sich, auch ohne Theodorens Aufforderung, zum Rückzuge in die Festung genöthigt gesehen haben würde, weil er, ohne zuvor von Wien neue Stärkung zu erhalten, keinen Angriff in offnem Felde wagen konnte.

So bald Theodore die Ankunft ihres Sohnes wahrnahm, ließ sie den Ritter Ortolf zu sich rufen, und befahl ihm, ihr ein Thor zu öffnen, durch welches sie, nur von einigen Frauen begleitet, zu Heinrichen eilen wollte, um den Plan auszuführen, den sie auf die Stärke der mütterlichen Gewalt und der kindlichen Liebe berechnet hatte.

„Nein, theuerste Mutter!" sank ihr Margarethe in die Arme; „ich lasse euch nicht! O Ritter Ortolf, ich beschwöre euch bey eurem Leben, nur dieß Mahl ungehorsam zu seyn."

„Es hätte dieser Aufforderung nicht bedurft, gnädige Frau Königinn!" antwortete Ortolf; „vor eurer Mutter bleibt das Thor verschlossen, und wenn ich ihren Zorn darüber wagen sollte!"

Weinend stürzten sich jetzt auch Theodorens jüngere Töchter, Constanze und Gertrud, in das Zimmer, wo sie, von Margarethen aufgefordert, ihre flehenden Bitten mit dieser vereinigten.

„Hörtet ihr, meine Töchter, und ihr, Herr Ritter," fragte Theodore mit geheimem Unwillen, sich in der Ausführung ihres Vorhabens gehindert zu sehen, von welchem sie einen so glücklichen Erfolg erwartete, „hörtet oder laset ihr nie etwas von dem Römer Coriolan?"

„Zu viel, gnädige Frau," unterbrach sie Ortolf mit hastigem Eifer, „um zwischen dem Prinzen Heinrich und ihm Ähnlichkeit zu finden: Coriolan war ein guter Sohn und edler Mann, und — — doch verzeiht mir meine Kühnheit, und vergönnt, den Nachsatz zu verschweigen. Euer Beichtvater ist ein Mann, der die hinreißendste Beredtsamkeit besitzt; sendet diesen zu dem Prinzen, ihm alles das zu sagen, was ihm aus der Fülle eures Herzens entgegen quillt."

„Kann mein Beichtiger," wendete Theodore ein, „in das seinige die Empfindung

gießen, welche die Blicke und Thränen der Mutter hervor bringen würden?"

„Er kann es, er wird es," entgegnete Ortolf, „wenn der Prinz solcher Empfindungen nicht ganz unfähig ist."

„Wohl!" endigte Theodore; „so macht einen Versuch! gelingt es nicht, dann handle ich!" —

Indem sie noch sprach, näherte sich ein Trompeter des Prinzen der Festung, begleitet von einem Herolde, welcher Einlaß begehrte. Der letztere wurde zu der Herzoginn geführt, gegen welche er die Beschwerden seines Herrn vorbrachte.

„Nothgedrungen," lautete der Inhalt seiner Verkündigung in der Kürze, „durch die Waffen sich sein Erbrecht zu sichern, welches ihm Herzog Leopold und sein Sohn, Junker Friedrich, zu rauben suchen, steht jetzt mein gnädiger Herr, der Herzog und einzig rechtmäßige künftige Erbe von Österreich, an der Spitze getreuer Landsleute, und wiederhohlt die Forderung, die er schon so oft vergebens machte: Bestätigung der Erbfolge, und Überlieferung des Herzogthums Steyer."

Eine Rotte Räuber und loser Gesindels," vermochte Ritter Ortolf seinen Unwillen nicht zurück zu halten, vereinigte sich zu einem verrätherischen Bunde, den Prinzen Heinrich zum pflichtvergeßnen Sohn, Österreich zum

Schauplatze der Schreckensscenen eines Bürgerkrieges zu machen."

„In wessen Nahmen sprecht ihr, Herr Ritter?" fragte Heirichs Herold spöttisch. —

„Im Nahmen der Gerechtigkeit, Natur und Menschheit," fuhr Ortolf fort.

„Ich habe für euch keine Antwort, für euch überhaupt keinen Antrag," wendete sich der Herold vom Ritter Ortolf zu Theodoren. „An euch, gnädige Frau, ist meine Bothschaft gerichtet. Wollt ihr, im Nahmen eures Herrn und Gemahls, das gerechte Begehren meines gnädigen Herrn bewilligen, und zum Beweise, daß es euch Ernst ist, ihm einst weilen Wien und Hainburg übergeben, so will er seine Waffen mit keinem Tropfen Blutes benetzen; weigert ihr euch aber, so wisset, daß der Entschluß, für das Beste ihres gnädigen Herrn ihr Leben zu wagen, die Brust vieler tausend wackerer Streiter zu größerer Tapferkeit entflammt."

„Drohungen des Sohnes gegen die Mutter — war es nicht dieses, was eure Worte wagten?" antwortete Theodore dem Herolde.

„Mir ziemt es nicht, gnädige Frau," fuhr dieser fort, „zu untersuchen, wer das gegenseitige von der Natur geknüpfte Band zuerst zerriß, auf das ihr euch beruft; ich bin nur hier, euch um Antwort zu bitten."

„Ein Abgesandter," erwiederte Theodore, „bringt sie in eures Herrn Lager. Meldet ihm dieß, mit der Versicherung, daß euch mein Abgesandter in wenig Augenblicken nachfolgen würde."

Absichtlich entfernte Theodore Heinrichs Herold so schnell, weil sie bemerkte, daß dem biedern aber heftigen Ritter Ortolf ein neuer Ausbruch seines Unwillens auf den Lippen schwebte; und sorgfältig suchte sie alles zu vermeiden, was Heinrichs Verbitterung vermehren könnte.

„Euren Rath, wackerer Mann!" wendete sie sich jetzt an den Ritter.

„In Fällen, gnädige Frau," antwortete Ortolf, „wo es schier unmöglich ist, auf zweyerley Weise zu handlen, wenn nicht die eine ganz auf den unrechten Weg führen soll, ist Rath nicht nöthig. Ein solcher Fall ist der eurige; und ihr werdet fürwahr meines Rathes nicht bedürfen, um dem Prinzen eine Antwort zu geben, die so wohl der Mutter als der Herzoginn von Österreich Genüge leistet. Euer Beichtiger wird aber, wie mich dünkt, wenig ausrichten, weil hier nur das Schwert entscheiden kann."

„Laßt es uns versuchen!" erwiederte Theodore, ließ dann ihren Beichtvater rufen, und sandte ihn in das Lager des Prinzen.

Theodorens Vorschrift gemäß, begann er

mit Ermahnungen zum Frieden, versicherte dem Prinzen, daß seine Ältern weit entfernt wären, ihn in seinem Erbrechte zu kränken, und wollte zuletzt von warmen Erinnerungen an kindliche Pflichten, zu der Ermahnung übergehen, zurück zu kehren zu der Befolgung derselben; aber schon in der Mitte seiner Rede unterbrach ihn der Prinz mit Heftigkeit.

„Wollt ihr predigen, Vater," rief er ihm zu, „so geht zurück nach Hainburg, und steiget dort auf eine Kanzel; in meinem Lager ist nicht der Ort hierzu: am wenigsten aber will es euch ziemen, gegen mich den Strafprediger machen zu wollen. Ich habe mit der Herzoginn von Österreich nichts zu unterhandeln, als von ihr gerade und unzweydeutige Antwort auf meine Forderung zu begehren. Ist sie, wie es mein Wille und Billigkeit heischen, so weiß die Herzoginn mein Versprechen, das ich nicht werde unerfüllt lassen; sollte aber ihre Antwort beyden gleich stark entgegen seyn, so sollen die Steine von meinen Schläudern so lange um die Ohren der Herzoginn sausen, und meine Fußknechte unter ihren Sturmdächern hervor Hainburgs Mauern so lange ängstigen, bis eure Gebietherinn aus Nothwendigkeit bewilligt, wozu Forderung der Gerechtigkeit allein ihr nicht genügte. Jetzt geht zurück;

und erhalte ich nicht in zwey Stunden eine Antwort, wie sie meine Billigkeit fordert, so umschließe ich eure Feste mit Heereskraft; wenn sie sich nicht der Aufforderung meines Herolds ohne Schwertschlag ergibt."

Nach diesen Worten wendete sich Heinrich hinweg von dem Abgesandten seiner Mutter, der nun traurig den Rückweg nach Hainburg nahm. Es bedarf wohl keiner weitern Erinnerung, daß Heinrich von seiner Mutter keine solche Antwort erhielt, wie er sie wünschte. Die fest gesetzte Zeit verstrich, und bald nachher kam ein Herold vor die Festung, welcher sie in dem Nahmen des Herzogs aufforderte.

„Wer durch unsere Thore ziehen will," antwortete Ortolf von Mordox dem Herolde, „muß sich einen Weg über die Leichname treuer Österreicher bahnen, die an der Gemahlinn ihres gnädigen Herrn nicht zu Verräthern werden wollen."

Nach Kriegsgebrauche ließ Heinrich diese Aufforderung noch zwey Mahl wiederhohlen; da er aber immer die nähmliche Antwort erhielt zögerte er nicht länger, die Belagerung aus allen Kräften zu beginnen. Er ließ sein Heer sich rings um Hainburg schließen, die Belagerungswerkzeuge aufrichten, und Berge von Steinen auf einander häufen, mit ihnen die Mauern der Feste zu zertrümmern.

Hainburgs Vertheidiger waren nicht weniger beschäftigt als die Belagerer. Ortolf von Mordax traf, die beste Anstalten, ihre Anschläge zu vernichten; oder, wenn es ihm ja unmöglich werden sollte, die Übermacht zu besiegen, sich ihr wenigstens muthvoll entgegen zu stellen, bis sich ihm der Marschall von Künringen zu seiner Hülfe nähern könnte. Er sandte daher, unterdessen Heinrich den Mauern Hainburgs näher rückte, einen Eilbothen nach Wien, den Marschall zum schnellen Entsatze aufzufordern, und dieser Bothe kam durch Umwege glücklich auf die Straße nach Wien, indessen Ortolf mit seinen Kriegern die Unternehmung des Feindes durch einen Pfeilregen und Steinwürfe hinderte.

Ihm allein überließ Theodore die Sorgfalt für die Vertheidigung der Feste; nur empfahl sie ihm so wohl gegen ihren Sohn selbst, als gegen sein Heer die möglichste Schonung, weil sich ihre mütterliche Liebe noch immer schmeichelte, Heinrich würde vielleicht die ihm zum Frieden dargebothene Hand nicht von sich weisen. Daß er dieß bisher gethan hatte, daß er es noch that, machte den lebhaftesten Schmerz in ihr rege, den sie sich jedoch sorgfältig zu verbergen zwang, um die Königinn, ihre Tochter, mit verstellter Ruhe zu trösten.

Oft machte Margarethe ihrer Mutter sanfte Vorwürfe, daß sie, dem Rathe ihrer Ge-

treuen zuwider, nicht nach Wien zurück gegangen war, weil sie während der Belagerung ihr Leben in Gefahr fürchtete; denn die Steine von Heinrichs Blyden sausten fürchterlich umher, und verbreiteten Schrecken und Tod. Noch waren zwar Theodorens Zimmer unbeschädigt geblieben, weil sie die Feinde nicht erreichen konnten; Margarethens bange Furcht glaubte sich aber doch in denselben nicht sicher.

Vereinigt mit dem Ritter Ortolf, gab sich Theodore alle Mühe, ihre Tochter zu beruhigen; beyde versicherten sie, daß der Theil des Schlosses, in welchem sie sich aufhielten, nur dann erst etwas von den Feinden zu fürchten haben könnte, wenn sie Mauern überstiegen hätten. Dieser Versicherung folgte der Trost, daß die Tapferkeit der Belagerten, und die Eile des Marschalls von Künringen, ihnen Hülfe zuzuführen, dieses Äußerste verhüthen würde; und als auch Margarethe wenig Beruhigung hierin fand, erinnerte man sie, wie Heinrich mit seinen Kriegern, auch mitten im Sturme, für seine Mutter und seine Schwestern Acht haben würde.

Theodore forderte ihre Tochter auf, Hainburg zu verlassen, überzeugt, daß Heinrich der römischen Königinn den freyen Abzug nicht wehren würde, wenn er auch wirklich geneigt seyn sollte, ihn der Schwester zu ver-

weigern; allein für ihre Mutter und ihre Schwestern nicht weniger besorgt, als für sich selbst, war Margarethe weit entfernt, der Aufforderung Theodorens zu folgen.

„Nein, meine theuerste Mutter!" sprach sie; „eure Tochter weicht nicht von euch. Der Gedanke an die Gefahren rings um euch her würde mich in der Entfernung noch quälender foltern, als wenn ich sie hier mit euch theile."

* * *

Acht Tage waren vergangen, und die Thurmwächter zu Hainburg schaueten noch immer vergebens nach der Gegend hin, woher sie sich, unter der Anführung des Marschalls von Künringen, Hülfe versprachen. Die allgemeine Sehnsucht nach derselben war um so größer, je nöthiger sie ihrer zu bedürfen begannen. Das rastlose Stürmen der Belagerer hatte schon einige Öffnungen in die Mauer gemacht, durch welche sie nun einzudringen suchten.

Bis jetzt war es dem Ritter Ortolf mit seinen wackern Kriegern noch gelungen, die Feinde zurück zu halten; immer mehr verschwand aber die Hoffnung, daß dieß länger möglich seyn würde: denn obschon der Muth dieser tapfern Männer nicht sank, so schwanden doch ihre Kräfte. Rastlos mußten sie kämpfen, um die Stürme der Feinde abzuschlagen, und konnten hierbey nicht, wie die Belagerer, mit ihren Rot-

ten abwechseln, weil ihre Anzahl zu geringe war, und jeden Tag durch Todte und Verwundete noch vermindert wurde.

Nächten gleich Hainburgs Vertheidiger den Tod ihrer Brüder an ihrern Gegnern; so brachte ihnen dieß doch weniger Vortheil, als ihnen der Verlust, den sie täglich litten, nachtheilig war, weil sie sich nicht, gleich jenen, durch frische Völker verstärken konnten. Immer kleiner wurde ihr Häuflein, da sich im Gegentheile das Heer der Belagerer zu vergrößern schien; und zwey Tage hatten die Thurmwächter wieder umher gespähet, ohne den Marschall von Küringen mit dem erwarteten Entsatze zu entdecken. — Verstärkt wurde jetzt Theodorens Argwohn von der Untreue des Marschalls, weßhalb sie sich freute, daß sie nicht nach Wien gegangen war, in einer so bedenklichen Lage sie sich auch in Hainburg befand. Ritter Ortolf machte ihr Hoffnung, den Angriffen der Feinde noch so lange widerstehen zu können, bis Herzog Leopold selbst mit einem mächtigen Entsatze herbey eilen könnte, wenn der Marschall von Küringen wirklich treulos seyn sollte.

Ortolf sprach jetzt nicht mehr so eifrig für die Treue des letztern, weil er sah, daß er hierdurch keinen Eindruck auf die Herzoginn

machte; er selbst fühlte sich aber von des Marschalls unverrückter Treue lebhaft überzeugt. Auf ihn harrte er, nicht auf den Herzog Leopold, und die Hoffnung, die er der Herzoginn zu noch längerer Vertheidigung machte, hatte nur die Ankunft des erstern zum Ziele. Bey allem Muthe zweifelte er, daß seine ermatteten Krieger die weit geöffneten Mauern noch so lange würden schützen können, bis der Herzog aus Wälschland in sein beunruhigtes Land zu eilen vermöchte.

Liebe für ihre verehrte Herzoginn stählte die Kräfte der Vertheidiger Hainburgs; zuletzt mußten sie aber freylich erschöpft werden, da das unabläßige Stürmen ihrer Feinde ihnen keine Zeit zu Ruhe erlaubte; und nie wären ihre Kräfte nöthiger gewesen, als jetzt, wo sie sich von ihren Mauern wenig Schutz mehr versprechen konnten. Zur Hälfte waren sie schon zerschmettert, daher Heinrich den stürmenden Eingang in die Festung nicht schwer glaubte. — Der Sturm begann; beyde Theile fochten mit Löwenmuthe; zurück gedrängt wurde aber endlich das kleine ermattete Häuflein der Belagerten durch den wüthenden Angriff der Gegner, die nun in die Festung drangen, und nach den Zimmern eilten, wo sich Theodore mit ihren Töchtern befand. Die erschöpften Kämpfer bothen alle ihre Kräfte

auf, ihre geliebte Landesmutter zu schützen; was konnte aber ihre kleine Anzahl gegen die Menge der andringenden Feinde ausrichten!

Erlasset uns, theure Leser! eine Schilderung dessen, was Theodore und Margarethe empfanden, als sie jetzt Heinrichs Krieger wider ihre Wohnung heran stürmen sahen. Es war eine Mischung von Furcht vor der gegenwärtigen Gefahr, und vom Schrecken über die Unnatürlichkeit des Sohnes und Bruders, die sie in einer Bewußtlosigkeit erhielt, die ihnen nicht erlaubte, irgend einen Entschluß zu fassen. Constanzens und Gertrudens lautes Klagegeschrey vermehrte das Schreckliche dieser Scene, und drang bis vor die Pforten der Wohnung, wo Ritter Ortolf und seine Übriggebliebenen mit Wunden bedeckt fochten.

Ortolf bedachte, daß längerer Widerstand Heinrichen nur noch mehr erbittern, und den Damen, die er ohnehin nicht lange mehr schützen konnte, nachtheilig werden würde. Er versprach sich daher, dem Anführer des Haufens, mit welchem er kämpfte, sammt den Seinigen, zu Kriegsgefangenen zu ergeben, verlangte aber für die Herzoginn und ihre Töchter freyen Abzug und sicheres Geleite an jeden Ort, wohin sie wollten. Ademar von Künringen war der Anführer, an welchen Ortolf diese Forderung machte; sie wurde bewil-

ligt; Ortolf und die Seinigen übergaben ihre Waffen, und Ademar eilte in das Zimmer der Herzoginn.

„Euch, gnädigste Frau Königinn," wendete er sich zu Margarethen, „soll ich im Nahmen meines Herrn, des Herzogs von Österreich, verkündigen, daß ihr einen Ort nennen möchtet, wohin es euch gefällt, sicher geleitet zu werden, und wohin die Fräulein eure Schwestern euch ebenfalls folgen könnten.

„Und ich?" fragte Theodore, unfähig, mehr hinzu zu setzen.

„Der Herzog, mein Herr," fuhr Ademar fort, „gab mir Befehl, euch nach Waltersdorf zu führen, wo ihr so lange bleiben solltet, bis er seinen Zwist mit dem Herzoge Leopold ausgeglichen hätte."

„O meine Tochter!" sank Theodore in Margarethens Arme; „so könnte Heinrich also doch die Bande der Natur zerreißen! Führet mich zu ihm, Herr Ritter!" fuhr sie gegen Ademar fort.

„Ich habe Befehl," erwiederte Ademar, „euch, gnädige Frau, sonder Verzug nach Waltersdorf zu bringen, wo ihr den Aufenthalt nicht so widrig finden werdet, als ihr zu fürchten scheint."

„Ich will zu dem Herzoge!" nahm Margarethe das Wort.

„So hoch auch die Gegenwart der römischen Königinn meinen gnädigen Herrn ehren würde," entgegnete Ritter Ademar, „so verbittet er doch den Besuch der Schwester."

Margarethe wiederhohlte ihr Verlangen, erhielt aber von Ademar immer die nähmliche Antwort; sie erklärte hierauf, daß sie nichts von ihrer Mutter würde trennen können, und verlangte mit ihr nach Waltersdorf gebracht zu werden, konnte aber nur nach langem Dringen eine bejahende Antwort von Ademar erhalten. Der Wunsch, durch ihre Gegenwart wenigstens die leidende Mutter trösten zu können, hatte Margarethen aus der Betäubung gerissen, in welche sie herber Schmerz über das Verfahren ihres Bruders versenkte. Hierdurch erhielt sie Kraft zu sprechen, indessen Beklommenheit und Thränen Theodoren und ihren jüngern Töchtern die Sprache raubten.

Ein Mahl ermannte sich Theodore; mit dem Gefühle ihrer Unschuld und der mütterlichen Würde beschwerte sie sich über Heinrichs Behandlung und über Ademars Wortbrüchigkeit. Freyheit und sicheres Geleite hatte er dem Ritter Ortolf für Theodoren versprochen; jetzt kündigte er ihr an, daß er sie gefangen nach Waltersdorf führen wollte. Mit Achselzucken suchte sich Ademar zu entschuldigen, und bath Theodoren, nicht mit ihm zu rechten, weil er

nur der Vollstrecker höherer Befehle wäre. Theodore schwieg; sie wollte nicht erbitten, was sie dreist fordern konnte, und gelassen ergab sie sich ihrem Geschicke, doch mit der Hoffnung, daß die Rückkehr ihres Gemahls ihre Lage bald ändern würde.

„Ich bin in eurer Gewalt," sprach sie zu dem Ritter, „und folge euch willig an jeden Ort, wohin euch der Befehl eines Aufrührers, eines unnatürlichen Sohnes, mich zu führen gebeut. Will Heinrich Verbrechen auf Verbrechen häufen, so thue er es, bis das Maß voll ist, und ihn dann gerechte Strafe für sein Vergehen treffen wird!"

Ihre Gerechtigkeit wünschte diese herbey; mütterliche Liebe zitterte aber bey dem Gedanken an sie, und diese entgegen gesetzten Empfindungen, verbunden mit dem Schmerze über ihren mißrathenen Sohn, tobten fürchterlich in Theodorens und Margarethens Busen, die mit Constanzen und Gertruden in ihrem Gemache weinten, indessen sich ihre Frauen und Diener mit den Anstalten zu ihrer schnellen Abreise beschäftigten.

Begleitet und umringt von einem starken reisigen Zeuge verließen sie Hainburg. Ademar von Künringen ritt neben ihrem Wagen her, und wiederhohlte die Versicherung, daß sich Theodore zu Waltersdorf besser befinden wür-

de, als sie ahndete. Theodore hörte nicht auf seine Worte, so wie sie die Gegend nicht sah, durch die ihr Wagen hinrollte. Nur ihre weinenden Töchter sah sie, und ließ ihre Thränen sich mit den ihrigen vermischen, oder suchte sie durch tröstlichen Zuspruch und durch die Hoffnung aufzurichten, daß Leopold bald aus Wälschland zurück kommen, und mit ihm die ganze Lage der Dinge sich umgestalten würde. Doch dieser Trost konnte nur wenig wirksam seyn; denn er wälzte von der Brust der Leidenden nicht den lastenden Kummer über die Unthaten des so tief gesunkenen Bruders.

Ausschließend mit ihrem Schmerze beschäftigt waren unsere Reisenden einige Stunden gefahren, als Margarethens Blick zum ersten Mahle auf die Gegend fiel, in welcher sie sich befand. Wie oft sie auch ehedem mit ihrer Mutter in Hainburg gewesen war, so hatte sie sich doch nie in der Gegend gesehen, wo sie sich jetzt erblickte.

„O Gott!" rief sie ihrer Mutter zu; „wohin führen uns diese Verräther! Sehet, theuerste Mutter! alles um mich her ist mir fremd."

Jetzt hob auch Theodore ihren Blick empor, und sah sich dicht an der ungarischen Grenze, wohin sie sonst oft von ihrem Schlosse herab geblickt hatte.

„Ha Verräther! ist dieß der Ort, wohin ihr

uns zu führen versprachst?" rief sie aus, und blickte zur Seite des Wagens nach dem Ritter Ademar. Sie sah ihn nicht; an seiner Stelle antwortete ihr ein Knappe, daß sein Herr einige Schritte zurück geblieben wäre, und ihm befohlen hätte, hier zu halten.

Jetzt stand der Zug stille; man fragte unsere Gefangenen, ob es ihnen gefiele auszusteigen, ließ aber dagegen ihre Fragen, wohin sie gebracht werden sollten, unbeantwortet. Bekannt mit Heinrichs Bündnisse mit dem Könige von Ungarn, und vom ungarischen Boden nur noch einige Schritte entfernt, ließ sich dieses zwar errathen; aber doch kam es Theodoren unglaublich vor, daß König Andreas an einer so verbrecherischen That, als die Verhaftung einer Mutter durch den aufrührischen Sohn, Theil nehmen sollte.

Ortolf hatte sie zwar versichert, daß sich unter Heinrichs Heere in geheim ungarische Hülfsvölker befänden, und sie bezweifelte dieß nicht, traute aber dagegen dem König Andreas zu viel Klugheit zu, als daß er geneigt seyn sollte, der Kerkermeister ihres Sohnes zu werden, da es sich voraus sehen ließ, daß er sich einer solchen Handlung nicht ungestraft würde schuldig machen dürfen. Andreas hatte schon die Macht des Herzogs von Österreich gefühlt; sollte er wohl so unüberlegt handeln können, den Zorn desselben durch

die empfindlichste Beleidigung gegen seine Gemahlinn wider sich zu reizen?

Dieß in der Kürze die Gedanken, die Theodoren und Margarethen durchkreuzten, und die sie sich gegenseitig in romanischer Sprache *) zuflüsterten, damit ihre Begleiter sie nicht verstehen möchten. Ihre Überlegungen erhellten die Dunkelheit nicht, in welcher sie irrten; bald aber erhielten sie Licht. Ademar kam zurück, befahl seinen Reisigen, abzusteigen, und ihre Rosse grasen zu lassen, und trat dann mit der Miene der Verlegenheit zu Theodoren.

„Verzeihet, gnädige Frauen!" begann er, „daß ich euch Unruhe machte; erlaubt aber, mir deßhalb eure Verzeihung zu versprechen, weil diese Unruhe zu Ausführung des Planes, den ich mir zu eurer Rettung erdacht hatte, unabänderlich nöthig war. Das Gesträuch, hinter welchem wir uns befinden, verbirgt uns den Augen der Späher zu Hainburg; hier wollen wir verweilen, bis die Nacht herein bricht, wo ich euch dann, um Hainburg herum, auf die Straße nach Wien führen werde. Ihr sahet bis jetzt nur den Verbrecher an seiner Fürstinn in mir; findet jetzt den Reuigen, der sich bestrebt, wenigstens

*) Die Hofsprache jener Zeiten.

einen kleinen Theil seiner Schuld wieder zu vergüten. Hört das Bekenntniß meiner Verirrung und die Erzählung der Absichten eures Herrn Sohnes mit euch; und seyd ihr dann gütig genug, o so verzeihet einem Irrenden, der sich durch falsche Nachrichten zur Untreue gegen euch und euren Gemahl, meinen gnädigen Herrn, verleiten ließ."

Ein Strahl von Hoffnung senkte sich in Theodorens Brust; wohlwollend blickte sie ihren Führer an, und sprach zu ihm: „Seyd versichert, Ritter! daß mir und meinem Gemahle Zorn so schwer wird, als uns Verzeihung süß ist, und daß ich euch gewiß zu belohnen wissen werde, wenn es wirklich euer Wille ist, der Gemahlinn eures Herzogs zu dienen, wie es einem treuen Lehnsmanne gebührt."

„Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich mir durch Rückkehr zur Pflicht eure Verzeihung gewänne!" fuhr Ademar fort. „Vernehmt jetzt, gnädige Frau, mein ungehäucheltes Geständniß! Ich kannte den Herrn Herzog Heinrich nicht so genau, wie nun, da ich eine Zeit lang der Beobachter seiner Handlungen gewesen bin, als er mich einst auf meiner Burg heimsuchte, und, nach einigen allgemeinen Gesprächen, sich über seinen Herrn und Vater beklagte, daß er, den österreichischen Verträgen zuwider, den Herzog Fried-

rich zu seinem Erbfolger zu machen gedächte. Ich forschte bey meinem Bruder, ob dieß wirklich die Absicht unsers gnädigen Herrn wäre; er versicherte mir das Gegentheil, gestand aber doch, wie unser gnädiger Herr zuweilen gewünscht hätte, Herzog Friedrich möchte der älteste seiner Söhne seyn. Ich will die Geduld meiner Gebietherinn durch die Erzählung des ganzen Ganges meiner Verwirrung nicht auf die Probe stellen, noch den verwegenen Schritt, den ich that, durch diese weitläuftige Erzählung zu entschuldigen suchen; es sey mir genug, euch zu gestehen, daß mich Herzog Heinrich endlich so ganz für sich gewann, daß ich gelobte, ihm im äußersten Nothfalle mein Schwert zur Erhaltung der Rechte seiner Geburt zu leihen."

Theodore. Ich will euch keinen Vorwurf machen, noch durch den Argwohn kränken, daß ihr vielleicht andere Bewegungsgründe fandet, euch mit meinem Sohne zu verbinden, als Eifer für eine irrig rechtgeglaubte Sache; doch werdet ihr mir gestehen müssen, daß in dem Augenblicke, wo ihr Heinrichen jenes Versprechen gabt, Treue gegen euren Lehnsherrn so ganz von euch gewichen seyn mußte, als die Erinnerung an seinen Charakter. Kann Herzog Leopold, der sich wissentlich nie einer Ungerechtigkeit gegen den Geringsten seiner Unterthanen schuldig

machte — kann dieser ungerecht seyn, gegen seinen eigenen Sohn?

Ademar. Ich muß verstummen, gnädige Frau! nur erlaubt mir die Erinnerung, daß es zuweilen Augenblicke gibt, wo man sich täuschet, ohne es selbst zu wissen, und wo sich uns Dinge von einer Seite darstellen, von welcher sie sich uns noch nie zeigten, und durch den Reiz der Neuheit unsere Aufmerksamkeit auf sich fesseln, ob wir schon bald nachher erkennen, daß wir mit verblendetem Auge sahen. Doch ich wollte mich ja nicht entschuldigen, nur euch selbst es überlassen, ob ich, nach dem aufrichtigen Geständnisse meines Vergehens, eurer Vergebung nicht ganz unwürdig wäre. Aber ja, unwürdig bin ich ihr allerdings; nur von eurer Milde kann ich mir schmeicheln, was ich mir freylich nicht als Verdienst versprechen darf.

Margar. Ich bitte euch, Herr Ritter, eilt mit eurem Berichte, damit ihr unsere Ungeduld befriedigt!

Adem. Der Plan des Herzogs reifte zur Ausführung, und er beschloß seine Unternehmung damit zu beginnen, daß er euch, gnädige Frau Herzoginn, verhaften wollte. Bekannt mit der Zärtlichkeit unsers gnädigen Herrn gegen euch, hielt er dieses für das wirksamste Mittel, seine Absicht zu erreichen. Vergebens erinnerte ich ihn an die Forde-

rung der kindlichen Pflicht; vergebens suchte ich ihm, als diese Vorstellungen nichts fruchten wollten, zu beweisen, daß er auf diese Art seinen Endzweck, statt ihn zu erreichen, genau verfehlen würde, indem ich ihn an die Menge der Feinde erinnerte, die er hierdurch wider sich reizen würde, besonders an den Papst. „Ich lache seines Bannblitzes," antwortete mir der Herzog, „weil mein Gewissen mich der Pflichten gegen diejenige, die mich gebar, für entbunden erkennt. Vergißt sie, daß sie meine Mutter ist, und will sie mir entziehen, was mir gehört, um es ihrem Schoßkinde zuzuwenden, so kann auch ich vergessen, daß ich ihr Sohn bin." Ich wiederhohlte meine Versuche, den Herzog zurück zu führen von seinem Irrwege, fand aber bey keinem bessern Erfolg, als bey dem ersten. Schon war ich im Begriffe, seine Partie zu verlassen; denn ich begann jetzt in dem, den meine Täuschung zuvor als einen unschuldig Gekränkten erblickte, den frevelnden Sohn zu sehen; allein der Gedanke, daß ich ohne Zweifel Gelegenheit finden würde, euch, gnädige Frau, nützlich zu werden, wenn ich der Partey, für die ich mich einmahl erklärt hatte, dem Scheine nach getreu blieb, hielt mich zurück, dem Einfalle gemäß zu handeln, der mich durchflog.

Theod. Täuschung leitete euch zum zwey-

ten Mahle auf einen falschen Weg. Hättet ihr, eingedenk der Treue gegen euren Lehnsherrn und der Pflichten gegen eure Mitbürger, meinem Gemahle das Vorhaben seines Sohnes entdeckt, so würdet ihr von mir und meinen Töchtern die Leiden gewendet haben, die uns seit der Abwesenheit meines Gemahls mit Kummer belasteten, und unschuldig vergossenes Bürgerblut rauchte nicht zur Rache empor.

Adem. Würde ich, einzelner Mann, im Gange der neuesten Begebenheiten nur das Geringste haben verändern können, da es dem Herzoge, auch ohne mich, nicht an Macht gemangelt haben könnte, das nähmliche zu vollbringen, wovon euer Schmerz und der Tod manches wackern Bürgers die Folgen waren?

Theod. Ich versprach euch, nicht mit euch zu rechten, und will mein Versprechen halten.

Adem. Ich fühle den Vorwurf meiner gnädigen Frau; aber nicht Worte, sondern Handlungen sollen mich rechtfertigen. Voll des Bestrebens, euch nützlich werden zu können, erleichterte Diensteifer mir den Zwang, den es mich kostete, mich gegen den Herzog zu stellen, als ob die Gründe, die er für seine Absichten wider euch angab, mich von der Gerechtigkeit derselben überzeugt hätten, welches mir auch so vollkommen gelang, daß

er mir das Geschäft auftrug, euch, gnädige Frau, nach Ungarn zu führen, wo ihr unter der Gewahrsam des Königs Andreas bleiben solltet.

Theod. Und Andreas wollte mich wirklich einkerkern?

Adem. Ohne von ihm ein solches Versprechen bestimmt erhalten zu haben, schmeichelte es sich der Herzog, weil ihm der König von Ungarn die Versicherung gegeben hatte, ihm zur Ausführung seines Planes auf alle Weise beförderlich zu seyn. Schon befinden sich bey dem Heere des Herzogs einige Hülfsvölker des Königs, deren Zahl, nach der Versicherung desselben, vermehrt werden soll, so bald es das Beste des Herzogs verlangt: doch nun wird dieß, wie ich hoffe, nicht geschehen, und ihr, gnädige Frau, vergönnt mir hinzu zu setzen, daß diese Veränderung zum Theile mein Werk ist. König Andreas wird keinen Krieg beginnen, von welchem er sich wenig Vortheil zu versprechen hat; und meinem Wunsche gemäß ist es mir gelungen, das Heer des Herzogs Heinrichs so beträchtlich zu vermindern, daß es Andreas kaum durch die Verbindung mit seiner ganzen Macht stark genug machen könnte, um sich den treuen Österreichern, welche die Liebe für ihren glorreichen Fürsten bald verei-

nigen wird, mit Hoffnung des Sieges entgegen stellen zu können.

Margar. O Ritter, warum verließet ihr die Zahl dieser wackern Männer!

Adem. Könnte etwas die Reue, daß ich mich so weit vergaß, vermindern, so wäre es das Bewußtseyn, durch meine Rückkehr mehr zu nützen, als meine Abweichung schadete. Gleich mir hatte sich falscher Eifer für das gekränkte Recht des Herzogs vieler Edlen bemächtigt, die ihm willig ihre Hülfe bothen; aber der Frevel, den er sich gegen euch, gnädige Frau Herzoginn, erlaubte, erweckte sie aus dem Taumel, und öffnete meinen Aufforderungen, wieder zu kehren zu der verlassenen Pflicht getreuer Lehnsmänner, den Eingang. Alle, die ihr hier mit ihren Reisigen und Knechten rings um euch seht, schworen mir in der Stille, ihrem Landesfürsten und euch treu und gewärtig zu seyn; und unter dem Vorwande, daß uns vielleicht ein zum Entsatze aus Wien gesandtes Heer ereilen möchte, glückte es mir, den Herzog dahin zu vermögen, daß er mir allein überließ, die Stärke enrer Begleitung zu bestimmen, wodurch ich Gelegenheit erhielt, diese mächtige Schaar treuer Österreicher aus Hainburg zu führen. Zuletzt, gnädige Frau, wisset noch, daß mein Bruder, wenn er den Versicherungen meiner neu belebten Treue nicht mißtraut,

schon auf dem Wege seyn wird, ein wohlgerüstetes Heer mit uns zu vereinigen, welches dann vor Hainburg ziehen könnte, indessen ihr, gnädige Frau, den Weg nach Wien mit einer kleinen selbst gewählten Begleitung fortsetzet.

Theod. Seht, Ritter, es fängt schon an dunkel zu werden; können wir dieß Gehölz noch nicht verlassen, und den Weg betreten, den ihr uns sicher zu führen versprecht?

Adem. Besser, gnädige Frau, wir weilen noch so lange, bis die Hülle der Finsterniß uns den Blicken der Thurmwächter zu Hainburg verbirgt, als daß wir der Gefahr, entdeckt zu werden, entgegen gehen, weil wir dann bey dem glücklichsten Erfolge unsern Weg mit Blute würden beflecken müssen, vergossen im Gefechte mit der Besatzung in Hainburg. Erlaubt mir, die Zeit bis zum Übergange des angebrochenen Dunkels zur finstern Nacht zur Entfernung eines Argwohns zu benutzen, der in euch wider den Marschall von Österreich vielleicht bloß deßhalb könnte rege seyn, weil er mein Bruder ist. Der Bothe, den ihr nach Wien mit einem Schreiben an ihn sandtet, wurde nicht fern von der Residenz von einigen Ergebenen des Herzogs gefangen. Am fünften Tage der Belagerung brachten sie ihn in das Lager vor Hainburg, um uns durch erpreßte Aussage von der innern Beschaffenheit der

Festung zu nützen. Zum Glück fiel mir euer Schreiben in die Hände. das ich durch einen geheimen Bothen an meinen Bruder schickte, begleitet von einem Briefe, in welchem ich ihn versicherte, daß sich sogleich bey seiner Ankunft ein Theil unter dem Heere der Belagerer unter meiner Anführung mit ihm vereinigen würde; denn schon damahls hatte ich einen Theil derer, die mich jetzt begleitet haben, zurück geführt zur schuldigen Lehnstreue. Vollendet wurde mein Werk heute, da sie bestätigt sahen, was ich ihnen von den Absichten des Herzogs wider seine erlauchte Mutter gesagt hatte. Voll Hoffnung, daß mein Bruder den Versicherungen meiner Treue trauen, und wenigstens mit einer Schar erlesener Krieger herbey eilen würde, wenn es ihm auch nicht so schnell möglich seyn sollte, ein großes Heer zu sammeln, wendete ich alles an, den schon längst beschlossenen Sturm auf euer Schloß zu verhindern, um wo möglich eurer Ruhe und des Blutes eurer Getreuen zu schonen. Heute vermochte alle meine Mühe nicht länger zu verzögern, wovon ich den Herzog bis jetzt zurück gehalten hatte; mein Abrath schien ihm meine Treue verdächtig zu machen, daher mir nun zu eurer Rettung kein anderes Mittel übrig blieb, als mit Hainburgs Bestürmung zu eilen. Ich war bey diesem blutigen Unternehmen einer der Ersten und Thätigsten; und Gott und sei-

nen Heiligen sey gedankt, daß meine Absicht gelungen ist!

* * *

Theodore und ihre Töchter wurden irre in dem Ritter Ademar. Er sprach mit der Wärme eines treuen und aufrichtigen Dieners; aber es war so viel Zweydeutiges in dem, was er sagte, daß unsere Damen weniger Zutrauen als Argwohn gegen ihn fühlten. Sie dankten ihm für den geleisteten wichtigen Dienst; allein die Blicke, mit welchen sie dieses thaten, bewiesen nur allzu deutlich, daß sie Ademars Dienst noch nicht vollendet glaubten, unter dem Scheine desselben vielleicht sogar Verrätherey fürchteten.

In Hoffnung des Gegentheils wurde diese Furcht verwandelt, als die Nacht herein brach, und Ademar den Seinigen nun Befehl gab, den von ihm bezeichneten Weg anzutreten; doch folgte der Hoffnung dann erst Zuversicht, da sich die zweifelnden Damen von ihren Begleitern Hainburg sicher vorbey geführt, und mit dem anbrechenden Morgen schon weit genug davon entfernt sahen, um keinen Überfall von der Besatzung fürchten zu müssen. So wie das Schloß aus ihren Blicken verschwunden war, hofften sie auch selbst den Augen der Thurmwächter in Hainburg entronnen zu seyn, und wärmer wurde nun ihr Dank gegen ihren Freund.

Wir wissen nicht, ob noch ein Theil ihres Mißtrauens zurück geblieben war, oder ob nur Eile, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, sie verhinderte, Ademars Einladung anzunehmen, und auf einer Burg desselben, welcher sie um die Zeit des Mittags vorüber zogen, ein Mahl zu halten; genug, wie nöthig sie auch der Erhohlung bedurften, nicht so wohl durch die Ermüdung der Reise verursacht, als von den Beschwerden, die sie schon seit mehreren Tagen erduldet hatten, so zogen sie doch der Rast und einer köstlichen Mahlzeit auf Ademars Burg die einfachen Speisen vor, die ihnen Ademar und seine rings um sie her gelagerten Krieger von dem aus Heinrichs Lager mitgenommenen Vorrathe biethen konnten. — Eben war das kärgliche Mahl beendigt, als Ademar durch eine Feldwache, die er auf einen Hügel gestellt hatte, die Gegend umher zu überschauen, benachrichtiget wurde, daß sich ihnen von Wien her ein Heer nähere.

„So wird ohne Zweifel mein Wunsch erfüllt," rief Ademar gegen die Herzoginn aus; „denn wer sonst könnte dieß heran ziehende Heer führen, als mein Bruder, oder vielleicht unser gnädiger Herr selbst?"

Das nahende Heer schneller zu erreichen, eilten ihm unsere Flüchtlinge entgegen. Es war der Marschall von Künringen, welcher, so bald er von seinem Bruder erfuhr, daß sich die Her-

zoginn mit ihren Töchtern in dem Wagen befände, den er vor sich sah, hin zu diesem eilte, und sich bey der Herzoginn entschuldigte, daß er erst den Tag zuvor Wien hätte verlassen können.

„Ohne ein zahlreiches Heer," setzte er hinzu, „schien mir dieses gefährlich; denn ob mich schon mein Herz aufforderte, den Versicherungen meines Bruders zu glauben; so befahl mir doch Klugheit und Pflicht der Treue gegen euch, zu bezweifeln, was meine brüderliche Liebe so gern glaubte."

„Ihr habt keine Entschuldigung nöthig, Herr Marschall!" antwortete Theodore. „Verhängniß und zusammentreffende Umstände machten es euch unmöglich, anders zu handeln."

„Diesen Kuß," umarmte der Marschall hierauf den Ritter Ademar, „nehme ich von meinem Bruder zum Siegel seiner Rückkehr zur Pflicht; das Schwert fordere ich aber von dem Empörer Ademar von Künringen, und ohne Weigerung, hoffe ich, wird er sich von meinen Dienern in die Haft führen lassen, bis unser gnädiger Herr heimkehrt, und über ihn richtet."

Auf den Wink des Marschalls wurde jetzt Ademar von einigen Gewaffneten umringt, an ihm zu vollbringen, was der Marschall ihm angekündiget hatte. Stumm übergab ihnen Ademar sein Schwert; laut sprachen aber seine

Blicke, die von Theodoren Mitleid flehten, indem sie zugleich des Marschalls Bruderliebe in Bewegung zu setzen suchten.

„Gemach, Herr Marschall," rief Theodore; „der Mann, der die Rückkehr von seiner Verirrung mit meiner Befreyung begann, darf nicht im Kerker schmachten!"

„Will ihm der Herzog, mein gnädiger Herr, die verdiente Strafe für seinen Frevel erlassen," erwiederte der Marschall, „so wird der wärmste Dank für diese Gnade ewig in meinem Busen glühen; ich selbst darf mein Ohr dem Aufrufe strenger Gerechtigkeit nicht entziehen, damit mir nicht der Vorwurf werde, Bruderliebe hätte ihre Stimme übertönt; ob ich schon nicht fürchte, daß dieser Vorwurf von euch, gnädige Frau, und eurem Gemahle mich treffen würde."

Lange mußte Theodore, verbunden mit Margarethen, den Marschall bestürmen, ehe er seinem Bruder die entzogene Freyheit wieder gab. Nur die wiederhohlte Versicherung, daß sie sein Betragen gegen ihren Gemahl rechtfertigen wollte, wenn er ihm nicht ohnehin schon seinen Beyfall gäbe, konnte ihn endlich bewegen, ihrem Verlangen nachzugeben.

„Ich weiß, gnädige Frau," sprach jetzt der Marschall zu der Herzoginn, „daß Mißtrauen eurer großen Seele fremd ist, und die Bitte, unter den wackern Männern, an deren Spitze

ich mich befinde, diejenigen auszuwählen, die euch nach Wien geleiten sollen, ist nicht eine Folge der Ahndung von der Gegenwart desselben, sondern nur eine Wirkung der Vermuthung, daß es euch angenehmer seyn wird, euch von Männern begleitet zu sehen, die, durch die Blicke auf sie, die Erinnerung an die Schreckniſſe der letzten Tage nicht noch lebhafter machen."

„Habt Dank, Herr Marschall, für diese Vorsicht!" antwortete Theodore. „Graf Cuno von Peilstein, und die seinem Panniere folgen, mögen mich nach Wien geleiten, doch wünschte ich auch den Ritter Ademar, euren Bruder, unter meinem Gefolge zu sehen, wo er so lange verweilen wird, bis nicht nur Herr Heinrich von Künringen, sondern auch der Marschall von Österreich völlig wieder mit ihm versöhnt ist."

„Es sey euch unverhohlen, gnädige Frau," erwiederte der Marschall, „daß ich mein Herz dem abgefallenen Bruder nicht eher mit voriger Liebe wieder werde öffnen können, bis unser Herr, der Herzog ihm vergeben, und er selbst durch ausdauernde Prüfung bewiesen hat, daß ächte Lehnstreue wiedergekehrt ist in den Busen, aus welchem sie auf einige Zeit entwich. Empfangt noch meinen feurigsten Dank, daß ihr mich, durch Ademars Trennung von mir, vor dem Zwiste schützt, der uns vielleicht veruneinigen könnte."

Begleitet von dem Grafen Cuno von Peilstein und seinen Reisigen setzten jetzt Theodore und ihre Töchter den Weg nach Wien fort, unterdessen die andern nach Hainburg zogen. Von allen, die gestern aus dieser Feste geflohen waren, folgte nur Ademar der Herzoginn, welche jetzt alles Mißtrauen gegen ihn verließ, so wie sich der Verdacht von ihr entfernte, der sie zuvor wider den Marschall eingenommen hatte. Zuweilen durchflog sie zwar ein eilender Gedanke, daß vielleicht dem Marschalle so wenig, als seinem Bruder, zu trauen wäre; aber ein Rückblick auf das Betragen des erstern gegen Ademar und die Art, wie sich dieser gegen ihn benahm, schlug jenen Gedanken jederzeit bald danieder.

Alles, was Ademar that, zeugte von der lebhaftesten Treue und von dem Bestreben, das verschuldete Unrecht vergessen zu machen, und wo möglich zu vergüten.

Damit ihr, liebe Leser! die Handlungen Ademars und seines Bruders richtiger durchschauen könnt, als es Theodore vermochte, glauben wir euch ein Schreiben des erstern an den letztern mittheilen zu müssen.

„Statt freudiger Nachrichten, mein Bruder," schrieb Heinrich von Künringen, „muß ich dir eine Trauerpost melden. Unser mühsam erdachter Plan ist vereitelt, und wir werden alle unsere Klugheit nöthig haben, wenn

wir nicht jede Hoffnung verlieren wollen, zu einer andern Zeit zu vollbringen, was wir uns jetzt vergebens schmeichelten."

„Ach! wir träumten so schön; unser Traum schien der Wahrheit so nahe, und alles gelang uns so wohl, daß die lebhafteste Hoffnung, unser Ziel zu erreichen, in unseren Herzen Raum gewinnen mußte. Niemand ahndete, daß ich an allem, was du in Absicht Heinrichs thatest, Theil nahm; Heinrich selbst argwohnte nicht, daß du seine Partey nur deßhalb verstärkt hattest, um für den Vortheil deines Hauses, nicht für ihn zu kämpfen, und kein Mensch wußte, daß wir selbst unter denen Vertraute hatten, welche der Herzog und seine Gemahlinn für ihre getreuesten Diener hielten. Doch wozu diese Klagen, die sich dir wahrscheinlich so wohl darbiethen werden, als mir! Ich wollte dir ja nur eine fürchterliche Neuigkeit berichten." —

„Die Hoffnung, unsern Plan durchzusetzen, ehe Leopold aus Wälschland zurück kommen könnte, ist auf eine Art vernichtet worden, wie wir nicht vermutheten. Verona, vereinigt mit den andern Städten des lombardischen Bundes, hat den zum Reichstage nach Cremona berufenen Fürsten den Weg versperrt, daher sich alle sammt unserm Herzoge und dem römischen Könige noch in Tyrol

befinden, von wannen Leopold schon im Anzuge ist. Zum Unglücke ist der erste Eilbothe, den ich zu ihm sandte, und den auf dem Wege einer unserer vertrauten Helfer der Mühe der weitern Reise überheben sollte, wider unsere Erwartung zu dem Herzoge gekommen; denn der feige Bube hat ihn für die beträchtliche Summe, die wir ihm bezahlten nur so leicht verwundet, daß er seine Reise beendigen konnte, ohne sich auf dem Wege nur eine Stunde zu verhalten. Begleitet von einer Schar tyrolischer Hülfsvölker nähert sich Leopold dem Lande so schnell, daß uns keine Wahl übrig bleibt, als unser angefangenes Gebäude selbst niederzureißen, oder uns unter den Trümmern desselben begraben zu lassen, wenn wir so lange warten, bis Leopold es zerstört. — Daß du, der sichtbare Theilnehmer an Heinrichs Empörung, mehr zu befürchten hast, als ich, wirst du ohne meine Erinnerung ermessen; doch sind auch die Gefahren, welche dich bedrohen, durch List und Klugheit sonder große Mühe zu entfernen. Von Heinrichen erwählt, die Herzoginn nach Ungarn zu führen, wird es dir nicht schwer werden, die bey ihr nicht nur Verzeihung, sondern auch Dank zu verdienen; und den Verdacht, den sie wahrscheinlich gegen mich hegt, wirst du leicht entfernen können, wenn du ihr sagst, daß der

Bothe, welchen sie mit einem Schreiben, wovon du hier die Abschrift findest, an mich sandte, von den Eurigen wäre gefangen worden. — Eile erlaubt mir nicht, dir einen Rath zu geben, wie du alles zu einer wahrscheinlichen Erfindung verweben kannst; doch deine Erfindungskraft bedarf auch eines solchen Rathes nicht. Handle nur weislich; und damit wir uns nicht durch verschiedene Reden verrathen, so theile deine Erfindung fein zeitig mit

deinem Bruder."

Dieses Schreiben erhielt Ademar den Tag vor der Eroberung Hainburgs. Von dem Überbringer desselben erfuhr er, daß sein Bruder, dem Befehle des Herzogs Leopold gemäß, an der Spitze eines mächtigen Heers von Wien ausziehen würde, dem Fortgange der Empörung vor Leopolds Rückkehr so viel als möglich zu steuern. Ademar gab dennoch nicht alle Hoffnung auf, das Ziel seiner Wünsche zu erringen, weil er sich noch immer der Hülfe des Königs von Ungarn tröstete.

An diesen hatte Heinrich einen Eilbothen abgesandt, dessen Rückkehr er noch erwartete; und nach der Antwort, die er von dem Könige zurück bringen würde, beschloß Ademar seine Handlungsweise zu formen. Erst auf dem Wege, den er mit der Herzoginn von

Hainburg nach Ungarn nahm, begegnete ihm der erwartete Bothe; die Versprechungen, die er von dem Könige von Ungarn brachte, schienen aber dem Ritter zu unsicher, um in ihnen Veranlassung zu finden, dem Rathe seines Bruders zuwider zu handeln. Er meldete daher diesem ohne Verzug, was er zu thun beschlossen hätte, und handelte dann, wie wir unsern Lesern bereits erzählt haben.

* * *

Einen Tag später, als seine Gemahlinn, traf Leopold in Wien ein, riß sich aber bald wieder aus ihren Armen los, um nach dem Heere hinzueilen, mit welchem sein Marschall die Belagerung Hainburgs schon angefangen hatte.

Empfindlich hatte Heinrich seinen gütigen Vater beleidigt, der ihm aber dennoch die Hand zur Versöhnung both. Heinrich weigerte sich, das Schwert unter andern Bedingungen wegzulegen, als diejenigen waren, die er, gleich bey dem Anfange seiner Empörung, Theodoren vorschrieb. Vertrauen auf die Hülfe des Königs von Ungarn machte ihn stolz; und wirklich hatte auch Andreas seinem Versprechen mehr gemäß gehandelt, als Ademar argwohnte, und durch eine Schar Hülfsvölker den Verlust ersetzt, den Heinrich durch den Abfall des mächtigen Künringen litt.

Der glückliche Anfang der Unternehmun-

gen Heinrichs ließ den König von Ungarn einen gleichen Fortgang hoffen, weßhalb er ihm nicht nur einige Hülfsvölker sandte, sondern auch versprach, ihm bald die ganze Macht seines Reiches selbst zuzuführen. Er änderte aber seinen Vorsatz, so bald er erfuhr, daß Ademar von Künringen von seinem Verbundenen abgefallen war, und mit welchem mächtigen Heere Leopold wider seinen Sohn im Felde stand.

Als die ungarischen Hülfsvölker in Hainburg angekommen waren, hatte Heinrich schon Ademars Untreue erforscht, sie aber sorgfältig den Ankömmlingen verborgen, um sie nicht muthlos zu machen, und sich selbst die Hoffnung zu rauben, die er auf ihre Gegenwart gründete. Dieser Betrug mußte den getäuschten Ungarn freylich bald kund werden, welches sie zur Unzufriedenheit gegen einen Fürsten veranlaßte, von dessen eigener Macht sich so wenig erwarten ließ. Sie murrten laut, klagten über Verrätherey, und zwangen den über sein Mißgeschick unzufriednen Prinzen, sich und seine Feste seinem Vater früher zu ergeben, als dieser selbst sich schmeichelte, weil er nicht wußte, daß der größte Theil der Besatzung aus unzufriedenen Ungarn bestand.

Gefangen sandte Leopold seinen aufrührischen Sohn nach Wien; er selbst verweilte noch einige Zeit an der ungarischen Grenze,

wo er sich mit dem Könige Andreas unterredete. Andreas versicherte, daß sich einige seines Volks ohne sein Wissen als Freywillige unter Heinrichs Heere aufgehalten hätten; Leopold stellte sich, dieses Vorgeben als Wahrheit zu erkennen, weil er wünschte, mit dem Könige von Ungarn in Frieden leben zu können, und Sorgfalt für seine Ehre sich diesem Wunsche entgegen stellte, wenn er nicht Unwissenheit der Unterstützung häuchelte, die sein Sohn von dem Könige Andreas erhalten hatte.

Nicht minder lebhaft als den Herzog Leopold beschäftigte den König Andreas der Wunsch, mit seinem Nachbar Frieden zu haben. Beyde Fürsten wollten ihr heran nahendes Alter in Ruhe verleben, gaben sich gegenseitig ihre guten Gesinnungen kund, näherten sich einander immer mehr, und beschlossen endlich, ihre Freundschaft mit einer Verbindung durch Heirath zu besiegeln.

Andreas eigne Töchter waren schon vermählt, oder verlobt; an seinem Hofe lebte aber eine griechische Prinzessinn, die er väterlich liebte, und um welche Leopold für seinen jüngern Sohn zu werben beschloß. Dieß war Sophie, die Tochter Theodors Laskaris, welche aus Liebe für ihre ältere Schwester, die Gemahlinn Bela's, des ältesten Sohnes des Königs Andreas, den Hof ihres Vaters mit-

dem Aufenthalte in Ungarn vertauschte. Sie und ihre Schwester erwarben sich bald die Gunst des Königs von Ungarn in hohem Grade, daher Leopold den Frieden mit ihm fest gegründet glaubte, wenn Sophie Friedrichs Gemahlinn würde. Ohne Zögern erklärte sich Andreas seinen Absichten gemäß; beyde Fürsten vollendeten die Eheberedung, worauf Leopold in seine Residenz zurück kehrte.

Er fand hier außer seinem Schwiegersohne, dem römischen Könige, mehrere sächsische Fürsten, die den Heimweg in ihr Land über Österreich nahmen. Sechs Wochen lang hatten sie zu Trident geharrt, ob es ihnen gelingen würde, sich durch das Heer der verbundenen lombardischen Städte nach Cremona zu schleichen, sahen sich aber endlich genöthiget, Trident zu verlassen, weil sie durch die Wachsamkeit der verbundenen Lombarden verhindert wurden, im Verborgenen nach Cremona zu gehen, und ihnen die wenige Begleitung, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten, keine Hoffnung erlaubte, sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bahnen zu können.

Der Gegenwart dieser erlauchten Gäste zu Ehren stellte Leopold mancherley Feste an, die allen Anwesenden den Aufenthalt in Wien angenehm machten. Leopold selbst nahm wenig Theil an der allgemeinen

Freude; mitten unter dem Geräusche derselben gab die Erinnerung an seinen aufrührischen Sohn seiner natürlichen Liebe schmerzliche Beschäftigung, und rief ihn bald zurück zum Kummer, wenn er diesen auch zuweilen auf einige Augenblicke vergessen, und der Freude gehuldigt hatte.

Gleich jedem Vater schmeichelte sich der Herzog von Österreich unabläßig mit der Besserung seines mißgerathenen Sohnes, so wenig ihn auch Heinrich bisher zu dieser Hoffnung berechtiget hatte. Mehr als jemahls wurde sie jetzt in ihm rege, als der Castellan des Schlosses, in welchem Heinrich verwahrt wurde, ihm wiederhohlt die Versicherung gab, daß sein Gefangener neben der lebhaftesten Reue auch den feurigsten Vorsatz künftiger Besserung äußerte. In der Lage, in welcher sich Heinrich sah, waren freylich solche Äußerungen äußerst zweydeutig, weil sie eben so wohl von Nothwendigkeit abgedrungene Verstellung seyn konnten, als Äußerungen wahrer Gefühle. Die Art, wie sich Heinrich bisher gegen seinen Vater betragen hatte, gab ohne Zweifel der ersten Vermuthung größere Wahrscheinlichkeit; dennoch erklärte sich Leopolds Milde für die letztere, weil sie seinen Wünschen zusagte. Voll freudiger Hoffnung und um sich selbst zu überzeugen, eilte er in das Gefängniß seines Sohnes, der sich ihm

weinend entgegen stürzte, und durch seine Thränen und sein Flehen um Vergebung das weiche Herz des gütigen Vaters zu vielleicht allzu großer Nachsicht schmolz. Leopold verzieh seinem Sohne, glaubte aber doch, ihm zur Besserung einen Bewegungsgrund nennen zu müssen, der bey ihm vielleicht von größerer Wirksamkeit seyn könnte, als die Erinnerung an seine Pflicht und an den Beyfall des Gewissens.

„Noch war es nie mein Wille," schloß Leopold eine Rede an seinen Sohn, in welcher er ihn mit Wärme und Liebe zur Besserung beschwor, deinem jüngern Bruder zu geben, was du, der Erstgeborne, fordern kannst, wenn du dich nicht selbst herab wirfst von der erhabenen Stufe, auf welche deine Geburt dich erhob, und durch niedrige Handlungen und Unthaten den Nahmen eines Fürsten schändest: wäre es aber möglich, daß nur Kunst diese reuevollen Thränen dir abpreßte, um deinen liebevollen Vater zu hintergehen; sollte die gelobte Besserung nicht auch das eifrigste Bestreben deiner künftigen Tage seyn; so wisse, daß Liebe für die Tausende, gegen welche Pflicht mir nicht weniger gebeut, Vater zu seyn, als gegen dich, mich wird vergessen lassen, daß du aus meinem Blute entsprossest. Dann soll geschehen, was verleumderische Unruhestifter dir bisher ohne Grund

vorbildeten. „Daß Heinrich alles gelobte, daß seine Blicke, so wie seine Worte, Reue und Zerknirrschung ausdrückten, bedarf wohl keiner Erinnerung, ob er aber sein Gelübde erfüllte, dieß; lieber Leser! wird sich dir aus der Folge dieser Geschichte kund geben.

* * *

Margarethe war ihrer Entbindung nahe; und so oft sie sich derselben erinnerte, so oft schloß sich auch an diesen Gedanken der Wunsch, sie in Wien erwarten zu können, um des Raths und der Unterstützung ihrer Mutter hierbey zu genießen. Sie äußerte diesen Wunsch gegen ihren Gemahl, dessen Zärtlichkeit durch die Trennung von ihr nicht die kleinste Verminderung gelitten hatte; aber eben diese Stärke derselben stellte sich dem Wunsche Margarethens in den Weg.

„Unmöglich, meine Theure," antwortete ihr Heinrich, „kann ich mich jetzt von dir trennen; denn bange Besorgnisse würden aus meinem Busen die Ruhe, den Schlaf von meinem Lager rauben, wenn ich nicht, so oft sie mich quälen, hin zu dir eilen, und mich überzeugen könnte, daß es uns erlaubt ist, dem frohen aber auch zugleich beunruhigenden Augenblicke, wo du, meine Geliebte, mir ein Pfand deiner Liebe schenken wirst, ohne furchtvolles Zagen entgegen zu sehen."

„Trennen?" erwiederte Margarethe, und

schlang sich fester um ihren Gemahl. „O mein Heinrich! kaum mir wieder gegeben, beunruhigt dich schon ein solcher Gedanke, der nie mein Wunsch seyn kann. Nein, an deiner Seite sehne ich mich bey meiner Mutter zu leben."

„Mein Wunsch trifft mit dem deinigen zusammen," fuhr Heinrich fort; „aber wird unsere Mutter auch mit uns reisen können?"

„Unmöglich!" seufzte Margarethe; „die Erschütterungen, die sie vor einigen Wochen litt, griffen ihre Gesundheit so heftig an, daß eine Reise sie vielleicht ganz zerrütten könnte. Aber warum will mein Gemahl nicht länger in Wien verweilen?

„Wie gern," entgegnete Heinrich, „freute ich mich noch länger des Lebens unter so guten Menschen, wie ich sie hier schätze; aber die Pflichten des Sohnes und des römischen Königs rufen mich nach Cöln: kann ich die Befolgung ihres Rufes noch drey lange Monden verzögern?"

„Nein, mein Gemahl!" entschloß sich Margarethe; „das sollt ihr nicht. Mit der Hoffnung, daß vollkommene Genesung meiner Mutter erlauben wird, uns nachzufolgen, wollen wir Wien verlassen, so bald es euch gefällt.

* * *

Dieses geschah nach zwey Tagen; uner-

füllt blieb aber die Hoffnung Margarethens: denn Leopolds Ärzte erklärten Theodoren eine Reise nach Cöln zu gefährlich, als daß seine Liebe sich hätte entschließen können, sie von sich zu lassen, ob er schon selbst wünschte, das sie Margarethen möchte rathen und pflegen können. Lebhafter würde dieser Wunsch bey ihm und bey Theodoren gewesen seyn, wenn nicht immer die günstigsten Nachrichten von der römischen Königinn nach Wien gekommen wären, welchen nach zwey Monathen die frohe Bothschaft von ihrer Entbindung von einem lieblichen Knäbchen folgte. Der Neugeborne erhielt den Nahmen seines erhabenen Großvaters, von welchem man in seinen Zügen auffallende Ähnlichkeit bemerken wollte.

Freude über ihr Söhnlein mäßigte den Schmerz Margarethens, den ihr der König bald nach Friedrichs Geburt durch eine Abweichung von dem erneuten Gelübde seiner Treue machte.

Wir wollen dir, lieber Leser! diese Verirrung Heinrichs, so wie alle folgenden, nicht so weitläufig erzählen, als die erste, weil jede derselben im Allgemeinen der andern glich. Leichtsinn und Sinnlichkeit rissen den jungen König hin. — Margarethe bediente sich immer der Behandlungen gegen ihn, die sich ihr bey dem ersten Versuche durch glücklichen

Erfolg als die beste empfohlen hatte; verschloß ihren Gram in ihren Busen, oder theilte ihn mit Sophien von Prunn machte ihrem Gemahle keine Vorwürfe über die Kränkung, die sie von ihm erdulden mußte, und führte ihn immer durch Sanftheit und Liebe zurück in ihre Arme.

So verflossen ihr seit Friedrichs Geburt fünf Jahre in steter Abwechslung der Freuden, der Liebe und Ehe, und der Leiden, denen sie zur Beute wurde, weil in Heinrichs Busen nicht gleich feurige Liebe glühete, wie in dem ihrigen; weil ihn nicht so unwandelbare Treue erfüllte, als seine zärtliche Gattinn.

Um also dir, theurer Leser! in der Erzählung von den Trennungen unseres Paares und den Wiedervereinigungen desselben nicht Schilderungen liefern zu müssen, die sich wenigstens in den Hauptzügen glichen, obschon keine dieser Begebenheiten der andern in allen Nebenumständen ähnlich war, sey es uns erlaubt, üben diesen Zeitraum flüchtig hinweg zu eilen, und das Bemerkenswerthe während der Dauer desselben auf wenig Blätter zusammen zu drängen. Reicher Stoff, dich auf längere Zeit zu unterhalten, böthe sich uns wohl dar, wenn wir dir die Begebenheiten Leopolds und seiner beyden Söhne erzählen wollten; allein dieß würde uns zu

weit von Margarethen entfernen, in deren Geschichte, wenn sie nicht die Grenzen überschreiten soll, die wir uns zu derselben vorzeichneten, von den Begegnissen ihrer Lieben nur das erwähnt werden kann, was auf ihre eigenen Schicksale wirkte, oder woran sie selbst Theil nahm.

* * *

König Heinrich liebte rauschende Vergnügen; und der Gewohnheit gemäß, was uns gefällt, auch andern für werth zu achten; feyerte er gewöhnlich solche Feste, wenn auf die Trennung von seiner Gemahlinn Wiedervereinigung folgte.

Für Margarethen hatten sie wenig Reize; glücklicher als in dem Gewühl der Menge, die Heinrich oft zu frohen Gelagen und Lustbarkeiten um sich her versammelte, fühlte sie sich, wenn ihr Heinrich mit einem Feuerkusse erneuerter Liebe sein Herz wieder gab, oder den kleinen Friedrich aufwiegte, und mit inniger Vaterfreude auf Heinrichen, seinen zweyten Sohn, hinblickte, der indessen an der Brust seiner Mutter oder in ihren Armen lag.

Wenig Augenblicke, auf solche Art selig genossen, hatten für Margarethen größern Werth, als die ausgesuchtesten Lustbarkeiten, die sich durch mehrere Tage an einander reiheten. Von ihnen hinweg sehnte sie sich wohl

zuweilen zu ihren Söhnen, doch nahm sie auch Theil an diesen öffentlichen Freuden, um ihren Gemahl in dem Genusse derselben nicht zu stören, der ihn nur darum befriedigte, wenn seine geliebte Margarethe mit ihm gleich rege Freude äußerte.

Das glänzendste dieser Versöhnungsfeste feyerte Heinrich in Aachen. Auf einem Reichstage, den er dahin ausgeschrieben hatte, und auf welchem nur wenige von den vornehmsten Reichsfürsten fehlten, ließ er Margarethen zur römischen Königinn krönen; und die Entfernung von allem Stolze, die Margarethe im Purpur auf dem Königsthrone zeigte, zauberte die Aufmerksamkeit des größten Theils der Anwesenden mehr an sich, als die Pracht, mit welcher Heinrich und Leopold diesen Ehrentag Margarethens festlicher machten.

Mehr um die Erwartung ihres Gemahls nicht zu täuschen, als aus eigener Empfindung, zeigte Margarethe große Freude über ihre Krönung, mit welcher ihr Heinrich ein überraschendes Entzücken zu machen gehofft hatte. Das Überraschende desselben war es auch beynahe allein, was für Margarethen Reiz hatte; denn sie war zu wenig Freundinn von Prunk, und zu frey vom Geizen nach eitler Ehre, um dem Vergnügen, vor der Versammlung der Reichsfürsten neben ihrem Ge-

mahle auf dem königlichen Throne zu prangen, großen Werth beyzulegen. Hinweg gerückt war Margarethe schon über die Jahre der frühen Jugend, die oft eine Krone den Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit wähnet; schon durch Leiden geprüft, wußte sie den Preis dieses Kleinods richtiger zu würdigen.

Sie hatte ihren Gemahl nach Aachen begleitet, ohne zu wissen, welcher ehrenvolle Prunk ihrer dort wartete; ja sie sah selbst die Vorbereitungen zu dem Feste machen, von welchem sie die Königinn seyn sollte, bevor ihr Heinrich etwas von seinem Vorhaben entdeckte. Dieß geschah nur wenige Augenblicke zuvor, ehe er sich mit ihr in die Versammlung der Fürsten begab, wo sie der Erzbischof von Cöln mit seiner schmeichelhaften Rede empfing, und dann ihr Haupt mit der Krone schmückte.

Angenehme Empfindungen regte Engelberts Rede, und der Ruhm, welcher der Königinn von allen Versammelten erscholl, in Margarethens Busen auf; aber schon des andern Tages traten schmerzhafte an ihre Stelle. Heinrich beschäftigte sich mit einer der anwesenden jungen Fürstinnen so angelegentlich und ausschließend, daß Margarethe Rückkehr solcher traurigen Tage fürchtete, wie sie den Festen zu Aachen vorangegangen waren. Heinrich blieb von der jungen Fürstinn

unerhört und die Ruhe seiner Gemahlinn, auf eine Zeit lang unerschüttert.

* * *

Noch schneller als zu Aachen wurde Margarethens Freude bey einer andern Festlichkeit in Traurigkeit verwandelt.

Herzog Ludwig von Bayern hatte viele der vornehmsten deutschen Fürsten nach Straubingen geladen, einen fröhlichen Tag festlich mit ihm zu begehen. Er wollte seinen Sohn Otto lassen wehrhaft machen; eine feyerliche Handlung, die bekanntlich in den Zeiten des Mittelalters unter die vornehmsten Familienfeste gehörte. Von der Neigung zur Pracht und der Liebe für seinen Sohn gleich mächtig gereizt, verwendete Ludwig große Summen, den erlauchten Gästen, die sich bey ihm in Straubingen einfanden, Beyfall und freudiges Erstaunen abzulocken. Unter den Gegenwärtigen befanden sich auch König Heinrich mit seiner Gemahlinn und Herzog Leopold von Östereich.

Turnier und Ringelrennen gehörten zwar zu den Festen der damahligen Zeit so wesentlich, als Opern und Maskenbälle zu den Feyerlichkeiten unserer Tage; nie waren sie aber glänzender, als wenn ein Fürst sie zu Ehren des frohen Tages anstellte, wo er seinem Sohne das Schwert umgürten ließ. Man

mußte ja dem neuen Ritter Gelegenheit zu dem Beweise geben, daß er es würdig und geschickt zu gebrauchen verstand.

Auch Herzog Ludwig ließ vor Straubingen ein Turnier legen, und freute sich der großen Anzahl Fürsten, Grafen und berühmten Ritter, die als Theilnehmer an demselben in der Herberge zu Straubingen einzogen, nicht weniger, als diese der köstlichen Preise, die Ludwig gesetzt, und der trefflichen Anstalten, die er getroffen hatte.

Herzog Leopold brach noch gern eine Lanze so wohl zu Schimpf als Ernst; auch konnte er sich in allen Arten des Kampfes mit jedem Gegner kühnlich messen, und fand besonders an der Züchtigung ruhmredriger Prahler inniges Vergnügen; bange Besorgniß machte aber die Kenntniß dieser Liebhaberey Theodoren, so oft sie ihren Gemahl zu einem Turniere ausziehen sah. Sie fürchtete die Gefahr derselben, und unterließ daher nie, ihren Gemahl dringend zu bitten, daß er nicht mit Kämpfern, die, auf ihre Stärke pochend, allen andern Hohn sprechen, einen Gang machen möchte; aber Herzog Leopold verließ sich auf die Stärke seines Arms, auf seine Geübtheit in der Kunst, die Waffen zu führen, und beyde, verbunden mit gutem Glücke, verließen ihn nie.

Noch niemahls war Theodore so besorgt

für ihn gewesen, als da er zum Turniere gen Straubingen zog; wirklich hatten auch diese Besorgnisse nicht ihren Grund in bloßer Ahndung oder weibischer Furcht. Ungefähr seit einem Jahre waren verschiedene Versuche auf Leopolds Leben gemacht worden, deren nähere Erwähnung uns zu viel Raum kosten würde; daher nur so viel daß des Herzogs günstiges Geschick ihn bis jetzt noch allen Gefahren glücklich entrückt hatte. — Theodorens Sorgfalt gab sich alle Mühe, künftigen Unfällen vorzubeugen, oder ihnen, wenn sie ihren Gemahl dennoch beträfen, entgegen zu arbeiten, und sie, so viel, nur immer möglich, minder schädlich zu machen. Sie bestürmte ihn daher so lange mit Bitten, bis er ihr versprach, außer den Mauern seiner Residenz nie ohne eine starke Begleitung seiner treuesten Diener zu erscheinen; und so bald sie ihn auf diese Art vor öffentlichen Anfällen zu schützen geglaubt hatte, bemühte sie sich, ihn auch vor geheimen Nachstellungen zu sichern, oder ihn wenigstens vor den Folgen derselben zu bewahren. — Sie wich hinfort nicht von seiner Seite, bereitete größtentheils selbst die Speisen, die er genoß, oder kostete sie wenigstens, und credenzte ihm seinen Wein. Weil sie aber dennoch die Furcht, daß ihr geliebter Gemahl vielleicht bey aller ihrer Vorsicht Gift erhalten möchte, nicht ganz

verließ, ließ sie sich durch die Vermittelung ihrer Verwandten aus Constantinopel einen arabischen Arzt kommen, der, mit seltner Rechtschaffenheit, genaue Kenntniß der Gifte und die Kunst verband, ihren Wirkungen vorzubeugen, und die durch sie entstandenen Übel zu heilen. — Al-Omrah, so hieß dieser Arzt, war Leopolds späterer Begleiter, der ihn nach Theodorens Willen in Straubingen so wenig verlassen durfte, als sie selbst sich dieses erlaubte; und Al-Omrah, ob er sich gleich bisher nie mit den Waffen beschäftiget hatte, machte sich noch in seinem Alter mit dem Gebrauche derselben bekannt, damit er dem Herzoge als Knappe dienen, und in den Gefechten und bey Turnieren nicht weniger ein Gefährte seyn könnte, als außer denselben. — Bevor Herzog Leopold in die Schranken des Turnierhofes vor Straubingen ritt, wiederhohlte Theodore noch ein Mahl alle die Bitten, mit welchen sie ihn, seit ihrer Abreise aus Wien, zu bewegen gesucht hatte, nur mit bekannten Rittern, nicht mit fremden Abenteurern oder Wagehälsen zu turnieren. Leopold versprach, ihrem Wunsch gemäß zu handeln; doch fand sich Theodore durch dieses Versprechen nicht beruhigt, weil sie die Schwäche ihres Gemahls kannte, die ihn sein Versprechen gewöhnlich vergessen ließ, so bald sich ihm Gelegenheit zeigte, einen

Prahler zu demüthigen, und sich hierdurch in den Ruhm des besten Kämpfers, den er schon längst errungen hatte, zu behaupten.— Noch nicht lange hatte das Turnier begonnen, und Leopold legte eben seine Glehne an mit dem Herzoge von Brabant einen Gang zu machen, als ein unbekannter Ritter vor dem Schranken erschien, und Einlaß begehrte. Er hatte den Tag zuvor nicht zur Schau auftragen lassen, wollte auch jetzt dem Grieswärtel seinen Nahmen nicht sagen, weil ein Gelübde ihn hinderte, dieß vor beendigtem Kampfe zu thun. Dann versprach er ihn zu nennen. und versicherte zugleich, daß er die Streiche der Grieswärtel willig dulden würde, wenn sich beym Ausreiten aus den Schranken nicht ergäbe, daß es ihm an keiner von allen den Erfordernissen gebräche, welche die zwölf Turnierartikel von einem fähigem Ritter verlangen. —

Das Begehren des Fremden wurde vor die Turniervögte gebracht, und ihm der Eintritt verstattet. Er nahte sich sogleich einigen Rittern, die noch zur Seite auf ihren Rossen hielten, und das Ende der schon angefangenen Kämpfe erwarteten, um dann auch die ihrigen zu beginnen.

„Wer wagt es," rief der Fremde, und blähete sich stolz auf seinem muthigen Rosse; „wer wagt es, gegen mich den Vorzug der

französischen Ritterschaft vor der deutschen, im Gesteh im hohem Zeuge, zu bestreiten?"

„Ich! — ich! — ich!" stürmte der Eifer für die Ehre aus dem Munde vieler wackern Deutschen, und einer von ihnen trieb sein Roß ohne Vorzug gegen den fremden Franzmann an, welcher der deutschen Ritterschaft Hohn sprach.

Wir wollen euch, theure Leser! nicht zu mahlen versuchen, wie die schäumenden Rosse sich gegen einander bäumten, wie ihre Ritter eines wider das andere drängten, und die Lanzen unter schweren Streichen zersplitterten; aber sagen müssen wir euch, daß der hohnsprechende Philister aus Frankreich mit Riesenstärke schon vier deutsche Ritter aus dem Sattel geworfen hatte. — Nicht fern von dem Platze wo er wüthete, hielt Herzog Leopold mit aufgeschlagenem Visier, von dem Kampfe mit dem Herzoge von Brabant ein wenig auszuraften. Unverwandt haftete sein Blick auf dem Franzmanne, der jetzt seinen Helm ein wenig lüftete, aber noch unverwundet neue Ausforderungen machte. — Man drängte sich nicht mehr, so wie Anfangs, sich ihnen zu stellen; denn verwundet oder mit verrenkten Gliedern waren die ersten Kämpfer aus dem Staube aufgehoben worden, in den sie des Franzmanns Riesenkraft geworfen hatte; aber den Herzog Leopold ergriff der Eifer für die

Ehre seines Volkes; Muth und Zorn blitzte aus seinen Augen auf den fremden Ritter; und Theodore, die ihn von dem Gerüste herab, wo sie sich mit den übrigen Frauen befand, beobachtete, begann vor banger Furcht zu zittern. Sie las in den Blicken ihres Gemahls den Entschluß, den er, seines Versprechens gegen Theodoren vergessend, jetzt eben ausführte. Er verschloß sein Visier, näherte sich dem frechen Franzosen, und legte seine Glehne an. — Gereinigt wurde jetzt der Ruhm der deutschen Ritter von dem Flecken, den ihm der Franzmann angeschwärzt hatte; denn nach wenig Gängen warf ihn Leopold mit nicht minderer Leichtigkeit aus dem Sattel, als er zuvor seine Gegner zu Boden geworfen hatte. Sein Knappe half dem Fremden wieder auf, der sich zur Fortsetzung des Kampfes für unfähig erkannte, dagegen aber den Herzog aufforderte, ihren Streit mit dem Schwerte zu endigen, weil er seinen Hengst mit der verrenkten linken Hand nicht länger zu leiten vermöchte. Seinen Sieg zu vollenden, handelte Leopold nach dem Willen des Franzmannes, sprang von seinem Pferde herab, machte sich zum Fußkampfe bereit, und brachte seiner Gemahlinn die Besorgnisse zurück, die sie nach dem Falle seines Gegners kaum verlassen hatten. Vermehrt wurde ihre Unruhe, da sie ihren

Gemahl im Fußkampfe weniger glücklich sah, als im Lanzenstechen. Die Kräfte seines Gegners schienen sich erneuet zu haben; und hätte Herzog Leopold Zauberey geglaubt, so würde er wahrscheinlich den für einen Zauberer gehalten haben, den er kaum besiegt hatte, und der nun mit ungeschwächter Riesenkraft auf ihn eindrang. — Leopold wurde verwundet; doch voll Eifer für den Ruhm des deutschen Nahmens und voll Durst nach der Ehre, ihn erhalten zu haben, achtete er des Blutes nicht, das unter seinen Armschienen hervor quoll; einen fürchterlichen Eindruck machte aber der erste Anblick desselben auf Theodoren. Ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Tochter, der römischen Königinn, die, selbst bis in das Innerste erschüttert, kaum fähig war, sie zu stützen. Ein Knappe des Herzogs hatte dieß gesehen.

„Ich bitte euch, gnädiger Herr!" rief er seinem Gebiether zu; „endet den Kampf, wenn euch das Leben eurer Frau Gemahlinn theuer ist. Blickt auf das Gerüste, und sehet es in Gefahr!"

Leopold warf einen Blick hinauf zu seiner Gattinn: er wußte, daß ihre Gesundheit seit einiger Zeit schwankend war, fürchtete, die jetzige Erschütterung möchte ihr schädlich werden, wenn er nicht selbst eilte, sie zu beruhigen; der Ruf der Gattenliebe wurde mäch-

liger in ihm, als die Forderung des Ehrgeizes, und in der Dauer eines Augenblickes rief er dem Franzmann zu: „Ich habe genug!“ schwang sich dann auf sein Roß, und sprengte vor das Gerüst der Damen, sich seiner Gemahlinn zu zeigen. — Al-Omrah eilte ihm nach, und bath ihn, die Schranken zu verlassen, damit er ihn verbinden könnte; ein Ruf, welchem Leopold folgte, nachdem seine Erscheinung vor dem Gerüste wenigstens der römischen Königinn Trost gebracht hatte: denn Theodore lag noch ohnmächtig in den Armen ihrer Frauen. Margarethe befahl, sie in ein Haus zu bringen, das nicht weit vom Turnierhofe lag, wohin auch der Herzog eilte. —

So bald Theodore in dieses Haus gebracht wurde, erwachte sie, und ihr erster Blick traf auf ihren Gemahl, der sie freudig versicherte, daß seine Wunde nicht gefährlich wäre. Die Festigkeit, mit welcher er nicht fern von seiner Gemahlinn stand, und sich entwaffnen ließ, schien diese Versicherung zu bestätigen; auch hatte ihn wirklich das Schwert des Franzmannes nur leicht verwundet. Al-Omrah untersuchte jetzt die Wunde, deren nähere Besichtigung ihn mit einem Schrecken erfüllte, das zu heftig war, um es, aus Vorsicht gegen die Herzoginn und ihre Tochter, verbergen zu können.

„Gott komme meiner Kunst zu Hülfe!“

rief Al-Omrah aus; „das Schwert, mit welchem euch der Fremdling verwundete, war mit einem gefährlichen Gifte bestrichen.

Die Bestürzung, welche alle Anwesenden befiel, ließ den Arzt bald erkennen, wie unklug er gehandelt hatte, daß er ungescheut etwas sagte, was Andere freylich noch mehr erschrecken mußte, als ihn; denn daß es für den Herzog noch Hülfe gäbe, was der Araber freylich wußte, war jenen unbekannt. Al-Omrah erschrak nicht über die Vergiftung der Wunde selbst, sondern nur deßhalb, daß das Gift, vermischt mit dem Blute, vielleicht schon zu tief gedrungen seyn möchte."

„Beruhigt euch!" suchte er sein Versehen wieder gut zu machen; „hoffentlich kommt Hülfe noch nicht zu spät. Wer unter euch," wendete er sich hierauf zu den Dienern des Herzogs, „hat Muth und Treue genug, das Gift aus der Wunde seines Herrn zu saugen?"

„Ich!" warf sich Theodore auf ihren Gemahl. „Für meinen Leopold opfere ich gern mein Leben."

„Und ich," drückte Leopold seine Gemahlinn an die Brust, „sterbe gern, wenn mein Leben nur durch Theodorens Tod erhalten werden kann."

„Lasset mich ein Leben erhalten, für welches Tausende bethen!" trat aus der Zahl der Diener Leopolds ein Greis hervor.

„Handelst du, wackrer Alter," rief Al-Omrah, „mit gehöriger Vorsicht, und folgst meiner Vorschrift genau; so ist bey diesem gefährlich scheinenden Geschäfte für dich keine Gefahr."

„O ich fürchte sie nicht," erwiederte jener, „wenn ich nur meinen Brüdern in Österreich ihr größtes Glück erhalte."

Al-Omrah hatte indessen aus seinem Gewande eine Büchse hervor gezogen, die er beständig bey sich trug, und in welcher sich heilende Arzeneyen wider die Gifte, und Verwahrungsmittel gegen dieselben befanden. Aus einem der verschiedenen kleinen Behältnisse, welche die Büchse theilten, reichte er jetzt dem Alten einen Saft, von dem er ein wenig in den Mund nehmen mußte.

„Nun," sprach er zu ihm, „kannst du dein Geschäft ohne Sorge anfangen, wenn du dich hütest, nichts von dem Blute zu verschlucken, das du aus der Wunde deines Herrn saugst."

Besorgt, daß das Gegengift, welches Al-Omrah seinem Diener gab, nicht wirksam genug seyn möchte, widersetzte sich Leopold eine Zeit lang dem Vorhaben desselben, unterdessen Theodore nur mit Mühe abgehalten werden konnte, zum Wohle ihres Gemahls selbst das zu thun, wozu sich der edle Greis erbothen hatte. Man mußte Theodoren von ihrem Gemahle hinweg reißen, und bey diesem

besiegte endlich Liebe zum Leben und die Versicherung seines Arztes die Furcht, sein Leben durch den Tod eines Andern zu erhalten.

Der wackere Greis begann sein Geschäft, und fuhr damit so lange fort, bis Al-Omrah alles Gift ausgesogen glaubte. Dieser goß dann Balsam in die Wunde, die Wirkung des vielleicht noch zurück gebliebenen Giftes dadurch zu verhindern, und versicherte, daß der Herzog völlig außer Gefahr wäre. So sehnlich dieß auch alle Freunde des Herzogs wünschten, so wenig wagten sie es zu hoffen, da sie ihn des andern Tages von einem heftigen Fieber befallen sahen. — Auch sein Retter, der alte Diener, wurde krank, und Al-Omrah mußte alle seine Beredtsamkeit aufbiethen, die klagenden Damen zu trösten, sah sich aber dennoch mit dem Nahmen eines leidigen Trösters belegt, weil Leopolds Zustand sich mehr verschlimmerte, als besserte. Für die Vorwürfe, die ihm die ängstlichen Damen einige Tage lang machten, wurde er aber zuletzt durch ihr Lob und ihren feurigsten Dank belohnt, als sich der Herzog am fünften Tage nach seiner Verwundung augenscheinlich besserte. — Der Herzog von Bayern hatte an Leopolds Unfalle den lebhaftesten Antheil genommen, und jetzt, da er anfing sich zu bessern, war seine Freude nicht weniger groß, als zuvor sein Schmerz. Hätte auch nicht

Freundschaft Ludwigs Mitleid rege gemacht, so würde ihn doch Leopolds Unfall empfindlich geschmerzt haben, weil er befürchten mußte, daß sein guter Leumund dadurch leiden würde.

Der Meuchelmörder, der Leopolden verwundet hatte, war aus den Schranken entwischt, ohne, seinem Versprechen und dem Turniergebrauche gemäß, dem Waffenbeschauer sich entdeckt zu haben. Unmittelbar nach Leopolds Entfernung hatte er sich unter dem Gewühle verloren, das so wohl hierdurch, als durch den Aufstand auf dem Gerüste verursacht wurde, und keiner von den Grieswärteln und Turniervögten wußte, wohin er verschwunden war. Wie leicht konnte daher diese und den Herzog selbst der Verdacht einer Theilnahme an der Frevelthat wider Leopolden treffen? Dieß machte, daß der Herzog von Bayern noch immer trauerte, als alle übrigen Freunde Leopolds sich des guten Anscheines seiner Genesung freueten.

Zu Ludwigs Glücke waren Leopold und seine Gemahlinn zu vollkommen von seiner geprüften Freundschaft gegen sie überzeugt, und Mißtrauen überhaupt ihrem Charakter zu fremd, um eines Argwohns fähig zu seyn, der sich vieler Andern in ihrer Lage bemächtiget haben würde.

Leopolds erste Frage, nachdem das Fieber

ihn verlassen hatte, und er seines Verstandes wieder mächtig wurde, war nach dem alten Diener, dem er seine Rettung wenigstens zur Hälfte dankte. Herzlich freute er sich, als ihn Al-Omrah versicherte, daß er zwar krank gewesen, nun aber ganz außer Gefahr wäre. Weniger befriedigend war hingegen die Antwort, die er auf die Frage nach seinem Meuchelmörder erhielt, weil man ihm von demselben nicht mehr zu sagen wußte, als unsere Leser wissen. — In dem ruhigen Tone, welchen ein schuldloses Gewissen gewährt, klagte Herzog Ludwig seinem Freunde, daß der Mörder verschwunden wäre, konnte aber dabey in seinem Blicke die Verlegenheit nicht verbergen, in welche dieser Vorfall und Sorgfalt für seinen guten Ruf ihn setzten.

„Das ist nicht gut," antwortete Leopold; „denn nun können meine Freunde, wenn sie sich bemühen, den Bösewicht zu erforschen, leicht auf einen Unschuldigen rathen."

„Und wen," seufzte Ludwig, „wird der Verdacht leichter treffen, als mich, dem es oblag, für die Sicherheit des Tourniers zu wachen?"

„Zu allgemein ist der Charakter des wackern Herzogs bekannt," tröstete Leopold seinen Freund, „als daß er einen solchen Argwohn zu fürchten hätte."

„Dank euch, edler Freund, für diesen

tröstlichen Zuspruch!" fuhr Ludwig fort: „aber vermögen alle, wie ihr, in meines Herzens innigste Falte zu schauen? Wird man nicht nach meinem Tode meinen Nachruhm beschmitzen, wenn man auch jetzt keinen Versuch macht, mir eure Freundschaft zu rauben, da man es sich noch zu neu erinnert, daß dieß nicht so leicht ist *)?"

„Man versuchte uns zu trennen," erwiederte Leopold, „gab aber diesen Versuch wieder auf, so bald es sich bewies, daß er ohne Erfolg blieb, und das böse Gerücht, wodurch man euren Leumund zu beflecken trachtete, verstummte so schnell, als es entstanden war, da man sah, daß unser Freundschaftsbund hierdurch nicht getrennt werden konnte. Er wird bleiben, bis der Tod ihn zerreißt, und euch zum Schilde wider die Pfeile der Verleumdung, der Nachwelt zur Richtschnur ihres Urtheils dienen."

* * *

Nach seiner Genesung ging Leopold mit dem römischen Könige und dem Herzoge von

*) Leopolden mit seinem Freunde Ludwig zu verzwisten, hatte man diesen einer geheimen Theilnahme an Heinrichs Empörung beschuldigt. Leopold glaubte diesem Vorgeben nicht, überzeugte sich bald vollkommen von der Unwahrheit desselben, und blieb, wie zuvor, Ludwigs wärmster Freund.

Bayern nach Eßlingen, wo sich bald eine große Anzahl anderer Fürsten an dem Hoflager des Königs einfand.

Leopolds unveränderte Freundschaft gegen den Herzog Ludwig, von welcher alle diese Fürsten mit ihren Begleitern Zeugen waren, verhinderte die Entstehung des Verdachtes, vor welchem Ludwig zitterte. Einige Verleumder, die gern jeden wackern Mann mit ihrem Gifte bespritzten, wagten es zwar, ihn zu äußern; doch schlich er immer nur in der Finsterniß, deren Kind er war, und kam auf diese Weise durch einige alte Chroniken auch bis auf unsere Zeiten, ob sich schon gleich damahls glaubwürdige Männer, die von dem mörderischen Angriffe auf den Herzog von Österreich näher unterrichtet waren, alle Mühe gaben, ihn zu widerlegen, wozu sie sich jedoch nur ihres Wortes und ihres Ansehens bedienten, und den Nahmen des wahren Thäters, aus Schonung gegen seine würdigen Verwandten, verbargen.

In Eßlingen war es, wo Margarethe zum zweyten Mahle Mutter wurde, und Freude über dieses Ereigniß gab vielleicht dem römischen Könige einen Bewegungsgrund mehr, dem Pathen seines neugebornen Sohnes, dem Herzoge Leopold, mit einem wichtigen Freyheitsbriefe ein angenehmes Geschenk zu machen. Auf denselben gründen sich einige er-

habene Vorzüge, welche die Erzherzoge von Österreich noch jetzt vor den andern vornehmsten deutschen Fürsten besitzen, die du, lieber Leser! aber nicht in Margarethens Geschichte, sondern in der Geschichte ihres Stammhauses suchen wirst.

Jetzt konnte Frau Theodore das angenehme Geschäft, ihre Tochter im Kindbette zu warten, verwalten, und es wurde ihr weder durch Krankheit Margarethens noch ihres jungen Sohnes verbittert. Gesund verließ sie beyde nach einigen Wochen, mit ihrem Gemahle zurück nach Wien zu gehen, wo aber ihre Ruhe bald gestört wurde. Hierdurch erhielt Margarethe noch andere Veranlassung zur Trauer, als welche ihr der Wankelmuth ihres Gemahls um dieselbe Zeit aufs neue gab.

Der edle Alte, welcher dem Herzoge Leopold zu Straubingen sein Leben opfern wollte, entdete das seinige wenig Monden nach dieser schönen That. Der Schwäche seines Alters vergessend, war er einst auf einem wilden Pferde ausgeritten, das er nicht zu bändigen vermochte. Das unbändige Roß warf seinen kraftlosen Reiter herab, der durch den Fall so gefährlich beschädigt wurde, daß er eine Stunde nachher starb, beklagt von dem ganzen herzoglichen Hause, von dem es sich jeder Theil freudiges Geschäft seyn ließ,

die letzten Tage des guten Alten so freudenvoll, als möglich, zu machen.

Jetzt wurde auch Heinrich, dieser Schmerzenssohn Leopolds, von einer qualvollen Krankheit auf das Lager geworfen. Der Donner des Gesetzes, dessen sich sein Beichtiger gegen ihn bediente, schreckte sein Gewissen aus dem Schlafe. Zum ersten Mahle in seinem Leben fühlte er wahre Reue über alles das Böse, dessen er sich in den zwanzig Jahren seines Alters schuldig gemacht hatte. Ihr folgte der Wunsch, von seinen Ältern, denen er so vielen Kummer verursachte, Vergebung zu erhalten, und beyde eilten, diese Sehnsucht ihres leidenden reuevollen Sohnes zu erfüllen, so bald sie sein Beichtvater von der Entstehung derselben benachrichtigte.

Sie fanden den unglücklichen Jüngling, wie er sich, ein Opfer seines wüsten Lebens, jammernd auf dem Lager wand, und kaum noch so viel Kräfte besaß, das Bekenntniß von seinem Herzen zu wälzen, das so schwer auf demselben lastete. Er bekannte, daß er der Urheber aller der mörderischen Angriffe auf Leopolds Leben gewesen wäre, auch des letzten und gefährlichsten zu Straubingen, von welchem wir unsern Lesern nähere Erläuterung geben müssen, weil wir uns, selbst bey dem Zweifelsüchtigsten unter ihnen, mit unserm Wissen nicht dem Argwohne aussetzen

wollen, daß unsere Geschichte etwas enthielte, was strenge Prüfung der Wahrheit, oder — wenn ihr lieber wollt — der Wahrscheinlichkeit zuwider fände.

* * *

Herzog Leopolds feste Gesundheit verhieß ihm ein noch langes Leben, was freylich mit dem Wunsche des herrschbegierigen Heinrichs nicht zusammen stimmen konnte. Die gerechte Drohung seines Vaters hatte ihn zu einer Verstellung genöthigt, deren Zwang ihm mit jedem Tage widriger wurde. Er ging mit sich selbst über die Mittel zu Rathe, wie es möglich wäre, diese Bürde abzuwerfen, und fand während dieser Beschäftigung, daß sich sein Gewissen leicht beruhigt haben würde, wenn er seinen Vater in der Dauer der Fehde mit ihm im Kampfe erlegt hätte. Der Gedanke, daß die Ermordung desselben außer dem Kampfe sein Gewissen vielleicht nicht mehr beschweren würde, durchflog ihn; er schauderte Anfangs zurück, wurde aber bald mehr mit diesem furchtbaren Gedanken vertraut, der nach und nach zum Vorsatze empor wuchs.

Einige Vertraute, denen Heinrich seinen Einfall mittheilte, fanden ihn vortrefflich, und versprachen zur Ausführung desselben die thätigste Hülfe. Sie waren es, welche die Angriffe wider den Herzog leiteten, und einer von ihnen bewies sich für die Ausführung

von Heinrichs Plane besonders wirksam. Er überließ dem Prinzen zwey böse Buben, die er in seinen Diensten hatte, zwey Brüder aus Böhmen, von denen der eine riesenmäßige Stärke besaß, der andere die Kunst Gift zu mischen verstand *). Jenko war der der Nahme des einen dieser Brüder, Benes der Nahme des andern, und Heinrich zweifelte nicht, daß er durch ihre Hülfe würde ausführen können, woran er schon so lange vergebens gearbeitet hatte.

Leopolds und Theodorens Vorsicht machten es den böhmischen Brüdern lange unmöglich, sich ihrer Künste nach dem Willen ihres Herrn zu bedienen, bis endlich Heinrich durch das Tournier bey Straubingen eine Gelegenheit hier zu erhalten hoffte. Er eilte daher, den Riesen Jenko zu unterrichten und auszurüsten, wie es sein Vorhaben erforderte.

Vorher schon hatte er ihm erlaubt, einen völligen eisernen Harnisch zu tragen, statt des Kollers von Büffelleder, mit einem Gewebe von Draht gegen die Streiche feindlicher Waffen verwahrt, das ihm als einem gemeinen Reitersknechte geziemte. In der

*) Welchem unserer Leser ist es nicht bekannt, daß es damahls, bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhundertes, wo Kaiser Carl der Vierte sie vertilgte, in Böhmen der Giftmischer nicht weniger gab, als in Italien!

Rüstung eines Ritters konnte sich Jenko besser verbergen; nur wurde es ihm Anfangs schwer, seine Kräfte in derselben so wohl zu gebrauchen, wie in der leichtern Bekleidung, die er zuvor gewohnt gewesen war. Völlig geharnischt mußte er sich deßhalb in dem Gebrauche der schwereren ritterlichen Waffen üben, und jetzt verband Heinrich hiermit auch den Unterricht in den ritterlichen Spielen.

Gewandt und im Kampfe geübt, machte Jenko in diesen Künsten schnelle Fortschritte, und weil er mit der Gewandtheit seine Stärke verband, besiegte er bald seine Lehrer. Keiner vermochte sich gegen ihn im Sattel zu erhalten; als ob es ein Knabe wäre, warf sein starker Arm jeden vom Rosse.

Heinrich kannte die Schwachheit seines Vaters, die ihn zuweilen in Lustgefechten zu jugendlicher Raschheit mit sich fort riß, und seinen Stolz auf die Ehre der deutschen Nation. Er beschloß daher, seinen Jenko beym Tourniere zu Straubingen auf eine Art auftreten zu lassen, die ihn mit Zuversicht erwarten ließ, daß sich Leopold zu seinem Gegner aufwerfen würde. Benes begleitete seinen Bruder in der Gestalt eines Knappen, mit einem großen Schilde versehen, in welchem ein kleines, mit dem Wapen der Künringen geziert, verborgen war.

Heinrich wußte, daß Ademar von Kün-

ringen zum Tourniere gen Straubingen ziehen würde, und vielleicht war es Rache über Ademars Abfall von ihm, daß er Jenko'n seinen Schild gab, unter dem Schutze desselben aus dem Tournierhofe vor Straubingen zu entwischen. Er und Jenko schmeichelten sich, daß es auf diese Art nicht schwer werden würde, den Grieswärtel zu täuschen, und um sich noch mehr vor Entdeckung zu schützen, erhielt Jenko eine Rüstung, die sich durch nichts von den gewöhnlichen Rüstungen armer Ritter unterschied, denen Mangel an Vermögen nicht erlaubte, sie mit Gold, Silber oder Schmelz auszuzieren.

Im Nachtlager vor Straubingen bestrich Benes das Schwert seines Bruders mit dem tödtlichsten Gifte, das seine teuflische Kunst zu bereiten verstand; dann machten sich beyde Brüder auf nach dem Tournierhofe, wo unsere Leser Zeugen ihrer Ankunft gewesen sind. Jenko forderte die anwesenden Ritter nur zum Gestech im hohen Zeuge heraus; denn sein Schwert war allein für den Herzog von Österreich bestimmt. Um sich desselben bedienen zu können, ließ sich Jenko absichtlich von dem Herzoge aus dem Sattel werfen, und stellte sich, als ob eine Verrenkung seiner linken Hand ihn hinderte, sein Roß länger zu regieren, damit er den Fußkampf beginnen, und durch ihn den Zweck seiner

Sendung erfüllen könnten — Im Getümmel, das nach Leopolds Entfernung entstand, eilte Jenko mit seinem Knappen, der jetzt aus seinem Schilde das kleinere mit dem Künringischen Wapen heraus nahm, einige Schritte von dem Kampfplatze hinweg. Die Augen aller unbeschäftigten Anwesenden waren jetzt nur auf das Gerüste gerichtet, wo sich Leopold seiner ohnmächtigen Gemahlinn zeigen wollte, und die im Kampfe Begriffenen waren mit sich selbst und ihren Gegnern zu ausschließend beschäftigt, um zu bemerken, daß Jenko seinen ledigen Schild von sich warf, dagegen von seinem Knappen den mit dem Künringischen Wapen bezeichneten nahm, sich auf sein Roß heben ließ, dem Ausgange der Schranken sich immer mehr näherte und mit Hülfe seines Schildes glücklich entkam, ohne daß der Griswärtel in ihm den fremden Ritter ahndete, der, beym Ausreiten aus den Schranken, seine Turnierfähigkeit darzuthun versprochen hatte.

* * *

Nachdem Heinrich das Geständniß seiner Verbrechen beendiget hatte, erflehte er die Vergebung seiner Ältern, damit ihn sein Scheiden, durch den Mangel derselben, nicht noch mehr erschwert werden möchte. Leopold und Theodore waren zu gütig, ihrem unglücklichen Sohn

diesen letzten Trost zu verweigern, oder ihm das Erquickende desselben durch beygemischte Vorwürfe zu rauben. Heinrich verschied nachdem er die lebhaftesten Beweise wahrer Reue gegeben hatte, auch nicht ermangelte, sich durch reiche Schenkungen bey einigen Klöstern Seelengeräthe zu stiften, wofür ihm die frommen Väter die Pforten des Paradieses öffneten, doch nicht verhindern konnten, daß man seinem Nahmen den Beysatz: der Grausame, gab, der denselben bis auf unsere Zeiten begleitet hat.

* * *

Viele Thränen kostete Margarethen der Tod ihres Bruders Heinrich; noch reichlicher flossen sie aber ihrem geliebten Vater, welcher seinem Sohne nech anderthalb Jahren im Tode folgte.

Herzog Leopold hatte das Glück, bey dem heiligen Vater in großer Gunst zu stehen, die er sich ohne Zweifel durch seine reichen Spenden an Klöster und durch die Thätigkeit erwarb, mit welcher er für die Aufnahme des kaum entstandenen Franciscanerordens und einiger geistlichen Ritterorden in seinem Lande sorgte. Er beschloß, sich der Gewogenheit des Papstes zum Vortheile des Kaisers Friedrich zu bedienen, den Papst Gregor der Neunte mit geistlichen und weltlichen Waffen aus allen Kräften bekriegte.

Wem sind nicht die unablässigen, bald öffentlichen, bald geheimen Fehden dieses großen und unglücklichen Kaisers mit allen Päpsten, die während der Dauer seines Lebens auf Friedrichs Kosten ihre weltliche Herrschaft zu vergrößern suchten, bekannt? wer weiß es nicht, daß sie das Kreuz wider ihn predigen ließen, um alle Fürsten in ihren Plan zu ziehen? Wir brauchen daher euch, theure Leser! nur zu sagen, daß Leopold nach Italien ging, an dem Frieden zwischen Gregor und Friedrich zu arbeiten, ohne euch, durch nähere Fingerzeige, auf die Ursache des gebrochenen Friedens hinweisen zu müssen.

Nie hatte sich Herzog Leopold unter dem heißen Himmelsstriche Apuliens ganz wohl befunden, weßhalb er auch niemahls lange daselbst zu verweilen pflegte; jetzt aber überstieg der Eifer, dem Kaiser nützlich zu werden, die Sorgfalt für seine Gesundheit, für welche daheim in Österreich viele Tausende die heißesten Gebethe gen Himmel sandten.

Mit einigen andern Fürsten, die aus der nähmlichen Ursache nach Sanct Germano gekommen waren, und unter denen sich auch einer der eifrigsten Freunde Friedrichs, der bekannte Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, befand, wendete Leopold

alle Mühe an, das angefangene Friedensgeschäft zu vollenden, und der Eifer, mit welchem er es betrieb, ließ ihn nicht bemerken, wie sehr seine Gesundheit litt. Sein Wunsch wurde erfüllt, der Friede unterzeichnet, aber die gehofften Früchte desselben konnte er nicht sehen; denn wenig Tage nach geschlossenem Frieden starb er, ein Opfer seines Eifers und seiner Treue für den Kaiser Friedrich. Sein Leichnam wurde nach seinem Lande abgeführt, um in dem von ihm gestifteten Kloster Lilienfeld beygesetzt zu werden. Mit lauten Klagen empfingen ihn die trauernden Unterthanen, und folgten der Asche ihres geliebten Landesvaters mit blutenden Herzen nach der Gruft. Aber einige mächtige Mißvergnügte freuten sich des Todes ihres Fürsten, weil durch ihn ein verrätherischer Plan zur Reife gedieh, und gesellten bald dem Schmerze Theodorens und Margarethens durch ihre frevelhaften Unternehmungen neuen Kummer bey.

Heinrich von Künringen hatte durch sein zweydeutiges Betragen bey dem Aufruhre des verstorbenen Heinrichs, und durch seines Bruders thätige Theilnahme an demselben, von Leopolds Vertrauen so wenig verloren, daß er ihm vor seiner Abreise nach Italien mit dem glänzenden Titel eines Regenten von Österreich die ganze Regierung des Landes

übergeben hatte. Seit der Verlöschung des Feuers der Empörung, durch Heinrich den Grausamen entzündet, hatte der Marschall von Künringen, nebst seinem Bruder, über einem Plane gebrütet, sich von seinem Herrn unabhängig zu machen, oder, wenn ihm das Glück die Erreichung dieses höchsten Zweckes seiner Wünsche versagen sollte, seine Macht wenigstens noch weiter auszudehnen.

Ihren Plan auszuführen, suchten sich beyde Brüder zuvörderst unter den minder mächtigen österreichischen Edlen Freunde zu machen, was ihnen bey ihren weitläuftigen Ländereyen nicht schwer wurde. Sie belehnten weniger begüterte Edle mit kleinen Theilen derselben, erwarben, sich hierdurch einen großen Anhang, und, immer auf ihren großen Zweck hin arbeitend wählten sie zu ihren Lehnsleuten nur solche Männer, von denen sie erforscht hatten, daß ihnen eigener Vortheil mehr galt, als die schuldige Treue für ihren Landesfürsten und obersten Lehnsherrn.

Die beyden Künringer oder die Hounde, wie man damahls diese Anführer der Empörung nannte, hatten die Abwesenheit des Herzogs Leopold aus seinem Lande zur Ausführung ihres verrätherischen Vorhabens bestimmt; fest entschlossen, ihre Unternehmung nicht eher zu beginnen, bis sie von Leopolds wirklicher

Ankunft in Italien Nachricht erhalten hätten, damit nicht vielleicht das Gerücht von ihren Thaten den Herzog noch auf dem Wege dahin ereilen, und seine schnelle Rückkehr ihren Plan zum zweyten Mahle, und dann wahrscheinlich auf immer, vereiteln möchte. Auch wollten sie jetzt mit mehrerer Vorsicht, als vor vier Jahren, zu Werke gehen, und nicht eher zur Ausführung ihres Vorsatzes schreiten, bis sie die von den Königen von Ungarn und Böhmen ihnen versprochene Hülfe schon an den Grenzen bereit wüßten, zu ihnen zu stoßen *).

Alles war jetzt zum Ausbruche bereit, als die Häupter der Empörung von ihren Kundschaftern in Italien erfuhren, daß Herzog Leopold zu Sanct Germano krank darnieder liege, wodurch sie bewogen wurden, noch eine kurze Zeit zu harren, weil vielleicht dann Leopolds Tod ihren Unternehmungen einen noch schnellern und glücklichern Fortgang verheißen würde. Ohne Mühe ließ es sich voraus sehen,

*) König Andreas von Ungarn war wider den Prinzen Friedrich, jetzt nach Heinrichs Tode Erbe von Österreich, heftig erbittert, weil er sich von seiner Freundinn Sophie, mit welcher er in kinderloser Ehe lebte, scheiden ließ; wahrscheinlich unter dem gewöhnlichen Vorwande zu naher Verwandtschaft. Wirklich war auch Friedrich von Seiten seiner Mutter in nicht fernem Grade mit Sophien befreundet.

daß die Verwirrung, durch Leopolds Tod verbreitet, die getreuen Österreicher hindern würde, für seinen Erben so muthig zu fechten, als die Künringer jetzt fürchteten; daß sie sich vielleicht überhaupt, für den weniger geliebten Friedrich nicht so freudig aufopfern würden, als für den allgemein verehrten Leopold.

Das Glück schien sich für die Empörer günstig zu beweisen; Leopolds Tod war für sie das erfreulichste Ereigniß, und sie hatten bereits im voraus Anstalten getroffen, von denselben noch mehr Vortheil zu ziehen, als er ihnen ohnehin schon gab. Sie hielten Kundschafter an der italiänischen Grenze, welche den Bothen auffingen, der die erste Nachricht von Leopolds Hinscheiden nach Wien bringen sollte, wodurch, außer der Partey der Empörer, der Tod ihres geliebten Fürsten allen Österreichern verborgen blieb, bis sein Leichnam mitten unter die wehklagenden Unterthanen gebracht wurde.

Die Künringer und ihre Verbundenen beschlossen, die erste allgemeine Bestürzung zu benutzen, in welche alle treuen Österreicher durch den Verlust gesetzt wurden, den sie durch den Tod des gütigen Vaters Leopold litten. An dem nähmlichen Tage, wo sein Leichnam in die Gruft zu Lilienfeld zur ewigen Ruhe gesenkt wurde, pflanzten die Künringer das Pannier

der Empörung auf, die um so mehr weit um sich zu greifen drohte, da die Empörer zur Fortsetzung des Krieges so viele Kräfte hatten, als dem jungen Herzoge fehlten.

Gold war der Nerve des Krieges, so lange dieses Metall der Werthmesser der menschlichen Bedürfnisse ist; und Heinrich von Künringen hatte dafür gesorgt, dem Erben von Österreich dieses mächtige Metall zu rauben, und es dagegen sich in reichlichem Maße zu verschaffen, indem er den reichen Schatz, den Leopolds Sparsamkeit aufgehäuft hatte, aus den Gewölbern raubte, wo er aufbewahrt wurde, und ihn in die festeste seiner Burgen bringen ließ, durch Ausspendung desselben sein Heer mit Söldlingen zu vermehren. Der erhabene Posten, auf welchem er stand, machte ihm einen Raub leicht, der jedem andern unmöglich gewesen seyn würde.

Wer vermag das Schrecken Theodorens und ihrer Kinder zu schildern, als sie jetzt, dem ersten heftigsten Sturme des Schmerzes über Leopolds Tod beynahe erliegend, das Geschrey von dem ausgebrochenen Aufruhre vernahmen. Nur Friedrich erbebte nicht. Obgleich ein Jüngling von achtzehn Jahren, versammelte er dem Gleichmuthe eines Mannes von reiferm Alter, die getreuen Edlen seines Landes, und die Aufforderung Theodorens, die-

ser geliebten, gütigen und menschenfreundlichen Fürstinn, belebte den Muth und die Tapferkeit dieser Krieger ohne Zweifel nicht weniger, als das Beyspiel des jungen Helden, der sich an ihre Spitze stellte.

Muthvoll und nicht ohne Glück widersetzte er sich den Unternehmungen der Empörer; kaum hatte er sich aber in einigen kleinen Unternehmungen gegen sie — (zu größern erwartete er noch die Ankunft seiner Getreuen aus den entlegenen Provinzen) als ein tapferer und kriegserfahrner junger Mann bewiesen, da wurde seine Aufmerksamkeit auch nach einer andern Gegend hingelenkt, und er genöthigt, seine Macht zu theilen.

Der Übereinkunft mit den Aufrührern gemäß, war Wenzel, der Sohn und Mitregent des Königs Primislaus von Böhmen, in Österreich eingefallen. Seine wilden Krieger rötheten den Boden des bedrängten Landes mit dem Blute der Bewohner, und der Rauch, der aus den verheerten Dörfern und Städten empor stieg, flog ihren Schritten nach.

Friedrich sandte einen Theil seiner Krieger nach der Gegend ab, wo die Böhmen raubten und wütheten, sich ihren Verheerungen, vereinigt mit denen, die er von dorther erwartete, entgegen zu setzen. Die Ankommenden fanden nur wenige ihrer Brüder, die

sich mit ihnen verbinden sollten; denn den größten Theil derselben hatte das Schwert der Böhmen schon aufgezehrt; und zu schwach, den zahllosen Rotten der Feinde Stand halten zu können, zogen sie sich zurück unter das Pannier ihres Herzogs. — Dennoch sank der Muth des jungen Helden nicht, und sein gutes Geschick schützte ihn vor dem Untergange, der sein unvermeidliches Loos gewesen wäre, wenn der Erfolg den Erwartungen der Empörer vollkommen entsprochen hätte. Die Hülfe, welcher sie sich von dem Könige geschmeichelt hatten, blieb zurück, ob sie sich gleich schon an der österreichischen Grenze befand. Die beyden Könige von Ungarn*) sahen sich genöthiget, die Befriedigung ihrer Rache gegen den Herzog von Österreich für günstigere Zeiten zu versparen, weil die Großen in ihrem eigenen Lande Unruhen angefangen hatten. Sie zogen ihr Heer nicht zur Unterstützung der Empörer in Österreich zusammen, sondern um ihre aufrührischen Lehnsleute damit im Zaume zu halten.

Es wurde bald den Künringern kund, daß ihr Verbundener, der König von Ungarn, sie durch leere Versprechungen getäuscht hatte. Heinrich hielt sich zwar, auch ohne weitere

*) Bela, der Sohn des Königs Andreas, theilte die Regierung bereits mit seinem Vater.

Verstärkung, für mächtig genug, auf der betretenen Bahn siegreich fortzuschreiten; sein Bruder Ademar war aber nicht gleicher Meinung mit ihm. Jener suchte daher aus der angefangenen Unternehmung eilends den größten möglichen Vortheil zu ziehen, und keiner dünkte ihm gewisser, als wenn er die Räubereyen, die er schon seit einiger Zeit geheim und im Kleinen getrieben hatte, jetzt öffentlich und im Großen fortsetzte. Diesem Entschlusse gemäß beschäftigte er sich beynahe ausschließend mit Plünderungen, nicht, wie sein Bruder wünschte, mit Unternehmungen wieder Friedrichen und sein Heer. — Dieser vermochte indessen dem Unwesen nicht zu steuern, das Ademar in einem großen Theile seines Landes trieb; denn er würde seine Residenz der Gefahr ausgesetzt haben, den heran tobenden Böhmen in die Hände zu fallen, wenn er es gewagt hätte, den kleinen Raum in ihrer Nähe, auf welchen ihn die beyden Heere seiner Feinde eingeschränkt hatten, zu verlassen. Er suchte also wenigstens Wien und Neustadt, durch vermehrte Befestigungen und durch seine Gegenwart mit dem Heere, wider die feindlichen Unternehmungen zu sichern. Durch ausgesandte Kundschafter zog er Nachrichten von dem Stande der Böhmen ein; und einem derselben dankte er ohne Zweifel größtentheils sei-

ne Rettung. — Dieser Mann wurde von den Böhmen gefangen, die von ihm die Stärke des österreichischen Heeres zu erforschen suchten. Er fand für gut, sie zu verdoppeln, und fügte seinem Berichte die Versicherung bey, daß Friedrich des nächsten Tages mit seinem Heere aufbrechen würde, den Böhmen entgegen zu ziehen. — Immer besaßen die Böhmen den Ruhm eines tapfern Volkes; aber vor den Zeiten des Königs Johann von Luxemburg war ihre Raubbegierde nicht weniger groß, als ihr Muth, unter Anführern, die sie nicht genug zu bezügeln wußten, zuweilen noch größer. Ein solcher Fall trat jetzt ein. Der Böhmen größter Theil war für ihre kriegerische Ehre weniger besorgt, als für die Beute, die sie den Bewohnern des blühenden österreichischen Landes geraubt hatten. Sie mußten fürchten, sie in einem Treffen mit dem Herzog Friedriche zum Theile wieder zu verlieren, und dieser Furcht folgte der Gedanke zu fliehen, und das schon Erbeutete zu retten, um so schneller, da ihnen nur, noch Wien, Neustadt und einige nahe gelegene Dörfer zur Plünderung übrig blieben: denn nur allzu wohl war es ihnen bekannt, daß Österreich jenseit Wiens durch Ademar von Künringen nicht weniger war verheert worden, als durch sie diesseit dieser Stadt. Wenzel war zu jung und zu un-

entschlossen, die Ausführung des feigen Vorhabens seines Heeres zu verhindern. Mit reicher Beute beladen eilten die Böhmen zurück in ihr Vaterland, ohne österreichische Krieger gesehen zu haben, außer den wenigen, die bey ihrem Einströmen vor ihnen fliehen mußten.

Nun konnte Herzog Friedrich seine ganze Macht wider die Aufrührer wenden, und der Fortgang seiner Unternehmungen gegen sie wurde durch die Vermittlung des Bischofs Gebhard von Passau beschleunigt. Bischof Gebhard belegte den frechen Räuber Ademar, über den sich schon zuvor viele Kaufleute aus Passau beklagt hatten, daß sie auf ihren Reisen nach Österreich von ihm und und seinen Raubgesellen wären niedergeworfen worden, und der jetzt die Straßen ganz unsicher machte, mit dem Banne, wodurch viele seiner Anhänger von ihm los gerissen wurden, die nun zu der Partey Friedrichs übergingen. Durch sie verstärkt gelang es dem jungen Helden bald, seine mächtige Gegner zu besiegen.

Er zwang Heinrichen, die Summe zurück zugeben, die er aus dem Schatze zu Wien geraubt hatte, zerstörte einige von Ademars festesten Burgen, von welchen er die größten Räubereyen verübt hatte, verminderte die Macht der Künringer überhaupt, indem er

sie nöthigte, einen Theil ihrer Besitzungen zum Söhngelde an ihn abzutreten, und einige Burgen den vorigen Besitzern, welchen sie dieselben widerrechtlich entrissen hatten, wieder zu erstatten.

Weniger zur Milde geneigt, als sein Vater, würde sich vielleicht Friedrich mit diesem Opfer nicht begnügt, den aufrührischen Brüdern nicht verziehen haben, hätte ihn nicht der Rath seiner Mutter geleitet. Frau Theodore wußte, daß ihr Sohn in dem Rufe der Härte stand, und forderte ihn deßhalb auf, jetzt einen redenden Beweis von entgegen gesetzter Gesinnung zu geben. Er folgte ihrem Rathe, und die Künringer wichen nicht wieder von der Treue, die sie ihm aufs neue gelobten. Besonders bewiesen sie sich sammt ihren Söhnen, nach Friedrichs Tode, seinem Hause ergeben.

* * *

Die traurigen Bothschaften, die Margarethe während des Laufs eines Jahres aus ihrem Vaterlande erhielt, waren allein schon hinreichend, ein fühlendes Herz mit dem bittersten Kummer zu belasten; aber Margarethen waren noch herbere Leiden beschieden.

Bald nach Leopolds Tode war sie von einer langwierigen Krankheit befallen worden. Unsere Urschriften haben den Nahmen derselben nicht aufbehalten, und wir wollen ihn

nicht zu errathen suchen, weil uns der Nahmen dieser Krankheit so gleichgültig seyn kann, als uns die Folgen derselben wichtig sind. Durch sie wurde Margarethens Schöne vernichtet; von allen ihren Reizen blieb ihr keiner übrig als das sanfte Feuer ihres Auges, das jeden, den es traf, zur Achtung und Verehrung erwärmte, und ihn Margarethen zu eigen machte, wenn er auch noch nicht lange genug in ihrer Nähe gelebt hatte, um ein Zeuge und Bewunderer der himmlischen Güte zu werden, durch die sich Margarethe alle Herzen gewann.

Wir haben dir, theurer Leser! nur den vollkommensten Beweis derselben, Margarethens Betragen gegen ihren ungetreuen Gemahl, genannt, und die kleinern bloß deßhalb verschwiegen, weil sich uns im Verfolge dieser Geschichte, wo Margarethe mehr handelt, als jetzt, Gelegenheiten in Menge darbiethen werden, dich mit wichtigern bekannt zu machen. Wozu daher schöne und gute Handlungen rühmen, wenn sich aus der edlen und bessern so viele darstellen! Auch hätten wir dich, um jenes thun zu können, zu tief in die kleinen Begebenheiten der Hofleute Heinrichs und Margarethens verwickeln müssen, wodurch uns nur der Raum zur Erzählung merkwürdigerer Begebenheiten wäre benommen worden.

Was Margarethen beynahe allgemeine Herrschaft über gute und fühlende Herzen verschafft'e, gab ihr in den Augen des sinnlichen Heinrichs keinen Werth. Nur Schönheit konnte den Lüstling reizen; Krankheit hatte Margarethen dieses Gut geraubt — wie konnte sie für ihren Gemahl noch etwas Anziehendes haben? In den Armen eitler, oder habsüchtiger Buhlerinnen vergaß er ein Herz, dessen Werth, auf der Wage des kalt prüfenden Menschenverstandes, die Reize aller jener Weiber in die Höhe schnellte.

* * *

Bis zu der Zeit, wo Kaiser Friedrich wider den Willen des Papstes Gregors den längst gelobten Zug nach dem heiligen Lande endlich unternahm, und hierdurch den Bannblitz des heiligen Vaters auf sich herab lockte, hatte sich Heinrich um die Geschäfte der Regierung wenig bekümmert; ihre Last ruhte größten Theils auf den Schultern des Erzbischofs Engelbert von Cöln, dessen Verhandlungen und Schritte Heinrich gewöhnlich gut zu heißen pflegte, ohne sich weiter mit der Untersuchung derselben zu beschweren.

Engelbert war Friedrich dem Zweyten mit unverbrüchlicher Treue zugethan, die auch Gregors Bannfluch nicht zu erschüttern vermochte. Sanct Peters hell sehender Nachfolger wußte, welche Stütze Friedrich an En-

gelberten in Deutschland hatte; er suchte sie ihm zu entziehen, und weil Engelbert kein solcher frommer Sohn des heiligen Vaters war, daß er seinem Lehnsherrn bloß deßhalb die Treue gebrochen hätte, weil es jenem gefiel, ihn wegen einer Handlung zu verfolgen, für deren Unterlassung er zuvor mit dem Banne gedrohet hatte, bediente sich Gregor zu Erreichung seiner Absicht anderer Mittel. Bekannt mit dem Ehrgeize des römischen Königs, suchte er dieses Feuer zu seinem Vortheile in lohere Flammen zu setzen, indem er in Heinrichen durch seine Geschöpfe den Gedanken aufregen ließ, daß es seiner Ehre äußerst nachtheilig wäre, sich noch immer, gleich einem Unmündigen, von dem Erzbischofe von Cöln gängeln zu lassen.

Des Papstes geheimer Bothschafter wählte zu Entledigung seines Geschäftes die glücklichste Zeit. Heinrich war, durch einen gefährlichen Sturz vom Pferde, zur Befriedigung seines Hanges zu rauschenden Vergnügen auf einige Zeit unfähig gemacht worden, und Margarethens zärtliche Liebe und sorgfältigste Pflege vermochte ihn, den Mangel derselben um so weniger zu ersetzen, weil eben jetzt eine unbefriedigte Leidenschaft für ein reizendes Fräulein in seinem Busen brannte. Nur voller Sehnsucht für die junge Schöne, die freylich nicht in das Gemach des kranken Königs zu

zaubern war, da ihre Mutter ihr kaum erlaubte, seinen Hof zu besuchen, weil sie mit strenger Sorgfalt für den guten Ruf ihrer Tochter wachte, wurden Heinrichen die Bemühungen seiner Gemahlinn, ihn aufzuheitern und durch Liebkosungen seinen Schmerz lindern, öfters lästig.

Oft sehnte er sich nach Unterhaltung anderer Art, und ergriff aus langer Weile die Zügel der Regierung, die ihn des Papstes geheimer Unterhändler den Händen des Erzbischofs von Cöln zu entreißen ermahnte. Die Begierde, selbst zu herrschen, ergriff den jungen König mit solcher Allgewalt, daß er ohne Zögern sein Krankenzimmer zu einem geheimen Staatsrathe umschuf, in welchem er auf seinem Lager den Vorsitz führte.

Herbey gerufen durch Gregors Vertrauten, beschäftigte ihn der Gedanke, daß man vielleicht allgemein denken möchte, Engelbert gängelte ihn an einem Leitzaume sehr oft und unangenehm. Er beschloß zu zeigen, daß er sich nicht gängeln ließe, und um dieß dem Erzbischofe und allen seinen Räthen recht bald und fühlbar kund zu geben, war er in vielem aus keinem andern Grunde verschiedener Meinung mit ihnen, als damit er seine Alleinherrschaft behaupten möchte.

Seine Krankheit und die Schmerzen, mit welchen sie begleitet wurde, machten ihn un-

muthig und eigenwillig, welches auf seine Rathschlüsse mächtigen Einfluß hatte. Was seiner Majestät durch den Kopf fuhr, wurde gethan, Engelbert und die andern Räthe mochten es dem gemeinsamen Besten ersprießlich finden oder nicht, woraus dir, lieber Leser! ohne weitere Erinnerung hervor gehen wird, daß im Staatsrathe in Heinrichs Krankenzimmer manches abgeurtheilt wurde, was nichts weniger als Engelberts Beyfall fand. — Der gute Erzbischof tröstete sich indessen mit der Hoffnung, daß die Geschäfte nach Heinrichs Genesung einen andern Gang nehmen würden. Heinrich genas; Engelbert war aber öfters geneigt, seine Seele noch krank zu ahnden weil er manchen seiner Einfälle und Beschlüsse mit den Forderungen des allgemeinen Besten so wenig vereinigen konnte, als mit dem Vortheile des abwesenden Kaisers. Wir glauben nicht, daß es Heinrichs Wille war, seinem Vater zu schaden; was ihm nachtheilig werden konnte, wollte er ohne Zweifel nur deßhalb, weil es der Meinung Engelberts entgegen stand, deren Bestreitungen sich einmahl zum Vorsatze gemacht zu haben schien.

Müde des ewigen Streites mit dem jungen Könige, und verdrießlich, seinen besten Überzeugungen widersprechen zu hören, besonders aber aus Furcht, neben dem Zorne des Papstes auch Heinrichs Unwillen auf sich

zu laden, beschloß endlich der Erzbischof von Cöln, sich zurück zu ziehen, bis Kaiser Friedrich aus dem heiligen Lande wiederkommen, und seinen Sohn zurück leiten würde in die Schranken, in denen er sich sonst bewegte.

Dieß war es, was der heilige Vater zu Rom wünschte, weil er nun nicht nur Friedrichs Ansehen in Deutschland geschwächt, sondern auch zu Zwiste zwischen ihm und seinem Sohne den ersten Grund gelegt glaubte.

Heinrich fühlte bald durch die Schwere einer Bürde, die ihm der Erzbischof Engelbert zuvor so getreulich hatte tragen helfen. Er sah nach einer andern Stütze umher, und fand sie an dem Grafen Hugo von Rapperswyl, der sich ihm durch genaue Folgsamkeit gegen seine Befehle empfahl.

Graf Hugo war ganz der Mann, wie ihn Gregor brauchte. Er verband mit der Geschmeidigkeit, die so geschickt um allgemeine Gunst zu ringen versteht, seine List und die vollkommenste Ergebenheit für den heiligen Vater. Er ging in seinen Unternehmungen nicht rasch, sondern mit kühler Überlegung und sicher zu Werke; und überzeugt, daß es ihm nicht schwer werden würde, Heinrichen zu leiten, wohin es im gefiele, und des Papstes Vortheil es wollte, hüthete er sich sorgfältig, jetzt schon, wo es ihm noch zu früh dünkte, etwas zu unternehmen, was ihn

dem Kaiser oder seinen Getreuen hätte verdächtig machen können.

Die Berichte von Friedrichs Thaten in Palästina lauteten so vortheilhaft für ihn, daß Graf Hugo für nöthig hielt, andere und Friedrichs Rückkehr nach Europa abzuwarten, um zu sehen, wie er hier aufgenommen würde, und welchen Gang seine Angelegenheiten in Italien nähmen; denn die wenigen Vortheile, welche Gregors Schlüsselsoldaten, unter dem Befehle des Königs Johann von Jerusalem, errungen hatten, waren nicht so beträchtlich, um den Grafen Hugo, der Friedrichs Heldenmuth kannte, die Leichtigkeit übersehen zu lassen, mit welcher ihnen dieser Held, nach seiner Zurückkunft aus dem Morgenlande, die mühsam erkämpften Vortheile wieder entreißen würde. Auch bemerkte der Graf von Rapperswyl zu wenig Abneigung bey dem römischen Könige gegen seinen Vater, um öffentlich ihm entgegen zu handeln, und die Nahrung, durch die er ihr bald hinreichende Größe zu geben hoffte, stand ihm jetzt noch nicht zu Gebothe.

Die nächste Zeit nach der Ankunft des Kaisers in Italien schien ihm zum Anfange seiner Unternehmung nicht schicklicher, als die vergangene; denn Friedrich war wider Gregors Krieger wirklich so glücklich, als der Graf von

Rapperswyl vermuthet hatte. Der Friede, welcher nachher zwischen dem Kaiser und dem Papste zu Stande kam, schob den herbey gewünschten Zeitpunct noch weiter hinaus, und Graf Hugo begnügte sich, einstweilen Vorbereitungen zu machen.

Engelbert hatte, wie wir wissen, seinen Posten mit dem Vorsatze verlassen, sich nach Friedrichs Rückkehr wieder auf denselben zu schwingen; doch Veränderung der Umstände brachte auch Abänderung seines Vorsatzes hervor. Er fing an, sich nach der Ruhe zu sehnen, die für die meisten Greise größern Reiz hat, als das Leben am Hofe; und Eifer für das Beste des Reichs und des Kaisers stellte sich der Erfüllung dieser Sehnsucht nicht in den Weg: denn beyden fand Engelbert die Unternehmungen des Grafen von Rapperswyl mehr gemäß, als er gefürchtet hatte.

Den guten Greis schien, während des kurzen Anfenthaltes in seinem Erzstifte, der Scharfblick verlassen zu haben, der an den Höfen so nöthig ist, oder Graf Hugo war vielleicht in der Verstellung noch mehr geübt, als Engelbert in der Kunst, sie zu durchschauen. Engelbert sah nur die öffentlichen Handlungen des Grafen von Rapperswyl; in die geheimen Cabalen desselben drang sein Blick nicht, und durch diese arbeitete Graf Hugo immer nach seinem großen Zwecke hin.

Er suchte dem Kaiser, gegen welchen des Papstes Haß unversöhnlich war, ob er gleich jetzt in scheinbarem Frieden mit ihm lebte, auf andere Weise zu schaden, da ihm dieses durch Heinrichs Beyhülfe jetzt noch nicht gelingen wollte: ohne Zweifel leitete aber mehr eigner Vortheil, als Ergebenheit für den heiligen Vater, die ersten Schritte, die er nach diesem Ziele that.

Graf Hugo hatte eine Tochter; eine vollendete Schönheit, der man nicht ungestraft in das flammende Auge schauen konnte. Ottilie war in einem Kloster erzogen worden, aus welchem sie ihr Vater nach Heinrichs Hoflager kommen ließ. Was der Blitz ihres Auges auf Heinrichs feuerfängliches Herz wirkte, bedarf wohl keiner nähern Erörterung, weil es aus dem vorher gehenden schon bekannt ist, daß Heinrich durch minder schnell entzückendes Feuer in Flammen zu setzen war.

Ottilie kam aus den Mauern ihres Klosters mit Begriffen von der Unauflöslichkeit des Sacramentes der Ehe, und von der Todsünde einer ehelichen Untreue, wie sie ihr die Lehren einer eifrig und strenge frommen Äbtissinn hatten beybringen können, und Graf Hugo gab sich alle Mühe, seine Tochter in ihren Grundsätzen zu befestigen, weil er sie zu seinem Plane vollkommen passend fand. Dieser bezielte nichts Geringeres, als

Ottilien durch Heinrichs Hand auf den römischen Königsthron zu heben, wozu ihn freylich wenig Hoffnung übrig blieb, wenn Ottilie jene Begriffe mildern sollte.

Graf Hugo hatte eben die Ausarbeitung dieses Planes vollendet, als Margarethe von der fürchterlichen Krankheit befallen wurde, welche das Grab ihrer Schönheit war. In dieser fand Graf Hugo so viele Hoffnung sein Ziel zu erlangen; als nach Margarethens Genesung in der Folge, die ihre Krankheit zurück gelassen hatte.

* * *

Auf den letzten Bogen hast du, theurer Leser! die Begebenheiten der zuletzt verflossenen fünf Jahre, in verschiedenen Abschnitten zerstückt gefunden; ein Verfahren, das uns nöthig schien, denn wir würden unsere Erzählung verwirrt, und den Gang derselben aufgehalten haben, wenn wir alle Begebenheiten nach chronologischer Ordnung gereihet hätten. Wir beschäftigen uns daher mit jeder von ihrem Anfange bis zu Ende ausschließend, und schmeicheln uns dabey, daß es dir nicht schwer werden wird, sie chronologisch zu ordnen, im Falle du geneigt seyn solltest, sie auch auf diese Art zu überschauen.

Übrigeens hoffen wir, daß es dir ersichtlich seyn wird, wie alles, was Margarethen

in den nächst folgenden Jahren betraf, natürliche Folge von den Ereignissen der zuletzt verflossenen war, durch die es vorbereitet wurde. Alles, was wir dir bis jetzt erzählten, hatte mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf die Schicksale Margarethens, selbst die Unruhen in Österreich, deren Geschichte vielleicht einem Theile unserer Leser nicht gefallen möchte, ob es uns schon der Nachsatz auf dem Titel unseres Buches ihre Erzählung auch dann erlaubt hätte, wenn sie von weniger wichtiger Wirkung auf Margarethen wären, als dir, aufmerksamer Leser! der Verfolg ihrer Geschichte zeigen wird. Zu ihr kehren wir zurück.

* * *

Die Verwüstung, welche Krankheit in Margarethens Reizen angerichtet hatte, zog ihren Gemahl immer mehr von ihr hinweg zu Ottilien, die in der vollkommensten Blüthe der Schönheit prangte. Er bemerkte, daß sie ihm nicht abhold war; aber durch die Lehren ihrer frommen Äbtissinn und durch den Unterricht ihres Vaters wider die Verführung der Männer gestählt, verstattete das spröde Mädchen dem brennenden Heinrich kaum, ihre Lilienhand zu küssen. Wie wenig, wie so ganz unbefriedigend war dieß für ihn, dessen Wünsche so hoch flogen!

Ungeduld brachte wohl zuweilen in ihm

den Gedanken hervor, der spröden Schönen in dem Umgange mit ihren gefälligen Schwestern zu vergessen; aber Liebe, vielleicht auch nur unbefriedigte Leidenschaft flammte zu mächtig in seinem Busen, um jenen Gedanken zum Vorsatze reifen zu lassen. Ein einziger Feuerblick Ottiliens vernichtete ihn sogleich wieder, wenn er einige Festigkeit zu erhalten begann.

Heftigkeit und Stolz, die sich mit den Jahren immer stärker mit Heinrichs Charakter vermischten, rissen ihn bisweilen hin, gegen die holde Gräfinn von Rapperswyl mehr den König als den Liebhaber zu zeigen, und statt den Huldigungen, die dieser bringt, als jener zu begehren; freylich aber konnte er hierdurch nichts verbessern: denn Ottilie war mit ihrer Gewalt so wenig unbekannt, wie jedes schöne Mädchen, wenn sie auch aus dem frömmsten Kloster den ersten Tritt in die Welt thun sollte. Er sah, daß er Ottilien nicht gleichgültig war, überzeugte sich aber bald, daß er alle Hoffnung aufgeben müßte, sie jemahls nach seinen Wünschen zu leiten, wenn er ihren Unwillen durch Herrscherstolz noch öfters wider sich reizte. Er vergaß daher eines Ranges, welcher in der Liebe, wenn nicht Eitelkeit ihr Grundtrieb ist, keinen Werth hat, und bemühte sich dagegen, andere Vorzüge, mit welchen ihn die gütige Natur so

reichlich ausgerüstet hatte, in ein helles Licht zu setzen.

Ein girrender Schäfer wurde der stolze König bey Ottilien, gegen die er nichts von dem Verdrusse äußerte, den ihre Sprödigkeit ihm verursachte. Abwesend von ihr wurde aber hierdurch über sein ganzes Wesen so viel Mürrisches verbreitet, daß die Klagen über die üble Laune des Königs bald allgemein wurden. Graf Hugo war der einzige, der von ihm nichts zu erdulden hatte; denn sorgfältig hüthete sich Heinrich, den Vater der schönen Ottilie unzufrieden mit sich zu machen, weil er hierdurch ihren eigenen Zorn auf sich zu laden fürchtete.

Am reichlichsten schüttete er seinen Unmuth über seine Gemahlinn aus, ohne zu bedenken, wie gerechte Ursache sie über ihn zu zürnen hatte. Mit Härte und Ungestüm behandelte er sie oft, und verweigerte ihr sogar den Zoll der schuldigen Achtung, den er ihr wenigstens bis jetzt noch gebracht hatte, obschon das Verblühen ihrer Reize die Rückkehr seiner Liebe auf immer verhinderte. Mit Sanftheit und stiller Ergebung erduldete Margarethe alles Ungemach, dem sie die Behandlung ihres Gemahls Preis gab; nie murrte sie gegen ihn, und nie machte sie ihm Vorwürfe; nur in geheim beklagte sie zuweilen den Verlust ihrer Schöne, weil sie sich bald

das Gelingen zum Ziele keine Hoffnung übrig, als Ottiliens Herz durch List zu beschleichen, wenn er es nicht durch ausdauernde Liebe zu besiegen vermöchte.

Der vorhin erwähnte Eifer des Grafen von Rapperswyl war ein Glied der großen Kette, die seinen Plan umschloß; ein zweytes bestand in der Bemühung, in dem Könige den Gedanken an die Scheidung von seiner Gemahlinn herbey zu führen, und ihm dann zu rathen, sich eine zweyte Gattinn auszuwählen, die seinen Wünschen vollkommen zusagte. Er fand den König für seinen Rath nicht so empfänglich, wie er wünschte, vielleicht auch erwartet hatte, weil seine Wünsche ihn wahrscheinlich verleiteten, Heinrichs Liebe zu Ottilien für mächtiger zu halten, als eine andere Leidenschaft desselben.

Nicht nur ehrgeizig, auch geldgeizig war König Heinrich; vielleicht ein Fehler von seinem Vater geerbt, dem aber gewiß seine Begierde nach Gelde verzeihlich war, weil er dieses Metall so nöthig bedurfte, sich gegen die Menge seiner Feinde aufrecht zu erhalten.

Herzog Leopold hatte seiner Tochter einen reichen Mahlschatz bestimmt, der sich aber noch nicht in Heinrichs Händen befand, und für ihn zu mächtigen Reiz hatte, nur an eine Trennung von seiner Gemahlinn zu denken, mit welcher der Verlust jener reichen Summe

würde verbunden gewesen seyn. — Er entdeckte dem Grafen von Rapperswyl diesen Abhaltungsgrund, seinen Rath zu befolgen, doch sagt die Geschichte nicht, ob er es ohne Schamröthe vermochte. Graf Hugo fand Anfangs hierin Hindernisse seines Plans; bald aber wußte seine immer rege Einbildungskraft ein Beförderungsmittel desselben heraus zu ziehen. Er wußte, daß der Herzog von Österreich jetzt außer Stande war, eine so beträchtliche Summe auszuzahlen, als Heinrich für den rückständigen Mahlschatz an ihm zu fordern hatte; und augenblicklich bemächtigte sich seiner der Vorsatz, den König zu vermögen, daß er jetzt auf die Auszahlung derselben dränge. Graf Hugo hoffte hierdurch sich selbst und dem heiligen Vater gleich großen Vortheil zu verschaffen.

Er sah den Unwillen des Königs voraus, der den Herzog von Österreich treffen würde, wenn er seine Forderung unerfüllt ließe — und nach seiner Vermuthung würde dieß gewiß geschehen — er kannte ferner Friedrichs schnell aufbrausende Hitze, vermuthete, daß ihn das Dringen seines Schwagers zum Unwillen reizen würde, den er durch geheime Vertraute immer mehr zu entflammen gedachte, unterdessen er selbst bey dem römischen Könige nach dem nähmlichen Zwecke hin arbeitete. Gegenseitig immer mehr wach-

sende Verbitterung mußte nothwendig beyde Schwäger verzwisten; und gleich zuversichtlich erwartete dann Graf Hugo Margarethens Verstoßung und den Abfall des Herzogs Friedrich von der Partey des Kaisers.

Ein schlauer Hofmann sucht, wo möglich, zwey oder mehrere Plane mit einem Mahle auszuführen; so auch der Graf von Rapperswyl. So bald er den König zur Beystimmung seines Vorschlages bewogen hatte, nannte er ihm den Abt von Sanct Gallen, der sich einst des Grafen Feindschaft zugezogen hatte, als den brauchbarsten Mann zur Gesandtschaft nach Wien, weil Herzog Friedrich wahrscheinlich zur Auszahlung nicht sogleich willig seyn möchte, und daher eine so eindringende Beredtsamkeit, wie sie Abt Conrad besäße, das erste Erforderniß der Gesandten an ihn wäre, wenn er nicht mit leerer Hand wieder zurück kehren sollte.

Auf den römischen König machte dieser Rath des Grafen Hugo um so schneller tiefen Eindruck, weil er seinen Schwager nach sich maß, und das Gefühl sehr lebhaft in ihm wurde, wie schwer es ihm an Friedrichs Stelle werden würde, sich von einer so großen Summe zu scheiden, als der Abt von dem Herzoge von Österreich fordern sollte. Nur dann gab König Heinrich gern Geld aus, wenn er seinen Durst nach rauschenden Freuden dadurch befriedigen konnte.

* * *

(Zimmer auf der herzoglichen Burg zu Wien.)

Herzog Friedrich, Theodore, nachher ein Knappe, Abt Conrad von St. Gallen.

Friedr. Wie gut, theure Mutter, ist es, daß mir mein unvergeßlicher Vater einen so wohl gefüllten Schatz hinterließ!

Theod. Und wie noch besser, daß mein Sohn einen so würdigen Gebrauch von demselben zu machen versteht! Ist es den Abgeschiedenen vergönnt, herab zu blicken auf ihre Zurückgelassenen; so wird der verklärte Geist deines Vaters sich freuen, und Segen über dich am Throne dessen erflehen, zu welchem sich mein Herz in heißem Gebethe empor schwingt. In der reichsten Fülle müsse er über dich kommen, und gewiß wird mein Flehen erfüllt werden; denn so viele vereinigen sich mit mir zu gleichem Zwecke.

Friedr. Mutter, welche große Belohnung liegt in dem Bewußtseyn, Leiden gelindert zu haben!

Theod. Wie so trefflich zeichnet sich auch diese seligste der Freuden vor jeder andern aus durch die ewige Dauer ihres beglückenden Genusses! Keine gleicht ihr hierin; denn schnell schwinden die mehresten Freuden dahin, und nur wenige lassen in unserm Bu-

sen ein süßes Nachgefühl zurück; bey vielen Handlungen, bey denen man den Nahmen Freunde entweiht, tritt, nach verflogenem Rausche, Schmerz und Reue an die Stelle des genossenen Vergnügens.

Friedr. Beschämt sinkt mein Blick vor dem eurigen zu Boden; denn auch ich jagte oft den Freuden der letzten Art nach, und hasche noch nach ihnen, ob mich gleich Erfahrung ihren Unwerth hat erkennen lassen.

Theod. Fehlern des Leichtsinns muß nicht strenge Rüge folgen. Unedler Handlungen halte ich meinen Sohn nicht fähig; und riß ihn jugendliche Raschheit auch zuweilen zu solchen hin, die strenges Urtheil nicht billigen kann, so sind sie nun gewiß abgebüßt und ersetzt.

Friedr. Stille, liebe Mutter! ihr wisset, daß ich ein wenig stolz bin; fürchtet ihr nicht, diese Leidenschaft zu nähren?

Theod. Ich fürchte es nicht, mein Sohn! ich hoffe es. Glücklich werden deine Unterthanen seyn, wenn der edle Stolz, Gutes zu thun, dich oft zu ähnlichen Handlungen treibt; und das wird er gewiß: denn die Art, wie sich deine schöne That belohnt, wird dich zu ähnlichen auffordern. Wahr ist es, viele Menschen entehren sich durch Undank; aber sey versichert, daß der Dank nie ganz ersterben wird, der dich jetzt von allen den Bürgern

und Landbewohnern lohnt, die du durch milde Spenden in den Stand setzest, ihre zerstörten Wohnungen wieder hervor gehen zu lassen aus dem Schutte, und ihre verheerten Felder, gedüngt durch das Blut ihrer Verwandten, wieder zu bauen. Sie werden dich deinen Kindern zeigen, und ihnen sagen: Dieser war es, der uns Verarmten ein Obdach gab, und uns durch seine Milde vor dem Hungertode schützte; und diese Kinder werden dann wieder auf dich zeigen, wenn sie ihre Säuglinge den Vaternahmen lallen lehren.

Friedr. O genug, Mutter! erhebt die Erfüllung meiner Pflicht nicht zu hoch!

Theod. (Ihn umarmend.) Und du, mein Sohn, verbirg die schöne Thräne nicht, die auf deine Wange herab träufeln wollte; denn sie ziert auch das Auge des Helden. Wohl dir und deinem Lande, wenn du nie aufhörst, solcher Thränen fähig zu seyn!

Ein Knappe. (eintretend.) Der Abt von Sanct Gallen nahet sich eurem Zimmer.

Friedr. Zur ungelegenen Zeit; doch er mag kommen! (Der Knappe ab.)

Theod. Gebe Gott, daß uns dieser Abgesandte des Königs gute Bothschaft von unserer Margarethe bringt!

Conrad. (Im Hereintreten.) Freundlichen Gruß und Gottes Segen zuvor! (Zu der Her-

zoginn.) Aber wie, gnädige Frau? ich finde euch weinend.

Theod. Willkommen, hochwürdiger Vater und werther Freund, der mich an dem Hofe meiner Mutter so reizvoll unterhielt, und zu Straubingen tröstete, als ich mit einem Herzen voll Kummer an dem Siechlager meines Gemahls saß!

Friedr. Willkommen Herr Abt! welche Bothschaft führt euch zu mir?

Conr. Die Ursache meiner Sendung wird euch, gnädiger Herr, dieses Schreiben des Königs, meines Herrn, sagen. (Übergibt es ihm. Zu Theoderen.) Nehmt meinen wärmsten Dank, Frau Herzoginn, für diesen schönen Empfang, der mir für die Fortdauer eurer schätzbaren Freundschaft bürgt! Süßes Nachgefühl gewährte mir oft die Erinnerung an die glücklichen Tage, wo ich die würdige Mutter unserer trefflichen Frau Königinn kennen lernte.

Theod. Erhaltet einen Beweis, daß meine Achtung und mein Vertrauen zu euch seitdem nichts verlor, indem ich euch Rechenschaft von den Thränen gebe, nach deren Ursache ihr forschet. Freude über meinen Sohn lockte mir Zähren in die Augen, denen aber Thränen bitterer Wehmuth folgten, als ich euren Nahmen hörte, und nun an meine Tochter, die römische Königinn, dachte. Was macht die Gute?

Conr. Sie duldet, schweigt, und harret glücklicherer Zeiten.

Theod. Ach diese werden noch fern von ihr seyn! Alter, gab sie euch nichts an mich mit?

Conr. Hier diesen schriftlichen Beweis ihrer Sanftheit, ihrer Ergebung in ein widriges Geschick.

Theod. (das Schreiben erbrechend) Verzeiht der Ungeduld der Mutter, von ihrer leidenden Tochter zu hören.

Friedr. (indem sich ihm der Abt nähert) Hat mein Herr und Schwager nichts von den traurigen Verwüstungen meines Landes gehört?

Conr. Unfehlbar ist Seiner Majestät nicht verborgen, was ganz Deutschland weiß.

Friedr. Und dennoch diese Forderung jetzt, wo es mir so unmöglich ist, sie zu erfüllen! Wisset, Herr Abt, ich bin jetzt ganz arm; diesen Morgen wurde mein Schatz völlig ausgeleert.

Conr. Dafür, gnädiger Herr, seyd ihr reich an Segen Gottes, herab gefleht von den Tausenden eurer Unterthanen, denen eure Milde die Verwüstungen vergessen machte, die ihnen ihr Eigenthum raubten. Auf dem Wege hierher sah ich, wie mancher fröhlich an die Bearbeitung seines Feldes ging, oder den Grundstein zu einer neuen Wohnung legte, und dabey Gott und seinem gütigen Landesfürsten

für die erhaltene Hülfe dankte. Ich sah es, und vereinigte mich mit dem dankbaren Volke zum Gebethe um Segen für euch.

Friedr. Wohl! so sagt dem Könige, meinem Schwager, daß die Pflicht, meinen bedrängten Unterthanen zu helfen, meinen Seckel bis auf den Boden geleert hätte; sagt ihm, daß ich überhaupt, statt dieses unerwarteten Schreibens, eher das Versprechen von ihm vermuthet hätte: sein Betragen gegen seine Gemahlinn, meine geliebte Schwester, hinfort zu ändern, und ihr zu begegnen, wie es einem wackern Ehegatten geziemt, und ein so gutes treues Weib, wie die Königinn, meine Schwester, verdient. Ich will ihm alles dieses in einem ernstlichen Schreiben selbst sagen, und würde es ohnehin gethan haben; denn nur allzu wohl weiß ich, was meine Schwester erduldet, ob gleich sie noch nie über ihren Gemahl klagte.

* * *

Sehr wohl wußte der Abt von Sanct Gallen, daß ihn der Graf von Rapperswyl dem Könige bloß deßhalb zum Gesandten nach Wien vorgeschlagen hatte, um ihm, dem der Graf nicht gewogen war, des Königs Gunst zu rauben. Graf Hugo hoffte, daß der Unwille des Königs, wenn Herzog Friedrich die Erfüllung seiner Forderungen verweigerte, zum Theile auf den Abt von Sanct Gal-

len zurück fallen würde, und der Abt fürchtete dieß ebenfalls schon vor seiner Reise nach Wien; denn der König hatte ihm zu schweigen gebothen, so bald er die Vorstellung wagte, daß es dem Herzoge von Österreich jetzt unmittelbar nach einem verwüstenden Kriege wahrscheinlich an Gelde mangeln würde.

Zwey Tage verweilte er sich in Wien; dann machte er sich wieder nach dem Hoflager des Königs auf, versehen mit einem Ermahnungsschreiben an ihn und mit Trostbriefen an Margarethen. Geleitet von dem Rathe seiner Mutter, hatte Friedrich in dem erstern weniger hart gesprochen, als sich seine Heftigkeit Anfangs hingerissen fühlte, aber alle Stärke des Ausdrucks, deren er fähig war, angewendet, den König zu milderer Behandlung seiner Gemahlinn zu vermögen. Er bath den Abt von Sanct Gallen, durch das Feuer seiner Beredtsamkeit den Eindruck tiefer zu machen, den, nach seiner Hoffnung, das Schreiben an den König wirken würde, und der wackere Abt versprach dieß aus vollem Herzen, ließ sich auch aus Furcht vor dem Gedanken an des Königs Ungnade nicht schrecken.

Conrads Beredtsamkeit, die der Graf von Rapperswyl dem Könige als die Ursache nannte, warum er ihn zum Gesandten an den Herzog von Österreich besonders geschickt fand, wurde dem Grafen schädlich.

der Feder geflossen; da hingegen die Fortsetzung desselben mehr das Werk der letztern, als sein eigenes, war, und sich daher von jenem durch Milde des Ausdrucks auszeichnete, und hierdurch seines Zweckes nicht verfehlte.

Nicht mit Ruhmwürdigkeit, aber freymüthig erinnnerte Friedrich seinen Schwager an die mannigfachen Beweise, welche sein entschlafener Vater dem Kaiser von seiner Treue und seinem Eifer für sein Bestes gegeben hatte, versicherte ihn seiner eigenen unwandelbaren Ergebenheit für denselben, sprach von Margarethens beyspielwürdigem Betragen gegen ihren Gemahl, und schloß mit der Vorstellung, wie gewiß Margarethe durch dieß alles die Achtung verdiente, welche jede Frau von ihrem Gemahle zu fordern berechtiget wäre, wenn sie sich ihrer nicht durch eigene Schuld verlustig machte.

Unläugbar hatte sich der verstorbene Herzog Leopold um den Kaiser großes Verdienst erworben, was Heinrich auch nicht verkannte. Die Macht der Wahrheit behauptete ihr Recht über ihn; er fühlte, daß er gegen Margarethen und ihren Bruder gleich unbillig gehandelt hatte, fühlte besonders, daß nur ein Unmensch Friedrichen über die verweigerte Auszahlung tadeln könnte, weil sie einen so edlen Bewegungsgrund hatte.

Diese Gefühle durchwebten ihn, nachdem er Friedrichs Brief ganz gelesen hatte, und ihn nur, mit jenen beschäftigt, noch eine Zeit lang in der Hand hielt. Abt Conrad las in seinem Blicke, und zögerte nicht, die Bitte des Herzogs von Österreich zu erfüllen, da er den König jetzt in einer so glücklichen Stimmung sah, ihn anzuhören. Er ging von dem Standpuncte aus, von welchem er vorher erwogen hatte, daß er ihn dem Ziele am sichersten nähern würde, setzte die Verdienste des Hauses Österreich um das hohenstauffische lichtvoll und deutlicher aus einander, als es Friedrich selbst aus Bescheidenheit hatte thun wollen, und gab dem Könige vorzüglich zu bedenken, wie äußerst nachtheilig es für ihn und seinen Vater seyn würde, wenn Herzog Friedrich die Partey verließe, welcher seines Vaters unwandelbare Treue so viel gefrommet hätte.

„Es ist euch, gnädigster Herr," sagte er unter andern, „so wenig verborgen, als mir, daß der Friede zwischen dem heiligen Vater und kaiserlicher Majestät nicht von der längsten Dauer seyn wird; daß Papst Gregor, der sich gegen euren großen Vater so unväterlich beweist, wenigstens in geheim immer sein Feind bleiben wird, wenn er auch die Waffen nicht wieder öffentlich ergreifen sollte. Die Städte des lombardischen Bundes

Graf Hugo befand sich auf einige Tage abwesend von dem Hoflager des Königs, als der Abt von Sanct Gallen dahin zurück kehrte. Besorgt für Margarethens Ruhe, kam dieser Zufall dem Abte sehr erwünscht. Er wußte, daß Heinrich nicht unempfindlich, daß er lenksam war, und daß es lediglich auf seinen Leiter ankam, ob er ihn zum Guten oder zum Bösen führen wollte. Die Begierde, selbst und allein zu herrschen, die ihm vor einiger Zeit angewandelt war, machte Conrads Glauben an seine Lenksamkeit nicht wankend; und wirklich ließ sich auch jetzt Heinrich eben so wohl leiten, als da ihn jener Vorsatz noch nicht belebt hatte. Im ersten Aufbrausen seiner Leidenschaften wäre es zwar vergebenes Bemühen gewesen, ihn führen zu wollen; wenn sie aber wieder zurück getreten waren in die verlassenen Schranken, war Heinrichs Ohr gutem Rathe nicht verschlossen, nur blieb er ihm freylich selten lange gegenwärtig.

Kenntniß von Heinrichs Charakter erlaubte zwar nicht dem Abte die Hoffnung, ihn zu einem so guten liebevollen Gatten umzuformen, wie er ihn Margarethen so herzlich wünschte; doch schmeichelte er sich wenigstens, ihn zur Achtung gegen seine Gemahlinn zurück zu bringen, wenn er sich auch des Staatsvortheils als des ersten Mit-

tels bedienen sollte, ihn auf diesen Weg zu führen.

Der Abt erschien vor dem Könige, und begann mit dem Versuche, sein Herz durch Erzählung der neuesten Begebenheiten in Österreich zu sanften Empfindungen zu schmelzen; neugierig aber nach der Antwort seines Schwagers, hörte Heinrich wenig auf diese Erzählung, sondern fragte nur nach Friedrichs Schreiben. Conrad überreichte es ihm; doch der König legte es zornig hinweg, ehe er es noch bis zum Ende gelesen hatte. Es mußte freylich seine Heftigkeit aufregen, da er darin so ganz nichts von dem fand, was er suchte, dagegen aber Ermahnungen, die ihm so unerwartet als ungelegen kamen.

Mit großen Schritten maß er das Zimmer einige Mahl, indem er seinen Unwillen über den Herzog von Österreich ausbrechen ließ. Der Abt schwieg, und trat auf die Seite, des Königs hastigen Schritten nicht in den Weg zu kommen.

„Laßt doch sehen, welche Weisheit und Sittensprüche unser Schwager noch durch sein langes Schreiben auszukramen beliebt!" rief er jetzt aus, warf sich auf einen Sessel, langte nach dem von sich geworfenen Schreiben, und fuhr fort, es zu lesen.

Der Anfang seines Briefes war dem Herzoge Friedrich, ohne Zuthun Theodorens, aus

der Feder geflossen; da hingegen die Fortsetzung desselben mehr das Werk der letztern, als sein eigenes, war, und sich daher von jenem durch Milde des Ausdrucks auszeichnete, und hierdurch seines Zweckes nicht verfehlte.

Nicht mit Ruhmwürdigkeit, aber freymüthig erinnnerte Friedrich seinen Schwager an die mannigfachen Beweise, welche sein entschlafener Vater dem Kaiser von seiner Treue und seinem Eifer für sein Bestes gegeben hatte, versicherte ihn seiner eigenen unwandelbaren Ergebenheit für denselben, sprach von Margarethens beyspielwürdigem Betragen gegen ihren Gemahl, und schloß mit der Vorstellung, wie gewiß Margarethe durch dieß alles die Achtung verdiente, welche jede Frau von ihrem Gemahle zu fordern berechtiget wäre, wenn sie sich ihrer nicht durch eigene Schuld verlustig machte.

Unläugbar hatte sich der verstorbene Herzog Leopold um den Kaiser großes Verdienst erworben, was Heinrich auch nicht verkannte. Die Macht der Wahrheit behauptete ihr Recht über ihn; er fühlte, daß er gegen Margarethen und ihren Bruder gleich unbillig gehandelt hatte, fühlte besonders, daß nur ein Unmensch Friedrichen über die verweigerte Auszahlung tadeln könnte, weil sie einen so edlen Bewegungsgrund hatte.

Diese Gefühle durchwebten ihn, nachdem er Friedrichs Brief ganz gelesen hatte, und ihn nur, mit jenen beschäftigt, noch eine Zeit lang in der Hand hielt. Abt Conrad las in seinem Blicke, und zögerte nicht, die Bitte des Herzogs von Österreich zu erfüllen, da er den König jetzt in einer so glücklichen Stimmung sah, ihn anzuhören. Er ging von dem Standpuncte aus, von welchem er vorher erwogen hatte, daß er ihn dem Ziele am sichersten nähern würde, setzte die Verdienste des Hauses Österreich um das hohenstauffische lichtvoll und deutlicher aus einander, als es Friedrich selbst aus Bescheidenheit hatte thun wollen, und gab dem Könige vorzüglich zu bedenken, wie äußerst nachtheilig es für ihn und seinen Vater seyn würde, wenn Herzog Friedrich die Partey verließe, welcher seines Vaters unwandelbare Treue so viel gefrommet hätte.

„Es ist euch, gnädigster Herr," sagte er unter andern, „so wenig verborgen, als mir, daß der Friede zwischen dem heiligen Vater und kaiserlicher Majestät nicht von der längsten Dauer seyn wird; daß Papst Gregor, der sich gegen euren großen Vater so unväterlich beweist, wenigstens in geheim immer sein Feind bleiben wird, wenn er auch die Waffen nicht wieder öffentlich ergreifen sollte. Die Städte des lombardischen Bundes

trösten sich noch immer des Rathes Gregors, den er ihnen fürwahr nicht geben sollte, da sie Feinde kaiserlicher Majestät sind. Denkt euch, gnädigster Herr, den Fall, daß die Empörer in Neapel und Sicilien, vielleicht von auswärtigen Mächten unterstützt, verbunden mit den aufrührischen Lombarden, euren großen Vater so eindrängen sollten, daß ihm Hülfe aus Deutschland nöthig wäre; (und ist ein solcher Fall, bey allem Heldenmuthe, der unsern gnädigsten Herrn beseelt, nicht möglich?) würdet ihm ihr wohl die bedürfende Hülfe zuführen können, wenn Herzog Friedrich, als der Herr von Krain, im Einverständnisse mit dem Grafen von Tyrol, euch den Weg nach Wälschland verlegte? Schon dieß allein macht euch die Freundschaft des Herrn Herzogs äußerst wichtig, doch ist sie es in Absicht auf Deutschland nicht minder: wird euch aber wohl die Freundschaft des liebevollen Bruders meiner gnädigsten Frau Königinn gewiß seyn, wenn ihr ihn noch ferner zu Beschwerden Veranlassung gebt? Kann Herr Friedrich seinem Könige getreu bleiben, wenn er nicht zugleich in ihm den Schwager schätzt?

Conrads Worte blieben nicht ohne Eindruck. Die Abwesenheit des Grafen von Rapperswyl erlaubte ihm zu wiederhohlen, was er, ein Mahl gesagt, nicht wirksam genug

glaubte; und zu fest hatte sich Heinrich nach und nach von dem Werthe der Freundschaft Friedrichs überzeugt, als daß sich Graf Hugo nach seiner Heimkehr hätte schmeicheln können, ihn zum Bruche derselben und zur Trennung von Margarethen zu überreden.

* * *

Bey allem geäußerten Eifer über eine Unart ehrgeiziger Väter hätte es sich Hugo vielleicht dennoch erlaubt, durch Vermittelung seiner Tochter sich auf eine andere Art den Weg zu hohen Würden und großen Lehen zu bahnen, als den er sich Anfangs vorzeichnete; allein Erinnerung an den wankelmüthigen Charakter des Königs zeigte ihm die Unsicherheit desselben, wodurch er abgehalten wurde, ihn zu betreten. — Da er den Papst zum Freunde hatte, glaubte er, Heinrichs Trennung von Ottilien nicht befürchten zu müssen, wenn sie seine Gemahlinn wäre; für unvermeidlich hielt er sie aber nach Heinrichs Gesinnungen, wenn ihn nur Liebe an seine Tochter bände. Verschwand diese, so mußte er ahnden, in Ottiliens Fall verwickelt zu werden; erhalten konnte er sich hingegen in Heinrichs Gunst, und auf höhere Stufen sich schwingen, wenn er sich dieselbe nur durch seine Dienste erwarb. Dieß wurde jetzt sein Plan: damit er aber nicht vielleicht durch Heinrichs Leidenschaft für Ottilien und durch

seinen Unwillen, ihm nie entsprechen zu sehen, den Graf Hugo zwar nicht fühlte, aber doch erlauschte, zerrüttet werden möchte, beschloß er seine Tochter von Heinrichs Hofe zu entfernen, ging aber hierbey klüglich zu Werke, weil ihm im entgegen gesetzten Falle Heinrichs Zorn ebenfalls drohete. — Der Graf von Toggenburg warb um Ottiliens Hand, und Hugo entschloß sich, seine Absicht, die bis jetzt freylich nicht mit der seinigen zusammen gestimmt hatte, zu begünstigen. Auf ihres Vaters Geheiß begleitete Ottilie eine Freundinn auf das Land; den Tag ihrer Abreise bestimmte ihr Vater zur Ausführung eines Vorhabens, das bey einem weniger veränderlichen Manne, als König Heinrich war, nicht ohne Schwierigkeiten gewesen seyn würde. — Auf eine Art, die den Schein des Absichtlichen vermied, machte er den König mit einem Fräulein bekannt, die Ottilien an Schönheit gleich kam, durch ihre Begriffe von Liebe und Ehe sich aber von ihr unterschied. Durch sie gelang es ihm, Ottiliens Bild aus Heinrichs Gedächtnisse zu verwischen. So bald er sich überzeugt hatte, daß sich jetzt das schöne Fräulein an Ottiliens Stelle befand, die sie aber freylich mehr nach Heinrichs Wunsche ausfüllte, als diese, rief er seine Tochter von der Burg ihrer Freundinn zurück, vermählte sie eilends

mit dem Grafen von Toggenburg; und Heinrich, ausschließend mit Ottiliens Nachfolgerinn beschäftigt, blieb hierbey gleichgültig, und schien es sogar nicht ungern zu sehen, daß die Gräfinn Toggenburg, nachdem sie diesen Nahmen seit wenigen Tagen angenommen hatte, ihren Gemahl in sein Land begleitete. Vielleicht empörte es Heinrichs Eitelkeit, daß die unbesiegte Ottilie länger an seinem Hofe triumphirte.

Der Graf von Rapperswyl rieth nun dem Könige nicht mehr, sich von seiner Gemahlinn zu scheiden; auch änderte er seinen Plan in Absicht des Herzogs von Österreich. Er wollte ihn jetzt mit dem römischen Könige verbinden, und beyde wider den Kaiser Friedrich bewaffnen; doch verschob er die Ausführung dieses Vorhabens noch auf einige Zeit. Ein großer Plan, wenn er gelingen soll, fordert lange Vorbereitungen; ein Grundsatz, den Graf Hugo nicht vergaß.

Die Eintracht zwischen dem römischen Könige und dem Herzoge von Österreich zu befestigen, bemühte sich der Graf von Rapperswyl alles Ernstes, Margarethens Bestes bey ihrem Gemahle zu befördern. Er verwahrte sich wider den Vorwurf tadelhaften Wankelsinnes in seinen Meinungen durch die Äußerung, daß der Herzog von Österreich entweder Heinrichs wahrer Freund,

oder sein erklärter Feind seyn müsse, und bewies, daß er in beyden Fällen seine Vergrößerung befördern könnte; in dem ersten durch seine Hülfe, im zweyten auf seine Kosten. Da der König für den ersten entschieden hatte, fand es Graf Hugo ersprießlich, die Bemühungen desselben, sich durch achtungsvolles Betragen gegen seine Gemahlinn ihres Bruders Freundschaft zu erhalten, zu rühmen; eine bescheidene Weise, den König zur Fortsetzung der bessern Behandlung Margarethens zu ermahnen — und Hugo bewirkte hierdurch wirklich, was er bezweckte. Öffentlich gab jetzt Heinrich Margarethen Beweise seiner Achtung, statt daß sein Benehmen gegen sie vor wenig Wochen jedem Augenzeugen bewiesen hatte, daß er mit ihr in erklärtem Unfrieden lebte.

Laue, oft nur gezwungene Achtung konnte freylich einer Gattinn nicht genügen, die für ihre ungeheuchelte heiße Liebe Erwiederung durch gleiche Gefühle wünschte. Als Heinrich durch Staatsklugheit zu seiner Gemahlinn zurück geführt wurde, schmeichelte sie sich, unbekannt mit der Ursache seiner Rückkehr, mit der Hoffnung, ihn ganz wieder zu erhalten, wurde aber bald überzeugt, daß dieser Hoffnung nie Erfüllung werden würde. Sie besaß in ihrem Gemahle aufs höchste nur einen freundlichen ehelichen Herrn,

nicht den zärtlichen Gemahl, nach welchem ihre Liebe sich sehnte, und dessen ihr Herz so vollkommen würdig war.

Nach dem Verluste eines großen Gutes preisen wir uns oft glücklich, wenn wir nur einen Theil desselben wieder erhalten — so auch Margarethe. Gab es schon Augenblicke, wo sie mehr wünschte, als sie besaß, so war sie doch gewöhnlich zufrieden, daß ihr von Heinrichs Liebe wenigstens seine Achtung und Freundschaft übrig geblieben war. Besonders beruhigte sie der Gedanke, daß nichts ihr diese würde rauben können, da sie hingegen seine Liebe nur abwechselnd besessen hatte.

Margarethe selbst hatte sich gegen ihren Bruder nie über Heinrichen beklagt; nur einige ihrer Frauen und Diener hatten dieß gethan, hingerissen von theilnehmendem Mitleide gegen ihre verehrte Königinn und von dem Bestreben, ihre Lage zu verbessern: jetzt schwiegen sie; denn nur der vertrauten Sophie war das Verhältniß zwischen Margarethen und ihrem Gemahle genau bekannt; die Übrigen, vom äußern Scheine getäuscht, hielten es für inniger und zärtlicher, als sie es gefunden haben würden, hätten sie in den Busen des königlichen Paares, oder nur in das Innere ihres Gemaches zu blicken vermocht.

* * *

Hergestellt war also das gute Verständniß zwischen dem römischen Könige und dem Herzoge von Österreich, und der Graf von Rapperswyl, sammt seinen Helfern, die sich auf des Papstes Geheiß um beyde junge Fürsten lagerten, zweifelte nicht, daß er sich noch inniger würde verbinden, und zum Vortheile des Papstes bewaffnen können, so bald es ihm gefiele.

Man bemühte sich, den römischen König mit seinem Vater in Uneinigkeit zu bringen, und in dem Herzoge von Österreich die Eroberungssucht zu verstärken, die ohnehin in jedem kriegerischen Fürsten lebt.

König Heinrich war schon in seiner frühen Kindheit von seinem Vater getrennet worden, welches vielleicht bey beyden die gegenseitige Liebe verminderte, ihre Herzen einander entfremdete, und einen gewissen Grad von Gleichgültigkeit hervor brachte, der das sanfte Band zwischen Vater und Sohn unter ihnen beynahe aufhob. Man machte rastlose Versuche, es ganz zu zerreißen — konnte sie in dieser Lage der Dinge wohl mißlingen?

Friedrichs zweyter Sohn von Jolanten, der Tochter des Königs von Jerusalem, Prinz Conrad, lebte seit seiner Geburt immer nahe um seinen Vater. Friedrich war ein gü-

tiger Vater seiner Kinder, Conrad ein sanfter Jüngling; gegenseitige Beweise inniger Liebe, wozu ihnen beynahe ununterbrochener Umgang Gelegenheit gab, verkettete beyde immer inniger, und brachte unter ihnen ein Verhältniß hervor, das sich von dem zwischen dem Kaiser und seinem ältern Sohne freylich merklich unterschied.

Es war des Grafen Hugo eifriges Bestreben, den König zu Handlungen und Unternehmungen zu verleiten, von denen sich voraus sehen ließ, daß sie den Beyfall des Kaisers nicht finden würden, weil sie oft seinem Vortheile genau entgegen standen. Da wir keine Regierungsgeschichte des Kaisers oder seines Sohnes schreiben, liegt genauere Darstellung der Staatshandlungen, durch welche Graf Hugo und seine Genossen beyde zu verzwisten strebten, außer unserm Plane; es ist genug, wenn wir euch, liebe Leser! nach dem Zeugnisse der Geschichte berichten, daß Heinrich in Deutschland mancherley that, dessen Widerrufung Friedrich nöthig fand, so bald die Nachricht davon zu ihm nach Italien kam.

Indessen Hugo dem Könige durch solche irrige Handlungen das Zutrauen seines Vaters entzog, machte er diesen verdächtig bey seinem Sohne, welchem er immer sehr viel von Friedrichs übergroßer Liebe für den

Prinzen Conrad zu erzählen wußte. Die Ermahnungsschreiben des Kaisers an seinen Sohn, in seinen Handlungen nicht dem verkehrten Rathe böser Leute zu folgen, vermehrten sich, und Heinrich fand die harten und bittern Ausdrücke derselben der gerühmten zärtlichen Liebe Friedrichs für seinen Sohn Conrad genau entgegen gesetzt. Er vergaß, daß Conrad nicht gleich viel Veranlassung zum Mißvergnügen gab, und weit entfernt, in seinen Staatshandlungen etwas Tadelhaftes zu sehen, fand er in den Schreiben seines Vaters nur Beweise ungerechter Abneigung wider ihn, und tadelnswerther Vorliebe für seinen jüngern Bruder. Er wurde argwöhnisch gegen Friedrichen und Conraden, begann zu besorgen, daß Friedrichs parteyische Liebe für diesen Lieblingssohn ihm nachtheilig werden, und dem geliebtern Sohne neben dem Königreiche Jerusalem auch Neapel und Sicilien zuzuwenden suchen möchte. Es mißfiel ihm ohnehin oft, daß er in den beyden letztern Reichen so ganz nichts zu sagen hatte, ob er schon König derselben war

Graf Hugo ließ nichts unbenutzt, das Feuer anzufachen, das sich in Heinrichs Brust entzündet hatte. Heinrich zitterte für den Besitz seiner Länder; jedes Schreiben seines zürnenden Vaters, und jede Nachricht von der auszeichnenden Liebe desselben für

Conraden gab seiner Furcht reichliche Nahrung; und so brachten ihn endlich des Papstes heimliche, ränkſüchtige Unterhändler an den Rand des Abgrundes, in welchen ihn Gregor mit seinem Vater zugleich zu stürzen gedachte.

Man suchte die Furcht in ihm zu wecken, daß Sicilien und Neapel nicht nur für den Kaiser, sondern auch für ihn verloren gehen würden, wenn die harten Bedrückungen des erstern die verzweifelnden Bewohner noch länger zur Unzufriedenheit und zur Empörung reizten. Dagegen machte man ihm gewisse Hoffnung, daß sich die Bedrängten, so bald er in ihre Mitte träte, freudig und getrost in seine Arme werfen, auch viele von den Städten des lombardischen Bundes sich für ihn erklären, und als ihren unumschränkten Herrn erkennen würden, wenn er ein deutsches Heer nach Italien führte.

Gregor selbst schrieb ihm, versprach ihm, einem frommen Sohne der Kirche, der sich nicht nach dem bösen Beyspiele seiner Väter wider diese gütige Mutter empörte, die thätigste Unterstützung. Gregor glaubte sich um so weniger verbunden, den Frieden zu halten, da Friedrich die Bedingungen desselben ebenfalls nicht erfüllt, und dem Papste die Summe nicht bezahlt hatte, die ihm in den Friedensartikeln zum Ersatze der aufgewendeten

Kriegskosten war bestimmt worden. Er unterließ nicht, dieß gegen den römischen König zu erwähnen, um ihn vor dem Verdachte zu bewahren, daß er gegen ihn vielleicht nicht aufrichtiger handeln möchte, als gegen seinen Vater.

Treue und Empörung lagen jetzt bey Heinrichen auf der Wage, neben jener die Furcht, seine Erbreiche zu verlieren, neben dieser die Hoffnung, sie durch reiche Besitzungen zu vergrößern, vielleicht sich zum Herrn von ganz Italien machen zu können — wie war es möglich, daß die Wage lange schwanken konnte? Die Schale der Empörung sank.

Es war in Regensburg, wo Heinrichs Vorsatz, mit Hülfe der deutschen Fürsten ein mächtiges Heer nach Italien zu führen, fest wurde. Voll feurigen Eifers für seinen Plan wollte er ohne Zögern einen Reichstag zusammen berufen, auf demselben sein Vorhaben öffentlich kund geben, und zur Theilnahme auffordern; ein Wink des Grafen von Rapperswyl zeigte ihm aber bald, daß er durch dieses allzu rasche unüberlegte Verfahren seinen Plan auf immer vereiteln könnte, worauf Heinrich durch geheime Unterhandlungen auszuführen beschloß, was er freylich nach seinen ersten Gedanken schneller zu vollenden gehofft hatte.

Die mächtigsten Fürsten des Reichs muß-

te er zuerst in seinen Plan zu ziehen suchen; von diesen befand sich aber, außer dem Herzog Otto von Bayern, keiner in Regensburg gegenwärtig.

Mit diesem machte Heinrich den ersten Versuch; allein er mißlang. Die Treue des Herzogs von Bayern gegen den Kaiser konnte durch nichts erschüttert werden. Dieser ungünstige Anfang seines Unternehmens schwächte den Muth des Königs, und verminderte seine schönen Hoffnungen um vieles; bald aber erhielten beyde neue Nahrung.

Gregors geheime Unterhändler hatten der Herrschbegierde Heinrichs wirklich mit der Hoffnung geschmeichelt, sich zum Könige von Italien empor schwingen zu können; und Heinrichs Einbildungskraft verlor sich in dieser zauberischen Aussicht, ohne von der Erinnerung, daß die Staatsklugheit der Päpste keinen der italiänischen Fürsten allzu mächtig werden ließe, aus ihrem Taumel erweckt zu werden. Jetzt ereignete sich ein Umstand, der ihm die Krone, nach welcher er sich sehnte, schon sehr nahe zeigte.

Die Mailänder, diese unversöhnlichsten und mächtigsten Feinde Friedrichs unter allen lombardischen Städten, schickten Gesandte nach Deutschland, dem römischen Könige die Herrschaft über sich anzubiethen. Sie versprachen ihm in Mailand die eiserne Krone auf-

zusetzen, und bathen ihn, nach Friaul zu kommen, wo sich ihr Podesta einfinden würde, ihm im Nahmen aller Bürger zu huldigen, und sich mit ihm über den Plan zu ihren Unternehmungen zu berathen.

Erfreut über diese fröhliche Bothschaft, und von dem Papste aufs neue lebhafter Unterstützung versichert, eilte der König nach dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte, wo er den Podesta von Mailand, den Grafen Curtenova, fand, welcher ihm feyerlich huldigte, und das Versprechen wiederhohlte, daß ihn der Erzbischof von Mailand, so bald er mit einem Heere deutscher Völker in diese Stadt ziehen würde, mit der eisernen Krone zum Könige von Italien krönen sollte. Ein Abgesandter des Papstes versicherte die Beystimmung desselben zu diesem Vorhaben, worauf Heinrich voll der schmeichelhaftesten Hoffnung seine Rückreise antrat, nachdem er dem Grafen von Curtenova versprochen hatte, in wenig Wochen an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Mailand zu erscheinen.

Begleitet von dem Grafen von Rapperswyl nahm er seinen Weg durch Österreich, den Herzog mit seinem Vorhaben bekannt zu machen, und ihn zur Theilnahme aufzufordern. Er selbst und Graf Hugo wußten dem Herzoge Untreue gegen den Kaiser als so vortheilhaft zu seiner Vergrößerung zu

zeigen, daß dieser länderſüchtige junge Fürſt dem Dringen seines Schwagers nicht lange zu widerſtehen vermochte, da ihm über dieß, neben der Befriedigung seiner Begierde, sich zu vergrößern, noch die Erfüllung eines andern Wunſches vorgespiegelt wurde.

Vor fünf Jahren hatte sich Friedrich mit Agnesen, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt; jetzt aber wünschte er sich wieder von ihr zu trennen, weil er durch sie noch nicht Vater geworden war, und der letzte seines Stammes wünschte er sehnlich dieses zu seyn. Es fehlte ihm an einem Vorwande zur Scheidung: doch durch die Vermittlung des Papstes hoffte er einen zu finden; denn bey den zahllosen Graden der Verwandtschaft, welche die lateinische Kirche annimmt, war es nicht zu bezweifeln, daß sich auch bey Friedrichen und Agnesen ein verbothener Ehegrad würde aufspüren lassen: nur wünschte er, daß der heilige Vater diesen Ausspruch selbst thun möchte, weil er im entgegen gesetzten Falle Verdruß mit dem Könige von Ungarn, dem Oheim Agnesens, fürchtete.

Graf Hugo wußte, wie angelegentlich dieser Wunsch den Herzog beschäftigte. Er suchte ihn zu überreden, daß der Papst sich gewiß seinem Verlangen gemäß erklären würde, wenn er sich mit dem Könige Heinrich, zur Erreichung der Absicht des Papstes, zur

Zerschmetterung der Macht Friedrichs, dieses Verächters der heiligen Kirche, verbände. Hierdurch erhielt der Herzog von Österreich einen Bewegungsgrund mehr, die Treue gegen den Kaiser zu brechen, und mit seiner ganzen Macht gelobte er seinem Schwager beyzustehen.

In Unfrieden lebte Heinrich mit dem Herzoge von Bayern, seit er ihm die Hülfe wider seinen Vater verweigert hatte. Noch war zwar ihre Mißhälligkeit nicht zu offener Fehde ausgebrochen; nun aber glaubte Heinrich nicht länger zögern zu dürfen, den Herzog anzugreifen, wozu ihn theils Rache, theils auch die Besorgniß bewog, daß Otto während seiner Abwesenheit aus Deutschland feindlich wider ihn verfahren möchte, wenn er ihm nicht zuvor käme, und ihm die Macht benähme, dieß zu thun.

Der Gedanke, einen Theil Bayerns mit Österreich zu vereinigen, war so reizend für Friedrichs Länderbegierde, daß er seinem Schwager willig das Versprechen gab, Bayern mit ihm zugleich von der entgegen gesetzten Seite anzugreifen.

Unvermuthet sah sich Herzog Otto von den verbundenen Fürsten überfallen. Außer Stande, ihnen sogleich wirksam mit einem mächtigen Heere zu begegnen, sandte Otto einen Eilbothen nach Italien an den Kaiser, sich über den ungerechten Überfall seines Sohnes zu beschweren. Sein Gesuch blieb nicht

ohne Erfolg; Friedrich schickte ohne Verzug strenge Befehle an seinen Sohn und an den Herzog von Österreich, mit dem angegriffenen Otto Frieden zu machen, und ihm allen Schaden zu ersetzen. Diesem Befehl fügte er die Drohnung bey, selbst nach Deutschland zu kommen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie säumen würden, zu erfüllen, was er und Billigkeit ihnen befähle.

Es war, wie wir wissen, mehr Heinrichs Absicht, den Herzog von Bayern außer Stand zu setzen, etwas wider ihn zu unternehmen, als auf die Kosten desselben seine Macht zu vermehren. Diese Absicht hoffte er durch den Frieden zu erreichen, dessen schnelle Abschließung ihm nach der Drohung seines Vaters um so nöthiger schien, weil er der Erfüllung derselben mußte vorzubeugen suchen; denn er war überzeugt, daß ihm sein Vater in Deutschland weit überlegen war.

Herzog Friedrich äußerte wenig Bereitwilligkeit zum Frieden, weil durch denselben die Hoffnung vernichtet wurde, die Grenzen seines Landes durch Besitzungen des Herzogs Otto weiter auszudehnen. Er bemühte sich, seinen Schwager von seinen friedlichen Gesinnungen zurück zu führen, sah sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Daß er den König zu größern Forderungen an den Herzog von Bayern reizte, war alles, was er

vermochte; und dieß hatte für ihn keinen Nutzen: denn aus Furcht, sein Land verheert zu sehen, ehe ihm Kaiser Friedrich zu Hülfe eilen könnte, that Otto alles, was Heinrich von ihm verlangte, und gab ihm seinen Sohn Ludwig als Geißel. Beyde verbundene Fürsten verließen jetzt Bayern wieder; Friedrich nicht ohne Verdruß, die schönen Hoffnungen so schnell vernichtet zu sehen, die er auf den Einfall in Bayern gegründet hatte.

* * *

Heinrichs ganzer Plan war indessen dem Kaiser so, wie Theodoren und Margarethen, verrathen worden; gegen die letzte durch den König selbst. In einer von den wenigen traulichen Stunden, die Margarethen jetzt noch zuweilen an der Seite ihres Gemahls dahin schwanden, suchte ihr dieser etwas Angenehmes zu sagen, vergaß, daß Margarethens Meinung nicht mit der seinigen zusammen stimmen würde, und glaubte sie durch die Versicherung, daß er sie bald auch zur Königinn von Italien würde können krönen lassen, zur regsten Freude aufzurufen; aber Schrecken trat bey Margarethen an die Stelle der erwarteten Freude. Auch bey der höchsten Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs würde sie zurück gebebt seyn vor dem Gedanken einer Empörung des Sohnes wider den Vater; wie viel mehr mußte dieses geschehen,

da sie genau das Gegentheil wahrscheinlich fand.

Hellern Blickes, als Heinrich, oder wenigstens durch Eroberungssucht nicht verblendet — denn wirklich wurde Heinrich durch die Aussicht auf die eiserne Krone zum Aufruhr wider seinen Vater gereizt — äußerte sie gegen ihn die Vermuthung, daß Papst Gregor und die Städte des lombardischen Bundes den ganzen Plan vermuthlich nur deßhalb angesponnen hätten, die Macht der Hohenstaufen zu theilen, und sie wider sich selbst zu bewaffnen, um hierdurch ihre Absicht, dieses ihnen verhaßte Haus ganz zu vertilgen, mit wenigerer Mühe ausführen zu können.

Heinrich war von seinen glänzenden Hoffnungen so überfüllt, und schmeichelte sich eines so richtigen und tiefen Blickes in den Gang der politischen Begebenheiten der Zukunft, daß ihn Margarethens verschiedene Meinung und ihr Abrath ohne Zweifel selbst dann unwillig gemacht haben würde, wenn er noch aus dem schönen Munde geflossen wäre, den Heinrich vor drey Jahren voll inniger Liebe küßte. Noch mehr empörte ihn Margarethens Rath, weil ihm die Geberinn durch die Macht ihrer Reize nichts von dem Mißfälligen benehmen konnte, das er für Heinrichs schwindelnde Einbildungskraft bey sich

führte. Zornig und hart verwies er Margarethen, daß sie sich in Dinge mischen wollte, die über ihre Einsicht erhaben wären, und benahm ihr durch den heftigen Unwillen, in welchem er von ihr schied, alle Hoffnung, bey wiederhohlten Versuchen auszurichten, was ihr nicht gleich jetzt hatte gelingen wollen. Zwar wagte sie es; aber vergebens war ihre Mühe; Ungestüm und unwürdige Handlung der Lohn, den sie von ihrem Gemahle erhielt. Um also zur Erhaltung der Ruhe und für die Abwendung der Gefahr, mit welcher sie ihren Gemahl bedroht sah, wenn er sich von dem eigennützigen Rathe der geheimen Anhänger des Papstes verführen ließe, um für diese wenigstens so viel zu thun, als in ihren Kräften stand, beschloß sie einen Versuch, das Bündniß zwischen Heinrich und Friedrich zu zerreißen. Der Gedanke, daß dieser wegen des schnellen Friedens mit dem Herzoge von Bayern über jenen unzufrieden war, schmeichelte ihrer Hoffnung mit Gelingen.

* * *

„Mein Gemahl hört mich nicht!" schrieb sie an ihren Bruder; „er verstopft sein Ohr den Beschwerungen und Klagen seiner Gattinn, und das Zauberspiel triegerischer Hoffnung gaukelt ihm Bilder von Ruhm und Vortheil vor, wo ich gewiß mit richtigerem Blicke nur Schan-

de und Verbrechen, und in der Ferne einen Abgrund sehe, der sich nicht nur meinem Gemahle, nein, auch mir und meinen Kindern öffnet. Darum, mein Bruder, wende ich mich an dich. O rette deine leidende Schwester! rette ihren Gatten und ihre unmündigen Kinder, indem du selbst dem Winke der Klugheit und dem Befehle der Pflicht gegen deinen Lehnsherrn und deine Unterthanen folgst! — O mein Bruder! du hast der Feinde schon so viele; Ungarn, Böhmen und Bayern stehen vielleicht schon auf dem Puncte, wider dich in einen Bund zu treten; willst du dir auch den Kaiser zum Feinde machen, und dich auflehnen wider den, dem du Treue gelobtest? Heinrich — o wie wehe thut es mir, es sagen zu müssen — Heinrich verleitete dich zu diesem frevelhaften Vorsatze; aber folge du ihm nicht, mein Bruder! Nein! zurück bringen müssest du den Verblendeten zu seiner Pflicht und zur Kenntniß seines wahren Besten! — Woher, ihr jungen Männer! konnte eure Einbildungskraft, die freylich alles in einem rosigen Lichte sieht, weil euch euer günstiges Geschick noch wenig vereitelte Hoffnungen betrauern ließ, woher konnte euch der Wahn kommen, wider den Kaiser etwas ausrichten zu können! O lasset ihn ruhen, den alten Löwen! reizt seinen Grimm nicht wider euch, damit er euch nicht ver-

zehre! — Dein Nahme, mein Bruder, ist schon nach wenigen Feldschlachten in das Buch der Helden geschrieben; vergiß aber nicht, daß, wenn du auch dem Kaiser an Heldenmuthe gleichest, doch deine Macht die seinige nicht erreicht. Wirst du den großen Mann zu besiegen vermögen, der selbst dem Banne des Papstes trotzte, und den Scharen der Feinde, die er wider ihn bewaffnete? Auf seine Größe sich stützend zog er hin gen Palästina, war Sieger über die Ungläubigen, ob er schon neben ihm auch mit den Cabalen der Christen zu kämpfen hatte, die des Papstes List und Rachbegierde wider ihn aufreizte, setzte sich, als einen Lorber des Sieges, die Krone von Jerusalem auf das Haupt, schloß mit dem Sultane der Saracenen einen vortheilhaften Frieden, flog dann, wie auf den Fittichen des Windes, wieder zurück in seine italiänischen Staaten, und schmetterte die Rotten darnieder, durch die sie der Papst indessen hatte überfallen lassen. Wird der Held, der diese Wunder bewirkte, euch erliegen? Oder wäre es möglich, daß du, gleich meinem Gemahle, den Versprechungen des Papstes und den gleißenden Worten der treulosen Lombarden trauen könntest? O nein! gewiß durchschaut mein Bruder ihre List, durch die sie den Sohn wider den Vater zu bewaffnen gedenken, um beyde gewisser ver-

derben zu können. — Gesetzt auch, daß es die Mailänder treulich mit meinem Gemahle meinten, werden sie und ihre wenigen Verbündenen allein der ganzen Macht des übrigen Italiens widerstehen können, oder ist die Herrschaft über dasselbe durch einen Zauber mit dem Besitze der eisernen Krone verbunden? Nein; bald würde Heinrich der Macht seines Vaters und der mächtigen Partey der Gibellinen, geführt vom HeldenEzzelino, erliegen müssen, gelang' es ihm, auch mit dir vereint, nach Wälschland einzudringen."

„Erlaube mir, mein Bruder, dir ein Bild darzustellen, das meine Einbildungskraft mir vorbildet, und das mich immer mehr beunruhigt, je lebhafter ich mich überzeuge, daß die höchste Wahrscheinlichkeit meiner Fantasie den Pinsel führte. — Jauchzend hat euch Mailand die Thore geöffnet; die eiserne Krone auf dem Haupte wähnt sich Heinrich König von Italien, und du, mein Bruder, beschäftigst dich schon im Geiste mit den Lehen, die er dir, seinem treuen Helfer, reicht: da erweckt dich aus einem schönen Traume das fürchterliche Gerücht, mit welchem ein Eilbothe aus Österreich dir nachfliegt; zahllose Scharen von Böhmen und Bayern hätten dein Land überschwemmt, und ihrer Vertheidiger beraubt, bluteten seine Bewohner unter den Streichen der Feinde ihr Leben aus."

„Ihrem Wüthen zu steuern, eilst du zurück; dein Schwager sucht durch Italiener das kleine Häuflein deutscher Völker zu verstärken, welches ihm, nach deinem Abzuge, noch übrig bleibt: aber mitten in seinen Rüstungen sieht er sich von seinem Vater mit einem Heere überrascht, das durch seine Menge weniger furchtbar ist, als durch die Helden, die es führen, durch Friedrichen und Ezzelino." —

„Aufgerufen von väterlicher Güte biethet der Kaiser seinem irre geleiteten Sohne die Hand zur Versöhnung; aber, auf die Worte der Lombarden; und die Versprechungen des Papstes trauend, nimmt sie Heinrich nicht an: Zorn tritt bey dem Kaiser an die Stelle der väterlichen Liebe; er sieht nur den Empörer, oder, erblickt er den Sohn, so wird jener hierdurch nur noch sträflicher; und nun schläudert er die Blitze seines Schwertes wider den, dem er erst zur Vergebung winkte. — Der Kampf ist ungleich; das schwächere Heer führte Heinrich, der jetzt beynahe zum ersten Mahle im Felde erscheint, das stärkere der unbezwungene Held Friedrich. — kann die Wage des Sieges lange schwanken? Heinrichs Schale fliegt empor; fechtend flieht er zurück nach Mailand; Friedrich stürmt ihm nach; seine Steinschläudern zerschmettern die Mauern der Feste; der Tod würgt unter ihren Vertheidigern; ein Sturm führt den Sieger Friedrich über die

Mauer; Heinrich wird sein Gefangener. — Vaterliebe erwacht aufs neue in Friedrichs Busen; sie heischt Mitleid und Vergebung für den verhafteten Sohn. Vertausche, ruft er ihm zu, die Festen, welche deine Krieger noch besetzt halten, gegen meine Verzeihung!"

„Heinrich, ein Spiel der Ränke des Papstes, fällt ihnen jetzt zum Opfer. Laßt euch durch Drohungen nicht schrecken! hatten ihm Gregors Geschöpfe zugeflüstert, ehe er zu seinem Vater geführt wurde, und vergebt eure Rechte nicht selbst! Sollte auch Friedrich Tyrann genug seyn, der Stimme des Blutes sein Ohr zu verstopfen; so wird ein Bannstrahl des heiligen Vaters euch den Kerker öffnen, in welchem euch väterliche Grausamkeit fesselte, und mit eurem Hervorgehen wird Sieg verbunden seyn. — Heinrich wird von den glatten Worten der Verführer überlistet; er trotzt dem gerechten Zorne des Vaters, vertilgt durch Starrsinn die Regungen des Mitleids, und büßt dafür mit ewiger Haft, in einem Kerker, im Innern des Landes, das ihm gehorcht haben würde, wäre er nicht von dem Gehorsame gegen seinen Vater gewichen."

„O mein Bruder! ich muß die Feder weglegen, um ein wenig auszuruhen, ehe ich die letzten Züge dieses furchtbaren Bildes zu vollenden vermag. — — Indessen Heinrich der Stärke seines Gegners, und den Tücken

seiner Ahitophelsräthe unterlag, hat dein Heldenarm die Feinde, die dein Land verwüsteten, zurück gedrängt über die Grenzen der Ihrigen, und du willst nun deinem unglücklichen Schwager zu Hülfe eilen; aber mitten auf deinem Wege kommt dir der Kaiser entgegen, die Verletzung der schuldigen Lehnstreue zu rächen. Das Schwert deiner Feinde hat viele deiner tapfern Krieger aufgezehrt, ehe du mit den übrigen siegtest, und nur mit einer kleinen Schar stehst du jetzt dem furchtbaren Heere des Kaisers entgegen. Mit gleicher Tapferkeit ringt ihr lange um den Sieg, bis er endlich für die Übermacht entscheidet. Du mußt fliehen; der zürnende Kaiser erklärt dich in die Acht, und nennet deine Feinde, die Herrscher über Böhmen und Bayern, zu Vollstreckern derselben. Wirst du ihnen widerstehen können, da es deinem verheerten Lande an Kräften gebricht, neue Heere zu schaffen? — Wenn der Zorn des Kaisers einmahl entflammt, so ist er ein verzehrendes Feuer, das weit um sich greift. Noch mehr angefacht durch den Argwohn, die Gattinn, die Schwester denke übereinstimmend mit dem Gemahle und Bruder, und sey ungerecht und rachsüchtig genug, ihre unmündigen Kinder zu Rächern ihres Vaters zu erziehen, senkt sich des Kaisers schwerer Arm auch auf mich und meine Kinder herab. Wir werden in den

Kerker gestoßen, worin wir über uns und über euch klagen und sterben." —

Seit der Zeit, wo Friedrich, kurz vor der Theilnahme an dem Angriffe des römischen Königs gegen den Herzog von Bayern, in dem Kriege mit den Ungarn und Böhmen seinen Heldenruhm gründete, hatte Frau Theodore oft in der Einsamkeit ihres Gemaches bittere Thränen geweint, hervor gepreßt durch die Besorgniß, ihr Sohn möchte keiner solchen Thränen mehr fähig seyn, wie sie damahls sein Auge zierten, da der Abt von Sanct Gallen die Aussteuer seiner Schwester von ihm forderte; möchte nicht mehr empfänglich seyn für solche Freuden, durch welche ihm dort jene schöne Zähren abgelockt wurden.

Der Helden- und Herrscherruhm hatte ihn durch falschen Glanz geblendet; nur nach ihm strebte jetzt sein rastloses Ringen, und hier und da begann man ihn schon einen Bedrücker seines Volkes zu nennen, der es mit drückenden Lasten beschwere, um nur der verzehrenden Fackel des Kriegs immer Nahrung geben zu können. Doch Friedrichs Durst nach Kriege war noch nicht so unersättlich, daß Margarethens Schreiben ganz sonder Eindruck auf ihn hätte bleiben sollen, möglich aber, daß er ohne die Unzufriedenheit mit seinem Schwager minder lebhaft gewesen wäre. Doch wir wollen die

Ursachen einer Wirkung nicht zu ergründen suchen, über die Margarethe und Theodore sich freueten. Friedrich gab nicht nur ihnen die festesten Versicherungen, daß er seinen Bund mit Heinrichen wider den Kaiser aufheben wollte, sondern ermahnte auch den Erstern zum Frieden mit seinem Vater. Heinrich erhielt diesen Rath, als ihn eben neue Abgesandte aus Mailand aufforderten, seine Abreise nach ihrer Vaterstadt nicht länger zu verzögern, aber den Rath hinzufügten, so viel Volk mit sich zu bringen, daß er ohne Furcht vor den umher streifenden Parteyen der Gibellinen den Weg bis nahe hin zu ihrer Vaterstadt fortsetzen könnte, wo sie seiner mit all ihrer Macht harren wollten. Auch sie sprachen von der Leichtigkeit, womit er sich zum Herrn von ganz Wälschland würde machen können, und belebten hierdurch die Hoffnung in ihm, seine Absicht auch ohne die Beyhülfe des Herzogs von Österreich zu erreichen. Er entließ die Abgesandten mit dem Versprechen, den Zug mit Frühlings Anfange zu unternehmen. Der Herzog von Bayern hatte sich indessen wiederhohlt an den Kaiser gewendet, und ihn um sein mächtiges Wort für die Freystellung seines Sohnes gebethen: verhaftet blieb aber der junge Prinz, obschon der Kaiser den Vater desselben versicherte, daß der römische König seinen väterlichen Ermahnungen, den

Sohn eines getreuen Fürsten des Reich in Freyheit zu setzen, nicht widerstreben würde.

Auf diese schriftliche Versicherung gestützt, forderte Otto seinen Sohn von dem Könige zurück, wurde in seinem Verlangen dringender, und versammelte zugleich seine Lehnsleute und Kriegsknechte, um sich gegen einen möglichen zweyten Überfall des Königs in gehörige Verfassung zu setzen.

* * *

Unter dem Vorwande zerrütteter Gesundheit hatte der Graf von Rapperswyl die Dienste des Königs vor einiger Zeit mit dem Aufenthalte daheim in seinem Lande verwechselt, weil er die üble Wendung ahndete, die Heinrichs Unternehmen erhalten würde: denn zu seinem Verdrusse sah er den Plan scheitern, einige der mächtigsten Fürsten in dasselbe zu verwickeln, daher Klugheit ihn aufforderte, sich zurück zu ziehen, ehe Heinrichs Fall auch ihn beträfe. Andere Rathgeber traten an seine Stelle, und nicht weniger thätig für die Absichten des Papstes, als Graf Hugo, suchten sie nun, da es deutlich wurde, daß sie das Ziel nicht erreichen konnten, nach welchem sie Anfangs hinarbeiteten, dem Vortheile des heiligen Vaters wenigstens so viel zu frommen, als ihnen die Lage der Dinge verstattete. Da es unmöglich war, den Stamm der Hohenstauffen ganz zu fällen, woll-

ten sie ihm mindestens einige Äste rauben, und beschlossen daher zuerst Heinrichs Fall, welchem, nach Anfangs entworfenem Plane, Friedrichs Untergang hatte voran gehen sollen, weil Gregor nicht ohne Hoffnung war, den ersten noch vielleicht zu einem frommen Sohne der Kirche umschaffen zu können. Die Geschichte meldet nicht genau, ob Heinrich aus Folgsamkeit gegen seine neuen Führer, oder aus Hitze den Herzog von Bayern, statt ihm einen Sohn zurück zu geben, nochmahls befehdete; daß er es aber wirklich that, davon liefert sie unläugbare Beweise. Jetzt fand er den Herzog vorbereitet; auch fehlte ihm die Beyhülfe Friedrichs von Österreich, weßhalb er keine so schnellen Fortschritte machen konnte, als bey dem ersten Überfalle. So bald sich Herzog Otto von dem römischen Könige angegriffen sah, sandte er einen Eilbothen nach Wälschland, des Kaisers reichsoberhauptliche Hülfe zu erbitten. Zornig, daß Heinrich seine Ermahnungen nicht geachtet hatte, eilte dieser mit einer Schar auserlesener Krieger nach Deutschland, mit Gewalt zu bewirken, wogegen seine Vorstellungen ohne Erfolg gewesen waren. Sich selbst zu überzeugen, ob es des Herzogs von Österreich wahrer Ernst wäre, dem römischen Könige nicht länger beyzustehen, nahm der Kaiser den Weg durch Steyermark, an dessen Grenzen ihn der Herzog empfing. In hohem Grade wider ihn

eingenommen, glaubte der Kaiser einen deutlichen Beweis seiner Treue fordern zu müssen, und fand für gut, die Auszahlung des Heirathsguts Margarethens an ihn, nicht an seinen Sohn, zu verlangen. Nie war Österreichs Herzog weniger in der Lage, ein solches Verlangen zu bewilligen, ob es ihm schon ohnehin an Gelde zu der nöthigen Rüstung zu einem beschlossenen Kriege wider Ungarn und Böhmen mangelte. Ein kaiserlicher Freyheitsbrief verhieß den Herzogen von Österreich in solchen Fällen Hülfsgelder, und auf diesen sich berufend, bath Friedrich den Kaiser um zwey tausend Mark, seinem beschlossenen Kriege, den er dem Besten des Reiches für vortheilhaft erklärte, größern Nachdruck geben zu können. Geld zu geben, statt daß er gehofft hatte, welches zu erhalten, war wider die Absicht des Kaisers. Mit harten Ausdrücken verwies er dem Herzoge sein Begehren, und bestimmte ihm drey Fristen in einem Jahre, wo er die Aussteuer seiner Schwester unverweigerlich bezahlen sollte. Zu dieser Ermahnung fügte er die Drohung ernstlicher Ahndung, wenn Friedrich der Fristen nicht eingedenk seyn würde, wodurch er die Hitze des jungen heftigen Herzogs zum größten Aufbrausen reizte. Zorn erlaubte dem Herzoge nicht, die Worte abzuwägen; er vergaß die schuldige Ehrerbiethung für kaiserliche Majestät, trennte sich, nachdem er seine Hitze ausge-

braust hatte, ohne Abschied von dem Kaiser, der hierdurch zur heftigen Erbitterung wider ihn gereizt wurde. Durch steten Umgang mit den trugvollen Italiänern gewöhnt, überall List und Verstellung zu argwohnen, und von diesen beyden Staatskünsten selbst nicht frey, glaubte der Kaiser unter dem Vorwande des Herzogs Friedrich, aus welchem er die verlangte Summe verweigerte, und dagegen selbst eine größere begehrte, andere Bewegungsgründe verborgen. Er fürchtete, daß er wider ihn selbst die verlangte Summe anzuwenden gedächte; einige Begleiter des Kaisers, geheime Feinde des Herzogs, ließen nichts unversucht, diesen Argwohn zu nähren. Mit seinem Sohne Conrad ging Kaiser Friedrich von Steyermark nach Worms, wohin er die Fürsten zu einem Reichstage, den römischen König zur Rechenschaft hatte entbiethen lassen. Heinrich erschien nicht, und was nun geschah, kam dem sehr nahe, was Margarethe, geleitet von Einbildungskraft und Wahrscheinlichkeit, in dem Schreiben an ihren Bruder voraus sagte. Gnade und Vergebung both der Kaiser seinem Sohne an, wenn er ihm seine Burgen und Schlösser, besonders die Feste Dreifels, überliefern, seine Söldlinge entlassen, und gen Worms kommen würde, seinem Vater aufs neue Gehorsam zu geloben. Heinrich schwankte; aber seine Rathgeber hielten ihn zurück, dem Rufe der Klugheit zu folgen.

Einsam und traurig lebte indessen Margarethe mit ihren Kindern auf einem Waldschlosse in Schwaben, wohin die Nachricht von Heinrichs Widersetzlichkeit sich bald verbreitete. Schon hierauf vorbereitet, wurde zwar Margarethe heftig erschüttert, doch nicht ihrer Besinnungskraft so ganz beraubt, daß sie ihren Entschluß nicht hätte ausführen können. Sich selbst maß sie keine Gewalt über ihren Gemahl bey; viel versprach sie sich aber von der Macht väterlicher Liebe, und eilte daher mit ihren Kindern nach Dreifels, einen Sturm auf Heinrichs Herz zu versuchen.

Mit ihren Söhnen stürzte sich Margarethe zu den Füßen ihres Gemahls, und flehte ihn, um dieser Unschuldigen willen, nach Worms zu gehen. Heinrich blieb unerbittlich; die Ränke der Geschöpfe Gregors machten sein Ohr taub gegen ihr Flehen, und verschlossen sein Herz dem Gefühle der Vaterliebe, indem sie sein Auge von dem Bilde der Gefahr hinweg wendeten, die ihn und seine Kinder bedrohte. Vergebens stellte ihm Margarethe vor, daß sein Widerstand gegen seinen erzürnten Vater über ihn und seine Söhne Unglück bringen würde; irre geleitet von seinen bösen Rathgebern, schmeichelte er sich von seiner Unternehmung noch immer den glücklichsten Erfolg. „Rege Mutterliebe," sprach er zu seiner Gemahlinn, „weckt unnöthige Furcht in euch, und verleitet

euch, über Dinge zu urtheilen, die euer Blick nicht zu durchdringen vermag. Kronen liegen an dem Ziele des Weges, auf welchem ihr Unglück ahndet; sie mir und meinen Söhnen zu erkämpfen, sey mein Bestreben, und der Kaiser wird mich mit aller seiner Macht nicht verhindern können, das Ziel zu erreichen, wenn er schon meinen Lauf aufhält. Ja, ich will nach Worms, aber an der Spitze meines Heeres, mit dem Schwerte mich zu rechtfertigen." Er rieth seiner Gemahlinn, aus Sorgfalt für ihre Sicherheit, mit ihren Kindern seine Rückkehr in Dreifels zu erwarten, befahl dann dem Befehlshaber dieser Feste, sie bey einem möglichen Angriffe nach allen Kräften zu vertheidigen, und trat mit seinem Heere den Weg nach Worms voll froher Hoffnung an.

Klagend über die Verblendung und den Starrsinn ihres Gemahls, und gequält von Besorgnissen für ihn, sich selbst und ihre Kinder, hatte Margarethe zu Dreifels drey bange Tage zugebracht, als der Burgwächter ihr melden ließ, daß eine Schar Krieger sich der Festung näherte, jetzt aber noch zu weit entfernt wäre, um in ihr Freunde oder Feinde unterscheiden zu können. Margarethens Furcht ahndete das Letztere, und der Befehlshaber der Besatzung eilte, sich auf jeden Fall zu bereiten. In dem Augenblicke, wo man es erkennen konnte, daß die Herannahenden kaiserliche Krieger waren, sah man

einen Reiter von einer andern Seite der Festung zusprengen. Die kaiserlichen Völker hatten ihn ausgespähet; einige Reisige eilten ihm entgegen, und die Burgmänner sahen, wie dieser Eilbothe, in welchem sie einen der Ihrigen erkannten, sich durch sein Schwert vergebens einen Weg nach der Festung zu bahnen suchte. Zurück gehalten durch die Überlegenheit seiner Gegner, wollte er den Burgmännern die Bothschaft an sie in wenig Worten zurufen; aber auch dieß war ihm unmöglich. Ein Schwertstreich streckte ihn zu Boden, da er noch nicht mehr, als die beyden Worte: „unser König," ausgerufen hatte. Margarethe ahndete, was der Eilbothe nicht zu sagen vermochte, und ermahnte daher den Befehlshaber der Feste, sich der ersten Aufforderung zu ergeben, fand aber diesen nicht gleicher Meinung mit sich. „Lasset uns nicht übereilt handeln, gnädigste Frau!" antwortete er; „noch läßt sich nicht entscheiden, ob uns der Bothe die Annäherung eures Herrn und Gemahls, oder, wie ihr fürchtet, seine Verhaftung hat verkündigen wollen. Lasset uns einen oder etliche Tage harren, ob unser gnädigster Herr keinen Entsatz sendet, damit wir nicht uns und ihm durch zu frühzeitige Furcht schaden. Vielleicht sucht der Kaiser nur euch und eure Kinder in seine Gewalt zu bekommen, unsern gnädigsten Herrn hierdurch zum Frieden zu nöthigen." Was Albert von Aldungen sag-

te, fand bey Margarethen wenig Glauben; durch nichts konnte sie ihn aber bewegen, mit dem Anführer der kaiserlichen Völker in Unterhandlungen zu treten, um wenigstens die Freyheit ihrer Kinder durch die Übergabe der Festung zu erkaufen. Zurück gewiesen wurde der Herold, durch welchen der Graf von Eberstein, des Kaisers Kriegsoberster, Dreifels zur Ergebung auffordern ließ, worauf der Graf die Belagerung begann. Zwey Tage hatte Dreifels dem Angriffe der Belagerer widerstanden, und Albert von Aldungen suchte die zagende Margarethe durch die Hoffnung auf die Hülfe ihres Gemahls zu trösten. Gleich Anfangs hatte dieser Trost wenig Kraft auf sie bewiesen; jetzt verlor er sie ganz, und Margarethe drang immer mehr auf eine Unterhandlung „Gern," sprach sie, „will ich das traurige Geschick meines Gemahls theilen, gern im tiefsten Kerker schmachten, wenn ich nur meinen Kindern die Freyheit erhalten kann. Verlangt für sie von dem Grafen von Eberstein sicheres Geleite nach Wien zu meiner Mutter, wenn es auch mir nicht vergönnt werden sollte, sie zu begleiten."

Albert begann seine Unterhandlungen, deren glücklicher Beendigung Margarethe sich freute, als ihr Albert eine Schrift des Grafen von Eberstein brachte, in welcher er ihren Söhnen sicheres Geleite nach Wien versprach. Sie selbst sollte, begleitet von ihm, nach Worms gehen,

sich bey dem Kaiser von dem Verdachte ihrer Veranlassung Heinrichs zur Empörung zu rechtfertigen. Vermöchte sie dieses gegen ihren gütigen Richter; so sollte es ihr dann frey stehen, ihren Söhnen nach Wien zu folgen, oder sie zurück zu rufen, und mit ihnen an einem andern Orte zu leben. Margarethens Freude über diesen glücklichen Ausgang ihrer Bedrängnisse war nicht von langer Dauer. Sie hatte Alberten aufgetragen, bey dem Grafen von Eberstein nach dem Schicksale ihres Gemahls zu forschen, erhielt aber nicht die geringste Nachricht von ihm. „Kennt ihr Kriegsgebrauch so wenig," theilte ihr Albert die von dem Grafen erhaltene Antwort mit, „daß ihr jetzt schon zu wissen begehret, was ich euch erst sagen kann, wenn ich erfahre, ob eure Gebietherinn die Vergleichspuncte zwischen uns annehmen will, oder nicht?" — „O so eilt, es ihm zu sagen, daß ich sie annehme," antwortete ihm Margarethe, „damit ich bald etwas von meinem Herrn und Gemahle erfahre!" — Sie erfuhr wenig; daß sie in Worms ihn finden würde, war alles, was ihr der Graf Eberstein versicherte. Diese Zurückhaltung, zu welcher sie so ganz keine Ursache auffinden konnte, vermehrte ihre Besorgnisse. Bis jetzt hatte sie ihren Gemahl, den sie bey allen seinen Fehlern noch immer liebte, oder wenigstens mit der Treue einer Gattinn an allem, was ihn betraf, den lebhaftesten Antheil nahm, nur verhaftet geglaubt;

jetzt aber begann sie ein noch traurigeres Loos für ihn zu fürchten. Sie dachte zu günstig von dem Kaiser, ihn der Hinrichtung seines Sohnes fähig zu halten; oft aber stieg dieser furchterweckende Gedanke in ihr empor, weil sie bemerkte, daß der Blick des Grafen von Eberstein mitleidsvoll auf ihr ruhte, wenn sie nach ihrem Gemahle fragte, und weil sie dann immer nur die unbefriedigende Antwort erhielt, daß sie ihn in Worms wieder finden würde. An ihn schloß sich Furcht für ihre Kinder, und Mißtrauen gegen das Versprechen des Grafen, sie nach Wien bringen zu lassen. Mit diesen Besorgnissen in dem Busen, wie schwer mußte es da nicht der zärtlichen Mutter werden, von ihren Söhnen zu scheiden! Unzählig oft schloß sie einen um den andern in ihre Arme, sich mit ihnen zu setzen, und empfahl sie der Sorgfalt eines ihrer treuesten Diener, den sie ihnen zur Aufsicht mitgab. Doch das Schmerzliche des Abschiedes in einer solchen Lage, in welcher sich Margarethe befand, läßt sich nur empfinden. Wir wollen daher, statt eines vergeblichen Versuches, ihn zu schildern, nur noch die Nachricht hinzu setzen, daß Margarethe und ihre Söhne auf verschiedenen Wegen zu gleicher Zeit aus Dreifels abgeführt wurden.

Ende des ersten Theils.

O Gott — — dies meine Schwester Agnes die mann mir als ein so Blühendes Weib schilderte

Margarethe von Österreich,

Gemahlinn des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen.

Aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Zweyter Theil.

Hohenzollern,
bey Johann Baptist Wallishausser.
1792.

Wir verließen Margarethen auf dem Wege nach Worms: ehe wir ihr aber dahin folgen, müssen wir unsern Lesern erzählen, welche Begebenheiten dem Tage voran gingen, an welchem sich der Graf von Eberstein mit seinem Heere vor Dreifels lagerte, und sie zugleich mit den Unterhandlungen desselben mit dem Befehlshaber der Feste näher bekannt machen.

Von einigen Treulosen unter seinen Kriegern war Heinrich auf dem Wege nach Worms an den Kaiser verrathen worden. Sie wußten ihn von dem übrigen Theile seines Heeres hinweg zu locken, und führten ihn in einen Hinterhalt, wo ihn eine Schar kaiserlicher Krieger erwartete. Unterdessen ihn einige derselben nach Worms führten, zogen die andern Verstärkung an sich, und nahmen, durch die Verräther auf verborgenen Wegen geführt, eine vortheilhafte Stellung zwischen Dreifels und den Kriegern Heinrichs. Diese wurden mit dem Schicksale ihres Anführers nicht eher bekannt, bis sie ihre vorigen Kampfgenossen mit dem Feinde vermengt

sahen, wodurch die Verrätherey derselben deutlich wurde.

Der Graf von Eberstein ließ seinen Gegnern durch einen Herold die Verzeihung des Kaisers anbiethen, wenn sie die Waffen niederlegen würden, im entgegen gesetzten Falle aber mit Acht und Strafe drohen. Nur wenige blieben ihrem Herrn treu, ergriffen die Flucht, indessen sich die andern über das Anerbiethen des Grafen berathschlagten, und beschlossen, nach Dreifels zu gehen, den Willen Margarethens und Alberts von Aldungen zu vernehmen. Da sich der Graf von Eberstein zwischen ihnen und dieser Feste gelagert hatte, mußten sie sich derselben auf großen Umwegen nähern, daher das kaiserliche Heer sie eher erreichen konnte, ob es schon später aufbrach, als jene.

König Heinrich wurde ohne Verzug vor seinen Vater gebracht, dessen Zorn, so bald er ihn erblickte, von den Regungen väterlicher Liebe besiegt wurde. Noch ein Mahl both er ihm Vergebung an, wenn er seine Schlösser und Festen ihm überliefern würde; aber Heinrich, voll festen Vertrauens auf den Schutz des Papstes, der ihm zugesichert wurde, und voll Hoffnung, daß das kleine Häuflein seiner Getreuen, durch mailändische Hülfsvölker verstärkt, den Kaiserlichen bald würde überlegen werden, setzte der Güte seines Va-

ters halsstarriges Widerstreben entgegen, wodurch endlich der Kaiser zum heftigsten Zorne über ihn entflammt wurde.

Wehrlos und sein Gefangener befand sich jetzt sein Sohn vor ihm, erlaubte sich aber dennoch auf eine Art mit ihm zu sprechen, welche dem Kaiser die fürchterlichste Empörung von ihm erwarten ließ, so bald er fähig wäre, mit seinem Willen die nöthige Macht zu verbinden.

Friedrich verlangte die Überlieferung seiner Festen; aber Heinrich versicherte dagegen, daß seine Krieger sich nicht eher ergeben würden, bis Tod oder Wunden auch den letzten unter ihnen unfähig machen würden, sich länger zu vertheidigen; Friedrich suchte in seinem Sohne Erkenntniß des begangenen Unrechts und Reue zu erwecken, statt aber diese zu äußern, machte ihm Heinrich bittre Vorwürfe, daß er ihn durch seine Unfolgsamkeit gegen den Papst und durch die Strenge, mit welcher er über Neapel und Sicilien herrschte, der Gefahr ausgesetzt hätte, diese Reiche zu verlieren. — Denkt euch, theuren Leser! hierzu noch Friedrichs heftigen Charakter, und ihr werdet ihm verzeihen, daß er seinen verblendeten Sohn zur ewigen Haft abzuführen befahl.

Auch unter Friedrichs Höflingen befanden sich zuweilen geheime Vertraute des Papstes, die das Beste desselben mit rastloser Thätig-

keit zu befördern strebten. Von ihm mit dem Befehle versehen, den Stamm der Hohenstaufen zu fällen, suchten sie den Kaiser auch wider seine Enkel und die schuldlose Gattinn seines Sohnes zu erbittern. Margarethe, versicherte man ihn, hatte, mit ihrem Bruder einverstanden, nicht eher geraſtet, bis ihr Gemahl zur Empörung wäre hingerissen worden.

Das günstige Zutrauen, welches der Kaiser gegen Margarethen äußerte, da er bey dem Vater um die Hand derselben warb, belebte ihn jetzt nicht mehr; an seine Stelle war Argwohn getreten. Er maß Margarethen nach ihrem Bruder; ein Maßstab, der in der Hand des Kaisers um so weniger paſsen konnte, da ihn ein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Herzog von Österreich erfüllte, durch welches der Charakter desselben viel von seinem Werthe verlor. Hierdurch wurde sein Ohr den Verleumdungen geöffnet, durch welche ihn die Feinde seines Hauses wider Margarethen einzunehmen suchten. Er glaubte ihrer Versicherung, daß es von je her der Königinn unabläſsiges Bemühen gewesen wäre, in die Brust ihrer Söhne den Keim des Haſses gegen ihren Großvater zu legen und zu befruchten, und glaubte die erschütterte Ruhe nicht eher wieder hergestellt, bis Margarethe und ihre Söhne Heinrichs Schicksal

träfe. Er gab daher seinem Kriegsobersten, dem Grafen von Eberstein, Befehl, vor Dreifels zu rücken, um diese Feste zu erobern, und besonders Heinrichs Gemahlinn und Kinder, mit List oder Gewalt, in seine Hände zu bekommen.

Unterdessen sich der Graf von Eberstein nach Dreifels aufmachte, hatten sich auch die wenigen von Heinrichs Heere, die der Aufforderung des Grafen, sich an den Kaiser zu ergeben, nicht folgten, der Festung genähert. Da sie noch eine Tagereise von derselben entfernt waren, sandten sie einen Eilbothen voran, um ihre Ankunft zu verkündigen, und zugleich Nachricht einzuziehen, ob sie ihren Weg ohne Gefahr vor dem kaiserlichen Heere fortsetzen könnten. Der Abgeschickte kam, wie wir wissen, zu spät, und ein zweyter, den die Zurückgebliebenen ihm nachsandten, brachte die Nachricht von der Gegenwart des Grafen von Eberstein vor Dreifels zurück, von dessen Überlegenheit die Gefährten des Zurückkommenden genöthiget waren zurück zu fliehen.

Eberstein hatte von dem Kaiser Befehl erhalten, der Feste Dreifels so viel wie möglich zu schonen, und die Übergabe derselben, so wie Margarethens Verhaftung, durch List zu bewirken; durch den Ritter Albert von Aldungen wurde ihm die Ausführung des

kaiserlichen Befehls so viel wie möglich erleichtert. Albert war einer von den Miethlingen des Papstes, die sich den Untergang der Hohenstauffen zum Zwecke gemacht hatten. Er fand jetzt Gelegenheit, für die Erreichung desselben zu arbeiten, und unterließ nicht, sie zu benutzen.

Bekannt mit den Bemühungen seiner Gehülfen, Margarethen bey dem Kaiser der ersten Veranlassung zu der Empörung ihres Gemahls verdächtig zu machen, wendete er alles an, diesen Verdacht zu bestärken. Daher seine Weigerung, sich zu ergeben, so dringend ihn auch Margarethe bath. Mehr aber noch als diese zeugte sein Benehmen, während den Unterhandlungen mit dem Grafen von Eberstein, von seinen verrätherischen Absichten gegen die römische Königinn.

Versteckt hinter die Larve der kunstvollsten Verstellung hinterging er den Grafen von Eberstein, wie er Margarethen getäuscht hatte, oder Eberstein stellte sich wenigstens, als ob er ihm glaubte, weil die Verrätherey des Grafen seine Absicht erleichterte. Albert begann seine Unterhandlungen mit der Versicherung der lebhaftesten Reue, daß er sich durch Heinrichs hinreißende Überredung zur Verletzung der Treue gegen kaiserliche Majestät hätte hinreißen lassen, und betheuerte, daß er längst schon Beweise seiner Rückkehr

gegeben haben würde, wenn er nicht durch den Drang der Umstände wäre verhindert worden.

„Zufall," fuhr er fort, „dessen nähere Erzählung jetzt zu weitläuftig wäre, machte mich zum Anführer einer Rotte Empörer, die dem römischen Könige mit eiserner Treue anhingen. Mit ihnen in diese Feste geschlossen würde ich mein Leben gewagt haben, ohne kaiserlicher Majestät nützen zu können, wenn ich früher als jetzt einen Versuch gemacht hätte, meinen Eifer für das Beste des Reichs und für die gerechte Sache zu beweisen; nun aber soll mich nichts zurück halten können. Ihr sollt wissen, edler Herr, daß der Plan zu der Empörung des Königs, unter dem Beyrathe seiner Gemahlinn, von dem Herzoge von Österreich entworfen wurde, der auf diese Art sein Land durch Bayern zu vergrößern gedachte. Margarethe wußte ihre und ihres Bruders Gedanken so geschickt in das Gehirn unseres verführten Königs zu zaubern, daß er für seine eigene hielt, was fremde Eingebung war, und der ganze Plan ist durch des Königs Verhaftung nur verrückt, nicht aufgehoben worden. Der Herzog von Österreich und seine Schwester gedenken ihn auch ohne des Königs Beyhülfe auszuführen."

„Was ihr mir sagt, Herr Ritter, unter-

brach ihn der Graf von Eberstein, trifft vollkommen mit dem überein, was unserm gnädigsten Herrn berichtet worden ist."

„Und was ich hinzu setze," fuhr Albert fort, „wird euch die ganze Verschwörung noch heller durchschauen lassen. So bald ihr mich zur Übergabe auffordern ließet, suchte ich die Königinn zu überreden, daß sie sich nicht länger widersetzen möchte, um den gerechten Zorn kaiserlicher Majestät nicht noch mehr wider sich und die Ihrigen zu reizen; vergebens war aber meine Mühe, und ich mußte abbrechen, wenn ich nicht wagen wollte, ein Opfer der Wuth der Rotte zu werden, die Margarethe durch Schmeicheln und Geldauswerfen für sich eingenommen hatte. Alle schworen das Leben für ihre Königinn zu lassen, wodurch ich zu der nähmlichen Versicherung gezwungen wurde. Zurück weisen mußte ich also euren Herold, dem ich die Thore so gern geöffnet hätte, und nur eifrigst bemüht seyn, mir das Vertrauen der Königinn zu erhalten, das ich bisher besessen hatte, weil mein Eifer für das Beste kaiserlicher Majestät mühsame Verstellung gegen sie geboth."

„Unser gnädigster Herr wird euren guten Dienst zu belohnen wissen," erwiederte der Graf von Eberstein.

„Ich schätze mich für hinlänglich belohnt,"

versicherte Albert, „wenn es mir gelingt, unserm gnädigsten Herrn und dem gemeinsamen Besten zu nützen. Doch laßt mich meinen Bericht endigen! Die Königinn schmeichelte sich von ihrem Bruder Hülfe zu erhalten; allein von den Königen zu Ungarn mit einem Angriffe bedroht, meldete ihr der Herzog durch einen Bothen, der sich entweder durch die Eurigen stahl, oder einen von ihnen zum Verrathe erkaufte (denn ich weiß nicht, auf welchem Wege die Königinn das Schreiben erhielt, das sie mir von ihrem Bruder zeigte); genug, er meldete ihr, wie es ihm unmöglich wäre, sie jetzt zu entsetzen, weil er sich nicht eher öffentlich wider den Kaiser erklären könnte, bis er den Frieden mit Ungarn fest gegründet hätte. Er entschuldigte sein Unvermögen, und schloß mit dem Rathe, sich mit List aus der Verlegenheit zu helfen, in der sie sich befände, und mit ihren Kindern zu ihm zu flüchten. Diesem Rathe gemäß sandte sie mich zu euch, für sie und ihre Kinder gegen die Übergabe von Dreifels Freyheit zu erlangen; ein Begehren, das ihr, Herr Graf, nach meiner Hoffnung nicht erfüllen werdet: ist euch aber an der Erhaltung dieser wichtigsten Feste etwas gelegen, so stellt euch, als ob ihr es wolltet; denn Margarethens zauberische Gabe zu schmeicheln und für sich einzunehmen hat

sich auf Dreifels Vertheidiger so mächtig bewiesen, daß ich fürchte, sie werden sich nicht eher ergeben, bis die Mauern der Feste über ihren Leichnamen zusammen stürzen, wenn es ihnen nicht Margarethe selbst gebeut."

Einverstanden mit dem Ritter Albert, setzte nun Eberstein die Schrift auf, in welcher er Margarethen versprach, was er nicht zu halten gedachte, und ließ ihre Söhne, indeß die klagende Mutter nach Worms geführt wurde, zurück nach Dreifels bringen, wo er sie der Verwahrung eines treuen Dieners übergab.

* * *

Mit quälenden Besorgnissen um ihren Gemahl kam Margarethe nach Worms, wo ihre Furcht bald vermehrt wurde. Vier Tage vergingen, und noch sah sie dem Rufe, vor dem Kaiser zu erscheinen, um sich von dem Verdachte, in welchem sie bey demselben stand, zu rechtfertigen, vergebens entgegen; auch versprach ihr die Art, wie sie in ihrem Kerker behandelt wurde, wenig Gutes. Zwar hatte man die Bitte Sophiens von Prunn, ihrer leidenden Gebietherinn in den Kerker folgen zu dürfen, erfüllt, dem Kerkermeister aber und seinen Knechten bey harter Strafe verbothen, mit den Gefangenen selbst nur zu sprechen.

Margarethe wurde also von der quälend-

sten Ungeduld gefoltert, die von ihrem Gemahle Nachricht zu erhalten wünschte, und der Trost Sophiens, daß sie der Kaiser vielleicht nur allein hierdurch bestrafen wollte, fand wenig Eingang bey ihr. Im Gegentheile bemächtigte sich ihrer die Furcht, daß sie wäre hintergangen worden, und bange Besorgnisse für ihre Kinder traten an die Stelle der Ruhe, mit welcher sie zuvor an das Schicksal derselben gedacht hatte. Sophie both alle ihre Beredtsamkeit auf, in Margarethen wenigstens die Hoffnung zu erhalten, daß sich ihre Söhne unter dem Schutze ihres Oheims befänden; mit jedem Tage verstärkte sich aber die Furcht, die sie in der Gewalt ihrer Feinde ahndete, weil Margarethe das Versprechen des Grafen von Eberstein an sich selbst nicht erfüllt sah.

Ausschließend mit ihren Besorgnissen und dem Kummer beschäftigt, den jene hervor brachten, bekümmerte sich Margarethe wenig um den Hauptmann des Schlosses, in dessen Mauern sie seufzte; Sophien machte aber das Bestreben, etwas zum Besten der mitleidswürdigen Königinn thun zu können, aufmerksam auf alles, wodurch dieß vielleicht geschehen konnte. Genau beobachtete sie den Schloßhauptmann, welcher jederzeit den Diener begleitete, der Margarethen Speisen und Trank brachte, und freute sich, als sie zu

bemerken glaubte, daß sein Blick immer mitleidsvoll auf der Königinn ruhte.

Seit dem ersten Tage ihrer Verhaftung hatte weder Margarethe noch Sophie mit dem Schloßhauptmann oder seinem Diener gesprochen, weil sie ihnen gleich damahls durch Zeichen andeuteten, daß sie nicht antworten dürften; aber nach zwey Wochen wagte es Sophie, den Schloßhauptmann anzureden, da er sich eben eine Zeit lang bey ihr befand, gestützt auf die Hoffnung, die sie aus seinen mitleidsvollen Blicken schöpfte.

„Auf euch, gestrenger Herr," begann Sophie, „scheint die Macht der Unschuld, die so deutlich aus der Miene meiner gnädigsten Gebietherinn spricht, nicht sonder Wirkung geblieben zu seyn; o, daß sie euch bewegen könnte, etwas zum Troste der besten und unglücklichsten unter den Königinnen zu thun!"

„Freudig und treulich," öffnete der Schloßhauptmann seinen bis jetzt verschlossenen Mund, „wenn es sonder größerer Verletzung meiner Pflicht geschehen kann, als welcher ich mich jetzt schon schuldig mache, indem ich euch Rede stehe."

„O Dank euch, Mann mit Menschengefühl in der Brust!" trat jetzt Margarethe mit freudigem Erstaunen über die Rede des Stummen näher zu dem Schloßhauptmanne; „Dank euch, daß ihr für eine unschuldig Gekränkte

Mitleid äußert! O sagt, ich bitte euch, sagt, wo ist mein Gemahl, wo meine schuldlosen Kinder?"

„Möchte ich euch nur auf diese Frage eine mehr beruhigende Antwort geben können, als mir Wahrheit vergönnt!" erwiederte der Schloßhauptmann.

„O sprecht!" rief Margarethe; „verhehlt mir nicht die nackte schreckliche Wahrheit!"

„Wenigstens ist sie minder schrecklich, als ihr fürchtet," fuhr jener fort; „zwar dulden euer Herr und Gemahl und eure Söhne gleiches Schicksal mit euch" —

„Zur Wahrheit wäre also mein Verdacht bestätiget worden," unterbrach ihn Margarethe, „daß der Kaiser unerfüllt gelassen hätte, was er seiner Tochter, durch den Grafen von Eberstein, für sie und für seine Enkel zusagen ließ?"

„Ich weiß nicht," nahm der Schloßhauptmann das Wort wieder, „was Graf Eberstein euch versprach, und ob er es auf Befehl oder ohne Wissen kaiserlicher Majestät that; erfahren habe ich aber, daß sich die Prinzen, eure Söhne, auf der Feste Dreifels in sicherer Verwahrung, doch wohl gepflegt, befinden."

„O Gott!" seufzte Margarethe; „warum ließ ich Unglückliche mich hintergehen! Vergebt mir, meine Söhne! vergebt eurer Mut-

ter, daß die Angst, euch zu retten, sie zur Unbesonnenheit trieb! O daß ich bey euch wäre, um für euch wachen zu können, oder mit eurem Leben auch das meinige zu endigen!"

„Getrost, gnädigste Frau!" entgegnete der Schloßhauptmann, „ich hoffe, daß man für die Prinzen alle Sorgfalt haben wird, und gewaltsame Angriffe auf ihr Leben habt ihr gewiß nicht zu fürchten; denn den, der das wagte, würde unsres gnädigsten Herrn gerechter Zorn bestrafen."

„Und dieß," fragte Margarethe, „könnt ihr mit dieser Miene, die Biedersinn und Überzeugung ankündigt, mir sonder Verstellung sagen? Es gab eine Zeit, wo ich viel Vertrauen zu dem Kaiser hatte; aber könnt ihr mir es verargen, daß diese Zeit nicht mehr ist, da mich sein Kriegsoberster mit schändlicher List hintergeht, und der Kaiser selbst mich ungehört verdammt?"

„Ich schweige," antwortete der Schloßhauptmann; „aber wollte Gott, daß mein gnädigster Herr euch sähe; denn er würde gewiß zurück kommen von dem Argwohne, der ihn fesselt."

„Bemerkt ihr es," seufzte Margarethe, „daß aus diesem trüben Auge nicht verzweiflungsvolle Reue über vergangene Verbrechen, sondern die Schwermuth gekränkter Unschuld blickt?"

„Glaubt es mir, gnädigste Frau," versicherte der Schloßhauptmann, „ihr würdet vergebens gesucht haben, mir Rede abzugewinnen, wenn nicht in mir vollkommene Überzeugung von eurer Unschuld lebte. Eure Blicke zeugen schon deutlich von derselben; aber deutlicher wurden sie mir noch durch eure Gebethe, von denen ich einige belauschte. Verzeiht mir, daß ich dieß that; aber zu lebhaft war der Antheil, den ich, so bald ich euch sah, an eurem Schicksale nahm, um der Begierde, durch jenes Lauschen näher mit ihm bekannt zu werden, widerstehen zu können. Doch ich bin noch immer nicht wieder zu dem zurück gekehrt, was ich euch gleich Anfangs sagen wollte! Euer Herr und Gemahl und die Prinzen, eure Söhne, klagen, wie ihr, in dem Kerker, doch nicht ohne Hoffnung, der Haft bald entledigt zu werden."

„O wie willig wollte ich dulden, wenn ihr wahr sprächet!" rief Margarethe; und Freude mahlte sich seit vielen Wochen zum ersten Mahle in ihren Blicken.

„Überzeugt euch selbst," fuhr der Schloßhauptmann fort; „zornig befahl der Kaiser, euren Herrn und Gemahl von sich hinweg in den Kerker zu führen, weil er seine Vergebung nicht durch die Mittel verdienen wollte, die er ihm nannte. Aus den Selbstgesprächen eures Gemahls in dem Kerker hat

es sich ergeben, daß er sich schmeichelte, von seinen Getreuen und Verbundenen der Haft entrissen zu werden; der Erfolg bewies aber das Gegentheil. Jetzt brach der König in Klagen aus, die seine vorigen Hoffnungen kund gaben, und bath, daß es ihm vergönnt werden möchte, seinen Vater zu sprechen. Der Kaiser war nicht geneigt, seinem Verlangen gemäß zu handeln; doch der wackere Peter de Vineis *) wußte den Zorn desselben zu mäßigen, und ihn endlich dahin zu vermögen, daß er seinen Sohn vor sich ließ. Väterliche Liebe kämpfte jetzt mit dem Zorne des Kaisers, wurde zwar nicht Siegerinn, wirkte aber doch so mächtig zu dem Vortheile des Bittenden, daß ein zweyter Versuch ohne Zweifel allen Zorn des Kaisers verlöschen wird."

„Eure Hoffnung gründet sich auf trügliche Stützen," antwortete Margarethe.

„Ich fürchte nicht," endigte jener: „der Kaiser ist zum Mitleide bewegt; sein Kanzler sucht dasselbe noch mehr zu verstärken; und so bald ihm dieß nach seinem Wunsche gelungen ist, wird er den König noch ein Mahl vor seinen Vater bringen, damit er beyde versöhne."

---

*) Peter de Vineis, oder von Weingarten, war der Kanzler Friedrichs des Zweyten.

* * *

Wirklich hatte der Schloßhauptmann Margarethen nicht mit leeren Worten geschmeichelt. Peter de Vineis hatte erforscht, daß Heinrichs Empörung gegen seinen Vater ursprünglich ein Werk des Papstes gewesen war: und ob er schon dem Kaiser seine Entdeckung mittheilte, weil er seine Heftigkeit kannte, und daher befürchtete, daß dieß leicht Veranlassung zu einer neuen öffentlichen Fehde mit dem Papste geben könnte; so gab er sich doch alle Mühe, den Frieden zwischen dem Vater und dem Sohne wieder herzustellen, damit sie dann gemeinschaftlich den Absichten des Papstes entgegen, und der Beförderung ihres Besten gemäß handeln könnten. Seine Bemühungen blieben bey dem Kaiser nicht ohne Erfolg, doch auch nicht unbemerkt von den Anhängern des Papstes, welche nicht zögerten, ihnen entgegen zu arbeiten.

Der Thurm, in welchem Heinrich verhaftet war, lag außer den Mauern der Stadt, wodurch die Ausführung des Plans der Feinde Heinrichs und der Seinigen erleichtert wurde. Durch eine Summe Geldes erkauften sie sich den Befehlshaber der Besatzung des Thurms zum Vertrauten, schlossen dann mit einem Ritter, der sich vom Raube nährte, einen Vertrag, zur Nachtzeit einen Angriff auf den Thurm zu machen, zu welchem

sie ihn und seine Gesellen mit Feldbinden versahen, wie sie die Krieger des Herzogs von Österreich zu tragen pflegten. — Der Ritter hatte Befehl, mit seiner Schar die Flucht zu nehmen, so bald sich ihnen die Besatzung des Thurms lebhaft widersetzen würde; um aber doch auf dem Kampfplatze einen Todten zurück zu lassen, tödtete der Ritter einen Gefangenen, der in seinem Bergverließ schmachtete, und bewaffnete seinen Leichnam, den ein Knecht vor sich auf das Pferd nahm, ihn bey der Flucht herab zu werfen. — Der Angriff erfolgte nach dem verabredeten Plane. Mit Sturmleitern erstiegen einige die Seite des Thurms, wo Heinrich abwechselnd bald über die Härte seines Vaters, bald über den Betrug derjenigen klagte, die ihn verführt hatten, oder sich selbst Vorwürfe machte, daß er sich durch ihre List und durch seine eigene Heftigkeit und Herrschbegierde so weit hatte hinreißen lassen. — Die Besatzung des Thurms schlug die Angreifenden bald zurück, da es gegen die Absicht derselben war, sich mit Nachdruck zu vertheidigen, und der Befehlshaber der erstern verboth ihnen, diesen nachzusetzen, unter dem Vorwande, daß sie vielleicht absichtlich flöhen, um einer andern Partey, die sich mit ihnen zu gleichem Zwecke verbunden haben könnte, Gelegenheit zu geben, in das Innere des

Thurms zu dringen, und Heinrichs Kerker zu eröffnen. Die Besatzung begnügte sich daher, mit dem gefundenen Todten in den Thurm zurück zu gehen, und der Befehlshaber sorgte dafür, diesen Leichnam einem Vertrauten zu übergeben, weil jeder anderer es leicht bemerkt haben würde, daß er schon als Leichnam auf den Wahlplatz gekommen war.

Man eilte, von diesem Vorfalle dem Kaiser Nachricht zu geben, welchen die Kriegsmänner aus dem Thurme versicherten, an den Angreifern österreichische Feldbinden gesehen zu haben. Der Kaiser, eingenommen wider den Herzog Friedrich, zweifelte nicht an der Wahrheit dieses Vorgebens, ob es schon der Gebliebene, dem die Feldbinde fehlte, zu widerlegen schien. Wir wissen nicht, ob dieß aus Versehen geschehen war, oder ob man die Feldbinde absichtlich vergessen hatte, aus Furcht vor der Rache des Herzogs von Österreich, wider den man nicht ohne Vorsicht handeln wollte. — Nutzlos gemacht wurden hierdurch mit einem Mahle alle Bemühungen des Kanzlers de Vineis, den Kaiser mit seinem Sohne zu versöhnen. Friedrichs Zorn stieg zu einem noch nie erreichten Grade, und traf Heinrichen und alle die Seinigen in gleichem Maße. Vineis konnte den Kaiser nun durch nichts bewegen, seinen Sohn noch ein Mahl zu sehen, oder Margarethen zu erlauben, sich zu

vertheidigen. — Ihr Verlangen, als sie zu Drtifels mit dem Grafen von Eberstein unterhandelte, galt dem Kaiser als vollkommener Beweis ihrer Einstimmung in den Plan ihres Gemahls und ihres Bruders, so unverdächtig es ihm auch, genau erwogen, hätte scheinen müssen, daß die bedrängte Margarethe, bey der Wahl eines Zufluchtsorts, zuerst an ihr Vaterland dachte.

Um nichts unversucht zu lassen, den Zorn des Kaisers über seine unglücklichen Kinder zum unverlöschlichen Feuer zu entflammen, erkaufte man auch einen von den Astrologen des Kaisers, der ihn nach Deutschland begleitet hatte *). Er widerrieth dem Kaiser Heinrichs Freylassung, wider welche sich jener ohnehin schon erklärt hatte, und nun durch seinen Hofwahrsager in dem gefaßten Entschlusse noch mehr befestiget wurde. — Er beschloß, die Gefangenen in einige feste Schlösser nach Apulien bringen zu lassen; um aber ihrer sichern Verwahrung daselbst um so gewisser versichert zu seyn, wollte er ihre Abführung so lange verschieben, bis er

*) Daß Kaiser Friedrich unablässig einige oder mehrere Astrologen in seinem Gefolge hatte, deren Raths er sich bey jedem nur einiger Maßen wichtigen Vorfalle bediente, ist so bekannt, als daß sie öfters aus den Sternen verkündigten, wozu sie durch Geld erkauft wurden.

selbst nach Italien zurück kehren würde, wo sie ihm dann unter hinlänglicher Begleitung nachfolgen sollten, doch immer in gehöriger Entfernung von ihm, um ihn weder durch ihre Klagen zu beunruhigen, noch durch ihren Anblick zum Mitleide zu reizen. — Bis dahin glaubte er seinem Sohne keinen sorgfältigern Hüther geben zu können, als den Herzog Otto von Bayern, von welchem er erwartete, daß er seinen Gefangenen, aus Haß gegen denselben, wohl verwahren würde, wenn er es auch nicht aus Treue gegen ihn selbst thun sollte, obgleich der Kaiser auch aus dieser Rücksicht keine Ursache hatte, an Ottens strenger Aufsicht zu zweifeln.

* * *

Margarethe blieb indessen noch in Worms, so wie ihre Söhne auf der Feste Dreifels. Durch den theilnehmenden Schloßhauptmann erfuhr sie bald, daß die schönen Hoffnungen, die er in ihr belebt hatte, mit einem Mahle waren vernichtet worden, und nun gesellte sich zu den Besorgnissen, die sie schon zuvor gefoltert hatten, auch Furcht für ihren Bruder. Sie wußte, daß der Kaiser ohnehin wider ihn aufgebracht war, ahndete, daß der Zorn desselben gegen ihn noch mehr entbrennen würde, als wider ihre Söhne, da diese Unschuldigen selbst von dem Scheine frey waren, der allerdings wider den Herzog sprach,

und dennoch die Schuld ihres Vaters mit ihrer Freyheit büßen mußten.

Das Leben einer Gefangenen gibt wenig Stoff zu Unterhaltung, wenn die Geschichte der Gefangenschaft nicht mit thätigen und wirksamen Versuchen zur Befreyung von innen und von außen verbunden ist, und dieß war bey Margarethen so wenig der Fall, als bey ihrem Gemahle oder ihren Söhnen. Alle, welche sich für die Befreyung hätten verwenden können, waren entweder hierzu jetzt außer Stande, oder nicht dazu geneigt.

Vergebens waren die Schreiben, welche die Herzoginn Theodore an den Papst, den Kaiser und seinen Sohn, an Prinzen Conrad, ergehen ließ, für die Befreyung ihrer Tochter und ihrer Enkel so viel zu thun, als in ihren Kräften stand. Der Papst versicherte sie, daß er sich bey dem Kaiser thätig für ihre verhafteten Kinder vermitteln wollte; allein er that dieß so lau, daß sein Schreiben freylich keinen Eindruck auf den Kaiser machen konnte, der selbst bey den dringenden Bitten Theodorens unerschüttert blieb.

Conrad war gewohnt, den Willen seines Vaters beynahe ungeprüft für das Beste zu halten und alles genau aus dem Gesichtspuncte zu betrachten, aus welchem es jenem erschien. Er handelte dieser Gewohnheit auch jetzt gemäß, vielleicht nicht ohne Beymischung

des Eigennutzes, der in dem Busen Conrads, wie in so vielen Menschen, zuweilen die Stimme über den Zuruf brüderlicher Liebe erhob.

Zwar sagt die Geschichte nichts Bestimmtes von seinem Benehmen gegen den verhafteten Bruder; doch glauben wir, ohne Furcht, Conraden zu viel zu thun, dreist vermuthen zu dürfen, daß es nicht so war, wie allerdings ein Bruder gegen den andern handeln sollte, wenn wir uns an Conrads Verfahren gegen seinen jüngern Bruder Heinrich erinnern. Der jüngere Heinrich stand Conraden weniger im Wege, als der ältere; an jenen mußte ihn Geschwisterliebe wahrscheinlich mehr fesseln, als an diesen; denn diesen hatte er kaum ein oder zwey Mahl gesehen: jener lebte oft mit ihm zugleich an dem Hofe seines Vaters, und dennoch — — Doch ihr alle, theure Leser! wisset wohl, daß der jüngere Heinrich als Conrads Opfer fiel.

Die lebhafteste Theilnahme des Schloßhauptmanns an ihrem Schicksale machte Margarethen beherzt zu einem Versuche, ob nicht vielleicht dieser gefällige und mitleidige Mann etwas für ihr Bestes thun würde.

„Ihr nehmt Theil an meinen Leiden," sprach sie einst zu ihm; „könnte ich mir auch wohl Verminderung derselben von euch versprechen?"

„Ich würde den Tag, wo ich euch diese gewähren könnte, für den glücklichsten meines Lebens schätzen," antwortete der Schloßhauptmann.

Margar. Habt ihr keinen Bekannten in Dreifels, auf dessen Treue und Gefälligkeit ihr euch so fest verlassen könntet, als ich der eurigen vertraue?

Schloßh. Als ich euch versicherte, daß sich die Prinzen, eure Söhne, unter der Aufsicht des wackern Hugo von Bergheim wohl befinden würden, so weit dieß, getrennt von ihren Ältern, möglich ist, setzte ich, wo ich nicht irre, hinzu, daß Hugo mein vieljähriger Freund ist.

Margar. Und gleichen die Gesinnungen dieses Mannes gegen mich und meine Söhne wohl den eurigen? Wird er für unser Bestes so willig etwas thun wollen, wie ihr es versprecht?

Schloßh. Die Übereinstimmung in den Gesinnungen und Urtheilen, welche dem Freundschaftsbunde zwischen mir und meinem Hugo zum Grunde liegt, ist so vollkommen, daß ich mich noch keines Beyspiels erinnern kann, wo wir verschieden gedacht hätten; besonders aber stimmen wir gewiß vollkommen in dem Eifer, euch nützlich zu werden, und in der Überzeugung eurer Unschuld überein. Gebt mir Gelegenheit, gnädigste Frau,

euch meines Freundes gleiche Gesinnungen mit mir zu beweisen.

Margar. Ich fürchte, daß ihr diesen Beweis verweigern werdet, so bald ich euch das Mittel nenne, durch das ich ihn erhalten könnte.

Schloßh. Solltet ihr etwas von mir verlangen können, was meine Pflicht und die meinem gnädigsten Herrn gelobte Treue verbeut?

Margar. Etwas, wozu Menschenpflicht euch auffordert. Daß es ungerecht ist, meine Söhne die Schuld ihres Vaters büßen zu lassen, ist, wie ich hoffe, so wenig einem Zweifel unterworfen, als daß Menschenliebe einen jeglichen, der zu helfen vermag, aufruft zur Hülfe, wenn er die gekränkte Unschuld leiden sieht.

Schloßh. Ein Unmensch wäre der, welcher sich der Hülfe weigerte, und dabey doch fähig wäre, sie zu leisten.

Margar. Das Letztere seyd ihr, das Erstere nicht. Auf daher, wackrer Mann, mit eurem Freunde, meine Söhne zu retten!

Schloßh. Vermöchte ich das auf erlaubten Wegen, ich würde es mit Gefahr meines Lebens freudig wagen; auf unerlaubten aber sey es fern von mir, damit mein graues Haupt nicht noch mit Schande bedeckt wird, ehe es hinab sinkt in die Gru-

be. Doch das könnt ihr, gnädige Frau, auch nicht wollen.

Margar. So oft ihr mich auch versichertet, daß ihr an meiner Unschuld nicht zweifeltet, und daß ihr wünschtet, mir so thätig helfen zu können, als Mitgefühl gegen meine Leiden euch aufforderte, so machte ich doch nie einen Versuch, durch eure Hülfe meiner Haft entrinnen zu können. Bey all eurem günstigen Vertrauen zu mir müsset ihr dennoch die Möglichkeit annehmen, daß ich des von dem Kaiser bezüchtigten Verbrechens schuldig [illegible]yn könnte; daher eure Pflicht gegen den Kaiser euch verbiethen würde, für meine heimliche Befreyung etwas zu thun: aber welche Pflicht könnte euch verbiethen, für meine Söhne zu handeln, wie ich für mich selbst nicht von euch verlangte?

Schloßh. Die, welche ihr so eben nanntet. Unbedingt habe ich kaiserlicher Majestät Treue und Gehorsam geschworen, und jede Verletzung dieses Schwures würde mich zum Verräther, zum Verbrecher machen.

Margar. Aber, verzeiht mir diesen Vorwurf, werdet ihr bey dieser unverbrüchlichen Treue nicht ein Mitschuldiger der Ungerechtigkeit des Kaisers, ein Theilnehmer an derselben?

Schloßh. Ich bin kaiserlicher Majestät Diener, daher es mir nicht ziemt, die Be-

fehle, welche ich erhalten, auf der Wage der Gerechtigkeit abzuwägen, da mir meine Pflicht nur die Befolgung derselben befiehlt.

Margar. Ist diese heiliger, als Pflicht der Menschenliebe?

Schloßh. Ja und nein, gnädigste Frau, nachdem die Fälle sind. Wollten sich die Diener der Fürsten erlauben, die Befehle derselben nach ihren eigenen Begriffen umzuändern; so würden noch mehrere Unordnungen auf der Welt entstehen, als jetzt, wo die Diener der Fürsten zuweilen Beförderer ihrer Ungerechtigkeit werden. Vorstellungen zu machen, ist uns vergönnet; fruchten sie nicht, so gebiethet unsere Pflicht, dem erhaltenen Befehle treulich gemäß zu handeln, und das Urtheil über denselben dem zu überlassen, der einst die Fürsten nicht minder strenge richten wird, als den leibeigenen Knecht. Furcht für Gott und unverbrüchliche Treue gegen den Kaiser, meinen Herrn — dieß, gnädigste Frau, ist mein Glaubensbekenntniß. Könnte ich jemahls zur Verletzung dieser Treue bewogen werden, so wäret ihr, gnädigste Frau, die Einzige, die es vermöchte; aber dann müßte die Gefahr für euch und eure Söhne größer seyn, als sie jetzt wirklich ist.

Marg. Ich habe mich geirrt in euch! Mitleid habt ihr wohl, aber keinen Eifer zu helfen!

Schloßh. So scheint es euch, weil sich meine Kälte zu keiner Hülfe entschließen kann, die euch nur schaden, eure Lage verschlimmern würde. Gesetzt, daß ich mich so weit vergäße, gemeinschaftlich mit meinem Freunde Hugo an der Befreyung eurer Söhne zu arbeiten, was würde die unvermeidliche Folge hiervon seyn? Für euch und euren Herrn und Gemahl des Kaisers noch heftigerer Zorn; für die Prinzen härteres Gefängniß und Mangel an der Sorgfalt, die man jetzt sowohl für ihre Gesundheit als für ihre Ausbildung trägt.

Marg. Wer könnte meine Söhne zurück führen in die Haft, wenn sie sich unter dem Schutze ihres Oheims befänden?

Schloßh. Dem Kaiser würde dieß nicht unmöglich seyn, wenn es uns auch gelungen wäre, sie sicher nach Wien zu bringen, wozu wir doch fürwahr wenig Hoffnung haben.

Marg. Ihr seyd muthlos.

Schloßh. Nein, gnädigste Frau! nur leiten mich glühende Wünsche nicht irre. Vergesset nicht, in welche Gefahr ihr mit den Eurigen kommen würdet, wenn ich den Gedanken ausführen wollte, den mütterliche Liebe euch eingegeben hat. Jetzt habt ihr noch Hoffnung, daß die Verwendung eurer Freunde und des Kaisers väterliche Empfindungen bewirken werden, was gewiß schon geschehen

wäre, wenn nicht die List eurer Feinde des Kaisers Zorn aufs neue entflammt hätte; ganz würde aber diese Hoffnung verschwinden, wenn ein Versuch, eure Söhne zu befreyen, den Kaiser noch heftiger erzürnte, und zugleich den Argwohn verstärkte, der ihn wegen des Angriffs auf den Thurm einnimmt. Eifrigst bemühte sich der Kanzler, die Thäter zu entdecken; fruchtlos würde aber sein Bemühen seyn, wenn der Kaiser überzeugt würde, daß ihr selbst versuchtet, die Fesseln der Eurigen zu zerbrechen. Möchte dann Peter de Vineis dem Kaiser immer diejenigen nennen, welche den Angriff auf den Thurm machten; so würde er doch durch nichts von dem Argwohne können zurück gebracht werden, daß der Herzog, euer Herr Bruder, denselben auf euer Geheiß geleitet hätte.

* * *

Obgleich Margarethe bey näherer Prüfung der Meinung des Schloßhauptmannes den Beyfall nicht versagen konnte; so würde sie doch oft, wenn Drang der mütterlichen Liebe, durch die sie die nöthige Vorsicht vergaß, sie bestürmte, gern einen Versuch zur Befreyung ihrer Söhne gemacht haben, hätte sie nur jemand gewußt, dessen Hülfe sie sich hier bedienen könnte.

Sie wiederhohlte ihre Bemühungen bey dem Schloßhauptmanne, doch nie mit bes-

serm Erfolge, als das erste Mahl; und der Trost, mit welchem sie dieser, verbunden mit Sophien von Prunn, zu beruhigen suchte, machte wenig Eindruck auf sie. Wie konnte die Hoffnung, daß der Kanzler de Vineis des Kaisers verloschene Liebe gegen seinen verhafteten Sohn doch vielleicht wiederum entflammen vermöchte, Raum in ihr gewinnen, da sich bis jetzt noch so gar nichts ereignet hatte, was ihn nur einiger Maßen wahrscheinlich hätte machen können?

Einige Monden vergingen, und Friedrich blieb seinem Sohne und der Gemahlinn desselben noch immer gleich abgeneigt. Es war ihm schon verdrießlich, nur etwas von beyden zu hören; und wenn er ja denen, die für sie sprachen, nicht sogleich Stillschweigen geboth, so geschah es wenigstens, so bald sie ein wenig warm wurden, und ihn aufforderderten, seinen Sohn noch ein Mahl zu sehen, oder Margarethen die längst erbothene Rechtfertigung zu verstatten.

Zu jeder andern Zeit würde sich Herzog Friedrich für seine Schwester thätig vermittelt haben: jetzt aber befand er sich in einer Lage, die es ihm unmöglich machte. Ein Krieg mit Ungarn erforderte alle seine Kräfte, und gab Veranlassung zu neuen Unruhen in seinem Lande, die bald nach der Beendigung jenes Kriegs völlig ausbrachen. Doch

wir glauben, unsern Lesern hiervon etwas mehr sagen zu müssen.

Das Jahr zuvor, in welchem auch Herzog Friedrich seine Schwester Constanze mit dem Markgrafen Heinrich von Meissen vermählt hatte, feyerte der alte König Andreas von Ungarn seine Vermählung mit der jungen Beatrix von Este. Er lebte jetzt mit dem Herzoge von Österreich in Frieden, war der Gast desselben gewesen bey den Festen, die er der Vermählung seiner Schwester zu Ehren feyerte, und ladete ihn nun zu sich nach Ungarn ein, an den Feyerlichkeiten seiner Vermählung Theil zu nehmen.

Bisher hatten die Ungarn in dem Herzoge von Österreich nur einen furchtbaren Feind gesehen; jetzt kam er als Freund zu ihnen, und erwarb sich in wenig Tagen die Achtung des größten Theils der Nation. Auf den ersten Blick gefiel Friedrich durch seine männlich schöne Gestalt, und der erste günstige Eindruck wurde verstärkt, je näher man mit ihm bekannt wurde.

Wirklich war auch der Herzog von Österreich nicht der fühllose Tyrann, als welchen ihn Peter de Vineis späterhin in einer Schrift verschrie, in welcher sich der Kaiser, durch die Feder eines Kanzlers, wegen seines Verfahrens gegen den Herzog rechtfertigte; nicht der zügellose Wollüstling, welchen ihn einige

parteyische Geschichtschreiber neben dem Tyrannen nennen, sondern ein Fürst, der in den Jahrbüchern als einer der würdigsten prangen würde, hätte er nicht mit Heftigkeit und Hitze unbezähmtern Ehrgeiz verbunden, wodurch seine übrigen achtungswerthen Eigenschaften verdunkelt wurden. In den letzten Lebensjahren seines Vaters war es Friedrichs eifrigstes Bestreben gewesen, sich nach demselben zu bilden, und vielleicht hätte er sein Vorbild vollkommen erreicht, wäre nicht Leopold der Glorreiche von seinem Sohne zu früh hinweg gerissen worden, oder hätte sich nur nicht gleich zu Anfange seiner Regierung so viel vereinigt, was theils seinen Ehrgeiz entflammte, theils seinem Lande schadete, und seinen Unterthanen Gelegenheit gab, sich über ihn zu beklagen.

Von seiner Wohlthätigkeit haben wir euch, theure Leser, bereits ein großes Beyspiel erzählt: auch habt ihr schon Beweise seines Heldenmuths erhalten, und in der Folge wird sich noch sein Gleichmuth zeigen, den die widrigsten Begegnisse nicht zu erschüttern vermochten. Durch diese Vorzüge allein hat sich vielleicht schon mancher Fürst einen großen Nahmen erworben, und Friedrich verband mit demselben noch mehrere. Er regierte selbst, war im Felde und in seinem Staatsrathe gleich unermüdet, ein Feind der Ver-

stellung und der Schmeicheley, getreu gegebenem Worte, und wußte wahre Verdienste in jedem Stande zu schätzen. Ausgerüstet mit diesen Vorzügen, sahen ihn die Ungarn, die um so mehr von ihm eingenommen wurden, weil sie seine Fehler nicht kannten: seinen unersättlichen Ehrgeiz und den Leichtsinn, mit welchem er bösen Rath annahm, und sich selbst zuweilen beynahe ganz umzuwandeln schien, wenn er auf diese Art Befriedigung jener heftigsten seiner Leidenschaften erwarten konnte.

König Bela schien über die deutlichen Beweise der Achtung, die viele seiner Unterthanen dem Herzoge von Österreich gaben, unruhig zu werden, weil er vielleicht fürchtete, daß sie ihm in der Folge nachtheilig, oder wenigstens in der Ausführung des Plans, den sein unversöhnlicher Haß wider den Herzog von Österreich entworfen hatte, hinderlich werden könnte. Er ließ dem Herzoge seine Gesinnungen nicht undeutlich merken, um ihn hierdurch zu vermögen, Ungarn bald wieder zu verlassen.

Friedrich übersah die Unfreundlichkeit des Königs Bela, und kehrte nicht eher in sein Land zurück, bis die lange dauernden Lustbarkeiten, zu welchen ihn König Andreas eingeladen hatte, geendigt waren. Nun schied er von dem Könige Andreas mit gegenseitigen

ungehäuchelten Versicherungen künftig ununterbrochener Freundschaft, bemerkte aber deutlich, daß Bela nur denselben aus Höflichkeit beystimmte. Er blieb gleichgültig hierbey, weil er den rauhen Charakter des jungen Königs von Ungarn, so wie die Abneigung desselben gegen ihn, kannte, und verließ Ungarn mit der Hoffnung, daß die Achtung, die er sich bey vielen Großen des Reichs erworben hatte, diese abhalten würde, in einen Kriegszug wider ihn zu willigen. Andreas genoß das Glück nicht lange, das er in den Armen seiner jungen Gemahlinn gefunden hatte. Er starb wenig Monden nach seiner Verbindung mit ihr. Sein Tod gab die Losung zu Unruhen im Reiche. Unmittelbar nach demselben forderte Bela mehrere der ansehnlichsten seiner Lehnsleute, denen er die Veranlassung zu einem Mißverständnisse beymaß, das einige Zeit zuvor zwischen ihm und seinem Vater geherrscht hatte, vor Gericht, beraubte sie der Würden, die sie im Staate besaßen, oder zog ihre Güter ein, und vertrieb einige aus dem Lande. Auch der jungen Wittwe seines Vaters, die sich bey den Ungarn beliebt gemacht hatte, begegnete er auf eine Art, die sie mit Besorgnissen für sich und ihr noch ungebornes Kind erfüllte, und zu dem Entschlusse bewog, in männlicher Kleidung aus Ungarn nach Italien zu flüchten.

Die Ungarn begannen in geheim zu murren, besonders diejenigen, welche der Zorn des Königs schon getroffen hatte, oder jene, die seinen Ausbruch noch befürchteten. Sie erinnerten sich des Herzogs von Österreich, und sandten einige der Ihrigen nach Wien, den Herzog von Ungarn einzuladen, und ihm eine Krone anzubiethen, die er aber freylich mit gewaffneter Hand dem König Bela entreißen mußte, bevor er sie auf sein Haupt setzen konnte. Diese Abgesandten der unzufriedenen Ungarn erschienen vor dem Herzoge von Österreich wenig Zeit nach der Zusammenkunft desselben mit dem Kaiser an der österreichischen Grenze. Friedrich war damahls, wie sich unsere Leser noch erinnern werden, mit dem Gedanken beschäftigt, den König Bela anzugreifen, damit er ihm, von dem er selbst einen Angriff befürchtete, zuvor kommen möchte. Die Abgesandten fanden demnach den Herzog noch mehr geneigt, ihrer Aufforderung gemäß zu handeln, als sie sich, bekannt mit dem Reize, den eine Krone für den größten Theil der Menschen hat, ohnehin schon schmeichelten. Friedrich versprach ihnen, ein zahlreiches Heer auszurüsten, dessen er sich zur Erreichung ihrer Absicht bedienen wollte, und sie gaben ihm dagegen die Versicherung, daß sie sich unmittelbar nach der Zurückkunft in ihr Vaterland, mit allen gleich denkenden verei-

nigen, und ihm gerüstet entgegen kommen wollten. Ein Abgeschickter der ungarischen Mißvergnügten, durch welchen sie den Herzog von Österreich berichten ließen, daß sie, vereinigt mit allen Ungarn, die Muth für ihre Freyheit beseelte, bereit ständen, ihren König Friedrich zu empfangen, und, geführt von ihm, die Fesseln zu zerbrechen, mit welchen Bela, der Unterdrücker ihrer Freyheit und Verächter ihrer Gerechtigkeiten, sie belastet hätte, traf in Wien zu gleicher Zeit mit einem Eilbothen ein, der dem Herzoge die traurige Bothschaft von der Verhaftung Margarethens und der Ihrigen brachte.

Ein Heer von mehr als dreyßig tausend tapferer Krieger war ausgerüstet, dem Herzog, in das Feld zu folgen; aber Friedrich schwankte einige Augenblicke, ob er mit ihnen den Ruf des Ehrgeizes und der Länderbegierde, oder der Aufforderung der Liebe für seine Schwester, gemäß handeln sollte. Von der letztern erhitzt, wollte er im Feuer der ersten Augenblicke mit seinen wackern Kriegsmännern vor Worms eilen, und von dem Kaiser die Befreyung seiner Schwester und ihrer Kinder verlangen; kühlere Überlegung führte aber die Änderung seines Entschlusses herbey. Er fand es äußerst gefahrvoll, sich öffentlich wider den Kaiser zu erklären; dagegen schien aber seiner Hoffnung die Eroberung

von Ungarn ein so leichtes Werk, daß er sie in wenig Wochen zu beendigen gedachte; und der Abgesandte der Mißvergnügten wußte durch Versicherungen von der Stärke seiner Partey diese riesenmäßige Hoffnung zu nähren.

In dieser Zeit, glaubte Friedrich, könnte vielleicht die Lage seiner Schwester eine vortheilhafte Wendung nehmen; und wenn dieß nicht geschehen sollte, so schmeichelte er sich, daß seine Worte auf den Kaiser tiefern Eindruck machen würden, als jetzt, wenn er dann als König von Ungarn sprechen könnte. Er entließ also den Abgeschickten der Mißvergnügten mit dem Versprechen, des andern Tages mit seinem Heere aufzubrechen.

Ohne Widerstand zu finden, drang er nach Ungarn ein, fand aber hier nicht, was er erwartet hatte. Der Plan der Mißvergnügten war dem Könige Bela verrathen worden, und die Anstalten, die er zur Zerrüttung desselben getroffen hatte, waren so wirksam, daß Herzog Friedrich vergebens auf das Heer wartete, das nach dem Versprechen der Ungarn nicht fern von der Grenze zu ihm stoßen sollte.

Bela hatte sich der Häupter der Empörung bemächtigt; und derselben beraubt, wagten es die andern Theilnehmer nicht, sich unter dem österreichischen Panniere zu versammeln.

Friedrich erfuhr bald den veränderten Gang der ungarischen Angelegenheiten; doch entsank ihm deßhalb der Muth nicht. Er hoffte, daß es ihm nicht schwer werden würde, über ein Heer zu siegen, dem viele nur gezwungen folgten, hoffte, daß mit dem Anfange des Gefechtes ganze Scharen den König von Ungarn verlassen, und zu ihm übergehen würden, und erwartete muthig die Ankunft des Königs von Ungarn.

Bela kam nicht so schnell, als Friedrich erwartete, weil er fürchtete, was dieser hoffte, und daher nicht eher in das Feld zu gehen wagte, bis er der Getreuen so viele unter seinem Heere versammelt hatte, daß er dann den Sieg noch zu erhalten hoffen konnte, wenn auch ein Theil seiner Krieger die Partie des Herzogs nehmen sollte. Theils um den zögernden Bela zur Eile zu reizen, theils auch um seinen Kriegern so wohl Beschäftigung zu geben, als sich den Habsüchtigen unter ihnen gefällig zu machen, vergönnte ihnen Friedrich, was damahls in jedem Kriege geschah, Verheerung des Landes und Plünderungen, um ihre Seckel zu füllen; nur hielt er sie zurück, sich allzu tief in das Land zu wagen. Bey aller Hoffnung des Sieges vergaß Friedrich die nöthige Vorsicht nicht, die ihm verboth, sich weit von seinen Grenzen zu entfernen, um sich nach einem unglücklichen Aus-

gange des Treffens in sein Land zurück ziehen zu können.

Mit reicher Beute hatten sich die Österreicher beladen, als einige Kundschafter die Nachricht brachten, daß sich das ungarische Heer, geführt von Bela und seinem Bruder Kalmann, heran näherte. Friedrich sah nun die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr fern; eine große Anzahl seines Heeres hatte die Erfüllung des ihrigen schon erreicht. Sie wünschte Beute, Friedrich Sieg, oder, um bescheidener zu reden, als der junge Held dachte, ein Treffen, ein Wort, das Friedrich dem Streitbaren mit dem Worte Sieg für gleich lautend galt.

Durch den Herzog mit höherem Muthe beseelt, harrten sonst seine Mannen und Knechte des Zeichens zum Angriffe nicht weniger ungeduldig, als er des Augenblicks, wo er es geben konnte, und flogen ihm dann muthig nach unter die Reihen ihrer Gegner; heute aber gab ihnen die Bothschaft, daß der Feind heran zöge, keine allgemeine Freude. Beutemachen folgt sonst dem Siege nach; dieß Mahl war es der Schlacht vorgegangen, und mancher Österreicher, dem die Beute größern Werth hatte, als der Ruhm des Siegs, wurde durch den Gedanken beunruhigt, sie zu verlieren. Diese Furcht brachte bey einigen Anführern des Heeres, deren Tapferkeit Fried-

rich bisher geschätzt hatte, ohne zu wissen, daß Raubsucht, die nur eine Quelle war, aus welcher sie floß, den Entschluß zur Flucht hervor, damit sie die erbeuteten Schätze nicht vielleicht verlieren möchten. — Furcht, von ihren bessern Brüdern, in denen Ehrgefühl und Treue gegen ihren Herrn lauter sprach, als niedriger Geldgeiz, zurück gehalten und feindlich behandelt zu werden, verhinderte sie, ihren feigen Entschluß auszuführen, bis sie von den Ungarn angegriffen wurden, kaum aber waren sie mit diesen handgemein geworden, als sie sich umwendeten, ihre Kampfgenossen in Unordnung brachten, und diese zur Flucht mit sich fort rissen.

„Lasset uns fliehen, Brüder," suchten sie ihren schändlichen Verrath zu entschuldigen, „um unsere Hände nicht mit unschuldigem Blute zu beflecken, das in einem ungerechten Kriege vergossen wird!"

Vergebens wendete Friedrich alle Mittel an, sie zurück zu rufen; mit der größten Eile flohen sie fort, und Friedrich zitterte vor Verdruß, mit ihnen vor einem Feinde fliehen zu müssen, den er so zuversichtlich zu besiegen gehofft hatte. Wahrscheinlich wäre ihm auch der Sieg nicht entgangen, wenn sich die Seinigen nicht solche schändliche Verrätherey erlaubt hätten; denn unter dem ungarischen Heere befanden sich viele Mißvergnügte, die

mit dem Vorsatze in das Feld gingen: sich für den Herzog von Österreich zu erklären, so bald sich nur der Sieg auf seine Seite neigen würde. — Zum Glücke für die Österreicher, aber auch zur größern Schmach für diejenigen unter ihnen, die zuerst flohen, und ihre Gefährten mit sich fortdrängten, war es nur ein Theil des Vortrabs von dem ungarischen Heere, der sie in die Flucht schreckte. Diese Schar war zu klein, die Fliehenden zu verfolgen, was die Ungarn auch um so weniger wagten, da sie die unerwartete Flucht des sonst so tapfern Herzogs für eine Kriegslist hielten. — Ohne Verlust erreichten die Österreicher die Grenzen ihres Vaterlandes, wo Friedrich hoffte, daß sie wenigstens nun Stand halten würden: gleich nutzlos aber bediente er sich der dringendsten Vorstellungen, und als diese nicht fruchten wollten, Drohungen, wie sie gerechter Zorn ihm eingab.

„Wir ziehen nicht unser Schwert zu einem ungerechten Kriege!" riefen die Verräther, und eilten mit der gemachten Beute ihren Burgen zu, sie daselbst zu bergen, wenn ihnen die Ungarn vielleicht nachkommen sollten.

Ganz hätte der König Bela seinen Vortheil verkennen müssen, hätte er nicht gethan, was die Österreicher befürchteten. Mit seinem ganzen Heere fiel er in das österreichische Land, und rächte die Verheerungen, über die

ein Theil der Seinigen klagte, durch noch fürchterlichere. Friedrich konnte sich den Feinden nicht widersetzen, weil sein Heer durch die Entflohenen um mehr als die Hälfte war vermindert worden. Mit den Treugebliebenen mußte er sich nach Wien zurück ziehen, wohin ihm die Feinde nachfolgten, und das Land bis vor die Mauern der Residenz verwüsteten. Von den Seinigen gänzlich verlassen sah sich der Herzog genöthigt, den Frieden durch eine große Geldsumme zu erkaufen, die er in verschiedenen Fristen zu bezahlen versprach. — Auch im Getümmel des Kriegs vergaß zwar Friedrich seine Schwester nicht; nur konnte er sich ihrer nicht so nachdrücklich annehmen, wie er im Frieden hätte thun können. Vereinigt mit seinen Schwägern, dem Markgrafen von Meissen und dem Herzoge von Braunschweig, würden ernstliche Vorstellungen bey dem Kaiser nicht ohne Erfolg geblieben seyn, da der Monarch der Feinde schon so viele hatte, um die Zahl derselben durch drey der mächtigsten deutschen Fürsten noch zu vermehren. Daß Friedrich so wohl an den Kaiser als an seine Schwäger schrieb, war alles, was er thun konnte, freylich aber nicht genug, die Veränderung der Lage Margarethens zu bewirken.

Der Kaiser wußte zu genau, in welcher Verlegenheit der Herzog von Österreich sich

jetzt befand, um ihn zu fürchten; und der Markgraf von Meissen, so wie der Herzog von Braunschweig, wagten es nicht, sich für Margarethen mit etwas mehr, als Bitten, zu verwenden, so oft und dringend sie auch von ihren Gemahlinnen aufgefordert wurden, die leidende Schwester zu schützen, und sie der Rache des Kaisers zu entreißen. Hätte sich Herzog Friedrich in einer andern Lage befunden, so würden seine Schwäger vielleicht mehr gethan haben, als ihnen nun Furcht vor der Rache des Kaisers, und Sorgfalt für ihre eigene Sicherheit und Ruhe, erlaubten.

* * *

Der Kaiser änderte seinen Vorsatz, Margarethen samt den Ihrigen nicht eher nach Italien abführen zu lassen, bis er selbst dahin zurück kehren würde. Er beschloß jetzt, Margarethen und ihre Kinder ohne Verzug aus Deutschland zu entfernen, seinen Sohn aber noch länger in der Verwahrung des Herzogs von Bayern zu lassen.

Den Kaiser endlich einmahl zum Verhöre Margarethens zu bewegen, versicherte ihn Peter de Vineis, daß ein großer Theil der Bürger zu Worms ganz für den Vortheil der Gefangenen eingenommen, und von ihnen ein Aufstand zu befürchten wäre, wenn nicht

Überzeugung von Margarethens Schuld die Neigung der Bürger für sie umänderte.

Wirklich wurde Margarethe von dem größten Theile der Wormser beklagt. Sie war nie zuvor in Worms gewesen; aber der Schloßhauptmann und alle, die sie in ihrem Kerker sahen, wußten so viel Entschuldigendes und so viel Gutes von ihr zu sagen, daß der Glaube an ihre Unschuld in Worms beynahe allgemein wurde.

Ob der Schloßhauptmann aus der Absicht handelte, sich für die Befreyung Margarethens zu vermitteln, geht aus der Geschichte so wenig deutlich hervor, als es sich entscheiden läßt, ob die günstige Stimmung, in welcher sich die Wormser gegen Margarethen befanden, wirklich eine so thätige Theilnahme an ihrem Schicksale vermuthen ließ, als Peter de Vineis gegen den Kaiser äußerte. Genug: Friedrich bezweifelte seine Versicherungen nicht; und vorher schon durch die Bitten vieler Fürsten für Margarethen besorgt gemacht, wollte er nicht länger zögern, sie an einen Ort zu bringen, dessen Sicherheit ihn von der Furcht befreyete, Margarethens Freunde möchten vielleicht durch Gewalt zu vollbringen suchen, was ihre Bitten nicht auszurichten vermöchten.

Die nahe Vermählung des Kaisers mit

der schönen Isabelle von England war vielleicht ein Grund mehr, Margarethen in einen andern Kerker zu bringen. Friedrich wollte seine Vermählung zu Worms feyern, und fühlte ohne Zweifel, daß es einen widrigen Eindruck auf seine Gemahlinn machen könnte, wenn sie gleich bey ihrer Ankunft bemerkte, daß in den Mauern der Stadt, die jetzt von Freude widerhallen sollte, Unzufriedenheit über ihren Gemahl wohnte. Ein Einfall seines Kanzlers gab dem Kaiser Gelegenheit, Margarethen hinweg bringen zu lassen, ohne die Unzufriedenheit der Wormser noch mehr wider sich zu reizen.

Der Kanzler forderte ihn auf, über Margarethen Gericht zu halten, und wenn sie aus demselben gereinigt von dem Verdachte hervor gingen, der sie bis jetzt noch träfe, die Feste bey seiner Vermählung durch ihre Freylassung zu verherrlichen. Der Kaiser antwortete nicht bestimmt hierauf; doch ließ seine Antwort vermuthen, daß er geneigt wäre, der Aufforderung des Kanzlers gemäß zu handeln. Hierdurch hoffte er die Wormser zu beruhigen, und rechnete, wenn sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sähen, auf das Fesselnde der Freuden, durch die er sie bey der Feyer seiner Vermählung zu zerstreuen gedachte.

Sobald de Vineis den Kaiser verlassen

hatte, traf derselbe unverzüglich die nöthigen Anstalten, Margarethen in geheim aus Worms bringen zu lassen. Er ließ den Schloßhauptmann zu sich rufen, wider dessen Treue er nicht den geringsten Argwohn hatte: denn absichtlich hatte der gute Mann gegen den Kaiser nichts zum Vortheile Margarethens erwähnt, um sich nicht vielleicht bey ihm verdächtig zu machen, und sich hierdurch die Gelegenheit zu benehmen, Margarethen nützlich zu werden, und durch seine Freunde für ihr Bestes zu wirken.

Denkt euch, liebe Leser, das Schrecken dieses mitleidigen Mannes, als ihm jetzt der Kaiser vertraute, daß er Margarethen die nächste Nacht in der Stille aus ihrem Gefängnisse wollte abhohlen, und nach Apulien bringen lassen, und ihm zugleich verboth, von Margarethens Entfernung gegen irgend jemand, so wohl in dem Gefängnisse als in der Stadt, etwas bekannt werden zu lassen.

„Allgemein," sprach er, „muß sie noch in deiner Wohnung geglaubt werden; und wehe dir, wenn du das Gegentheil bekannt machst, ehe wir es dir befehlen!"

„Die Treue," antwortete der Schloßhauptmann, „mit der ich bis jetzt alle Befehle Eurer Majestät befolgte, wird mich auch jetzt nicht verlassen: erlaubt aber, gnädigster

Herr, eurem Diener die Bitte, meine erhabene Gefangene begleiten zu dürfen, damit ich für ihre Gesundheit sorgen kann, die seit der Dauer ihrer Haft viel gelitten hat."

„Dieß kann ein Anderer so wohl, als du," äußerte der Kaiser mit finsterm Blicke einen Verdacht, der sich seiner gegen die Treue des Schloßhauptmanns bemächtigte; „du hast nichts weiter zu thun, als unsere Befehle zu befolgen, und zu schweigen."

Von dem Kaiser hinweg, ging der Schloßhauptmann zu Margarethen, die bey seinem Eintritte sein trüber Blick schon ängstlich machte. Eine noch mehr beunruhigende Nachricht befürchtend, hörte Margarethe die Bothschaft, daß sie nach Italien gebracht werden sollte, gleichmüthig an.

„Hat das Schicksal einmahl über mich beschlossen;" erwiederte sie, „daß mein Leben in dem Kerker sich verzehren soll, so gilt es mir gleich, wo ich es ende, und in welchem Lande dereinst die Asche der Unschuldigen modert, welcher der Leiden bitterster Kelch beschieden war."

„Seyd fröhlich, gnädigste Frau!" tröstete sie Sophie. „In einem andern Lande, besonders in Italien, wo für Geld alles feil ist, findet ihr vielleicht eher einen Mann, der durch überspannte Begriffe von Treue nicht

zurück gehalten wird, dem Aufrufe der Menschenliebe und des Mitleids zu folgen."

„Leidiger Trost!" klagte Margarethe. „Was nützte mir die Freyheit, wenn mein Gemahl und meine Kinder noch in dem Kerker schmachteten! O Gott, ich werde nun so weit von ihnen getrennt; und, glaube es mir, liebe Sophie, auch im Kerker gibt es Trost, seine Lieben nicht fern von sich zu wissen, wenn es uns schon nicht vergönnt ist, sie zu sehen!" Diesen geringen Trost, von welchem Margarethe sprach, erhielt sie bald nachher. Aus einem Schreiben von seinem Freunde, Hugo von Bergheim, hatte der Schloßhauptmann erfahren, daß Margarethens Söhne in ein Schloß nach Apulien gebracht werden sollten. Er eilte, diese Neuigkeit ihrer Mutter mitzutheilen, in welcher er, verbunden mit Sophien, die Hoffnung belebte, ihre Söhne in Italien zu finden.

Aufgerichtet durch diese Hoffnung, verließ Margarethe ihren Kerker zu Worms mit einer Freudigkeit, die wohl schwerlich viele Gefangene gefühlt haben, wenn ihnen das Gefängniß nur geöffnet wurde, um es mit einem andern zu verwechseln. Schmerzliche Gefühle durchschütterten sie wohl, da sie sich dem Lande näherte, in welches sie ihr Gemahl als Königinn hatte führen wollen; doch wurden sie von der Hoffnung besiegt, ihre Söhne

wieder zu sehen, die auf dem Wege reichliche Nahrung fand. An vielen Orten erforschte Margarethe, daß ihre Söhne kurz vor ihr durchgereist waren.

Es hatte Sophien geglückt, einen ihrer Begleiter in so fern zu ihrem Vertrauten zu machen, daß er ihr von den jungen Prinzen berichtete, so viel er hatte erfahren können. Auch versprach er ihr, einen Brief an ihren Bruder in Österreich zu besorgen, welchem Sophie ein Schreiben von ihrer Gebietherinn an den Herzog beyzulegen gedachte, so bald sie das Ziel ihrer Reise würde erfahren haben.

Nur der Anführer der Schar, die Margarethen begleitete, wußte den Nahmen des Schlosses, wohin sie gebracht werden sollte, und Sophiens Freund gab sich vergebliche Mühe, seinem Befehlshaber einen Nahmen abzulocken, den er gegen seine Gefährten erst auf der letzten Tagereise nennen sollte, doch nicht ohne vorher gegangene Ermahnung, ihn zu verschweigen.

Wir wissen nicht, durch welche Mittel Sophie sich einen ihrer Begleiter so ganz zu eigen machte; doch bezeugt die Geschichte, daß er ihr mit dem Eifer eines vieljährigen Freundes diente. Er verschaffte ihr alles zum Schreiben nöthige Geräthe, das sie in ihren Kleidern verbarg, sich an dem Orte, wohin sie mit der Königinn gebracht werden würde,

einige Tage zu verweilen, und sich zur Nachtzeit um ihr Gefängniß herum zu schleichen, um ihr Gelegenheit zu geben, ihm das Schreiben an ihren Bruder herab zu werfen. Wenn ihr aber dieses durch zu strenge Aufsicht oder ein anderes Hinderniß unmöglich gemacht werden sollte, so würde er selbst nach Österreich zu ihrem Bruder gehen, ihm das Schloß zu nennen, in welchem sie lebte.

Es war die Feste Sanct Felice in Apulien, wohin Margarethe zur sichern Verwahrung geführt wurde. Absichtlich hatte der Kaiser nur die wichtigsten Festungen gewählt, weil der Versuch auf den Thurm vor Worms, der noch immer nicht aufgehellt war, ihn bewog, ähnlichen zuvor zu kommen. Wider Sanct Felice konnte nur ein zahlreiches Heer etwas unternehmen; und daß ein solches zu der Befreyung Margarethens in das Feld rücken sollte, glaubte der Kaiser nicht befürchten zu müssen, ob er schon argwohnte, daß vielleicht der Herzog von Österreich, oder ein Freund Margarethens eine kleine Schar beherzter Männer absenden könnte, sie aus ihrer Haft zu befreyen, wenn sie sich an einem Orte befände, wo eine geringe Zahl etwas auszurichten vermöchte.

Mit einer Freude, als ob sie bald das Ende aller ihrer Leiden erreichen würde, näherte sich Margarethe dem Orte ihrer Bestimmung;

denn zuversichtlich hoffte sie ihre Söhne hier zu finden, weil ihr Sophie, nach den Nachrichten ihres Vertrauten, versicherte, daß die Prinzen mit ihren Begleitern den Tag zuvor des nähmlichen Weges gezogen wären, auf welchem sie sich jetzt befänden. Vergebens öffneten sich aber Margarethens Arme, als sie nun in ihr Gefängniß geführt wurde, und die Hoffnung, ihre Söhne zu sehen, sie so thätig beschäftigte, daß ihre Arme sich unwillkürlich ausbreiteten, sie zu umfangen. — Ihre Hoffnung war so fest in ihr geworden, daß sie nicht sogleich von ihr schwand; sie glaubte, man verberge ihre Söhne nur aus Schonung von ihr, damit sie ihr Anblick unvorbereitet nicht zu heftig erschüttern sollte; und voll dieser Zuversicht forderte sie ihre Begleiter auf, sie zu ihren Kindern zu bringen. Jetzt endigte sich die Täuschung ihrer Hoffnung mit einem Mahle, und der heftigste Schmerz trat an ihre Stelle, da sie erfuhr, daß ihre Söhne nicht hier wären, durch nichts aber ihre Begleiter bewegen konnte, ihr zu entdecken, wo sie sonst sich befänden. — Nutzlos bestürmte Margarethe die harten Männer mit der Beredtsamkeit und den dringenden Bitten der zärtlichen und besorgten Mutter; ihre Begleiter entschuldigten sich mit dem Befehle des Kaisers, und verließen Margarethen, trostlos über die Ungewißheit, in wel-

cher sie sich wegen des Schicksals ihrer Söhne befand. — Zwey Tage vergingen, ehe sie ihren Schmerz so weit mäßigen konnte, dem Rathe Sophiens zu folgen, und das Schreiben an ihren Bruder aufzusetzen, für dessen Ablieferung Sophie gesorgt hatte. — Des Erfolges, den diese treue Dienerinn vor ihrer Ankunft zu Sanct Felice erwartet hatte, schmeichelte sie sich nun freylich nicht mehr von dieser Zuschrift. Er traf genau mit der Furcht zusammen, die den Kaiser bewogen hatte, Margarethen in eine Festung bringen zu lassen, deren Betrachtung Sophien ohne Mühe überzeugte, daß jeder Versuch, durch die Hülfe einer kleinen Schar muthiger Männer, die Freyheit zu erlangen, vergebens seyn würde. Dennoch schien ihr die Absendung des Briefes nöthig, um so wohl ihren gefälligen Freund, den sie schon die verflossene Nacht unter ihrem Gefängnisse bemerkt hatte, nicht vergebens warten zu lassen, als auch Margarethens und ihren eignen Verwandten Nachricht von ihrem Schicksale zu geben. — Sophiens glückliches Temperament, das in allen Lagen und Verhältnissen immer nur das Erfreuliche und Tröstliche aufzusuchen pflegte, und den geringsten Anschein von Hoffnung so lange nährte, bis sie in derselben Beruhigung fand, sah in der Gefangenschaft zu Sanct Felice mancherley, was ihr Veranlassung zu

Hoffnungen, und Mittel zum Troste ihrer kummervollen Gebietherinn gab. — Man begegnete Margarethen hier mit größerer Ehrerbiethung, als in Worms; die schönen Zimmer, in welchen sie sich befand, wurden nur durch eiserne Gitter vor den Fenstern einem Gefängnisse ähnlich; auch war es den Gefangenen vergönnt, in dem Hofe des Schlosses, von welchem sie einen Theil bewohnten, frische Luft zu schöpfen, und mit ihren Begleitern unter den Zitronenbäumen zu rasten, die sich in dem Hofe befanden; und es war nicht, wie zu Worms, ihren Hüthern verbothen, mit ihnen zu sprechen. Für Margarethen, die sich jetzt ausschließend mit den Gedanken an ihre Kinder beschäftigte, war das Sprechen ihrer Hüther wenig besser, als Schweigen. Sie konnten ihr nicht sagen, was sie allein zu wissen verlangte; daß ihre Söhne durch Sanct Felice gegangen wären, — war alles, was ihre wiederhohlten Fragen erforschen konnten, und dieß wußte sie ja schon längst. So lange sie in Worms gelebt hatte, blieb ihr Vertrauen auf die Versicherung des Schloßhauptmanns, daß sie für das Leben ihrer Söhne nichts zu fürchten hätte, unerschüttert; jetzt aber schien es sie ganz verlassen zu haben.

„Warum," sprach sie zu Sophien, „würde man mir den Aufenthalt meiner Söhne zu

sorgfältig verbergen, wenn man mir einen andern nennen könnte, als das Grab?"

„Und warum, gnädigste Frau," erwiederte Sophie, „biethet sich euch nicht eine Ursache dieser Verheimlichung dar, die weit wahrscheinlicher ist, als der fürchterliche Argwohn, mit welchem ihr euch quält? Unfehlbar sucht der Kaiser zu verbergen, in welchem Kerker ihr seufzet, und in welchem eure Söhne klagen, damit eure Freunde keinen Versuch machen können, euch oder sie zu befreyen. Aus einem ähnlichen Grunde trennt er euch wahrscheinlich auch, weil auf diese Art so wohl die Ausforschung eures Aufenthaltes, wie eure Befreyung selbst, schwerer wird, als wenn ihr euch alle in einem Kerker befändet. Doch meine Gebietherinn sey getrost; denn gewiß wird der Kaiser selbst ihr bald den Kerker öffnen. Zeigt nicht alles rings um euch, daß ihn jetzt mildere Gesinnungen gegen euch beleben, als da ihr noch im Kerker zu Worms schmachtetet?"

„O, meine Sophie!" bewies Magarethe, wie wenig der Trost ihrer Dienerinn auf sie wirkte; „ich fürchte, diese Bequemlichkeit, diese Vorzüge, durch welche sich unser jetziges Gefängniß von jenem zu Worms auszeichnet, sind die einzige Wohlthat, die ich mir von der Härte des ungerechten Kaisers versprechen kann. Bange Ahndung sagt es mir, daß für

mich keine Erlösung aus diesem Kerker ist. Friedrich brachte mich hierher, um meinen Nahmen aus dem Gedächtnisse der Deutschen zu tilgen, und um versichert zu seyn, daß niemand ihm das Opfer entreißen kann, das er dem ungerechtesten Argwohne schlachtet. Meinen voran gegangenen Söhnen bald nachzufolgen in das Reich der Schatten — dieß, meine Sophie, ist die einzige Hoffnung, die mir Trost gibt."

Lange strebte Sophie vergebens, ihrer Gebietherinn andern Trost zu geben; lange mußte sie sich bemühen, das Fünkchen der Hoffnung des Lebens ihrer Söhne, welches mütterliche Liebe in Margarethens Busen entzündete, zur wohlthätigen Flamme anzufachen, ehe sie nur einigen Erfolg ihres rastlosen Bestrebens bemerkte.

* * *

Unterdessen Margarethe in dem Kerker zu Sanct Felice ihre Tage verjammerte, war Kaiser Friedrich mit seinen Gästen zu Worms fröhlich, und freute sich in Isabellens Armen des schönen Looses, das er gezogen hatte.

Im fortdauernden Rausche der Freude, der mehrere Tage an einander kettete, erinnerten sich die Bürger zu Worms Margarethens nicht, welche sie überhaupt nicht so lebhaft beschäftigte, seit sie aufgehört hatte, der Gegenstand der Gespräche des Schloßhaupt-

manns und seiner Diener zu seyn. Zuweilen gedachte zwar wohl ein Mitleidiger der leidenden Königinn, wenn er dem Platze vorüber ging, wo Margarethens Kerker war; aber seine Empfindung stand den frohen Gefühlen der Menge so sehr entgegen, um sich weit zu verbreiten.

Der Kanzler de Vineis war der einzige, der den Kaiser an Margarethen erinnerte; aber auch er schwieg, als der Kaiser unwillig wurde, daß er seinem Gedächtnisse etwas zurück rief, was ihn in dem Genusse seiner Freude störte. Jetzt erst sagte ihm der Kaiser, daß Margarethe zu Sanct Felice lebte, und setzte hinzu, daß die Art ihrer Gefangenschaft zu milde Strafe für ihr Verbrechen wäre. — Ähnlichen Erinnerungen, wie er von seinem Kanzler erhalten hatte, auszuweichen, ging er von Worms nach Mainz, wohin er eine Reichsversammlung betagt hatte, vor ihr über das Schicksal seines Sohnes und der Gattinn und Kinder desselben zu entscheiden. Er machte den versammelten Fürsten das Verbrechen derselben kund, sprach viel von dem Schmerze, welchen es ihn, den Vater, kostete, jetzt ein so strenger Richter seyn zu müssen, wie des Reichs gemeinsames Bestes erheische, und beschloß seine Rede damit, daß er seinen Sohn feyerlich der königlichen Würde entsetzte.

Heinrich hatte immer unter den Reichsfürsten wenig Freunde gehabt, weil er mit vielen unter ihnen oft in dem Tone gesprochen hatte, der den Erzbischof Engelbert von ihm entfernte, und weil er ihrem Rathe weniger zu folgen pflegte, als dem Rathe der geheimen Diener des Papstes, die sich bey ihm befanden, ihn mit seinem Vater zu verzwisten, und das ganze Reich zu verwirren suchten. Durch sein Verfahren gegen den Herzog von Bayern hatte er das Mißtrauen der Fürsten noch mehr aufgeregt, daher sich jetzt keiner seiner annahm. Von ihren Gemahlinnen aufgefordert sprachen zwar der Markgraf von Meissen und der Herzog von Braunschweig für seinen Vortheil; allein nur wenig laue Worte, die der Sache Heinrichs keine andere Wendung geben konnten. Der Herzog von Österreich, der sich thätig für ihn würde verwendet haben, war auf dem Reichstage zu Mainz nicht gegenwärtig, weil ihn das aufglimmende Mißvergnügen in seinem Lande zurück hielt.

Unmittelbar nach dem geschlossenen Frieden mit dem Könige von Ungarn hatte Herzog Friedrich einige der ersten Anführer seines Heeres ihrer Würden entsetzt, um sie für die Treulosigkeit zu bestrafen, der sie sich in Ungarn gegen ihn schuldig gemacht hatten. Diejenigen, welche dieses Loos traf, waren

aus den vornehmsten Häusern in Österreich, dagegen die Männer, die er zu den Stellen der Entsetzten erhob, aus niedrigerm Stande waren. Ohne Rücksicht auf die Geburt sah Friedrich nur auf wahres Verdienst, und gab diesen Männern die erhabensten Posten, mit der vollen Überzeugung, daß sie denselben nicht so wenig Ehre machen würden, als ihre Vorgänger. Dennoch fand seine Wahl keinen Beyfall; denn der Stolz vieler Grafen und reicher Bannerherren empörte sich, Männern gehorchen zu müssen, die zum Theil ihre Lehnsträger waren. Dieß gab die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit in Österreich, zu welcher sich bald mehrere Gründe gesellten.

Der Vorrath in Friedrichs Schatzkammer reichte bey weitem nicht hin, die große Summe zu bezahlen, womit er von dem Könige Bela den Frieden zu erkaufen gezwungen war. Er sah sich daher genöthigt, alle Güter und Häuser in seinem Lande mit einer Steuer zu belegen, deren Bezahlung freylich vielen lästig wurde, weil sie noch an den Wunden bluteten, die ihnen der ungarische Krieg geschlagen hatte. — Besonders beschwerten sich die Kirchen und Klöster über Bedrückungen; denn auch sie mußten nach dem Willen des Herzogs einen Theil der Lasten tragen, die Friedrich auf die Schultern aller seiner Unterthanen legte. Er wurde gedrängt, von dem

Könige von Ungarn mit einem neuen Kriege bedroht; viele der Geschützten verweigerten die Bezahlung der Auflagen — was konnte Friedrich sonst thun, als sie mit Strenge und Gewalt einfordern?

Doch erlaubt uns, theure Leser! euch ein Gespräch des Herzogs mit seiner Mutter mitzutheilen, in welchem er sich gegen dieselbe entschuldigte. Möget ihr dann entscheiden, ob seine Entschuldigungen gültig waren! Uns liegt nur ob, getreulich zu referiren.

* * *

Theodore. Noch ein Mahl, mein Sohn! ein fürchterliches Ungewitter zieht sich über deinem Haupte zusammen; wende es ab, da es noch möglich ist.

Friedr. Hat euch vielleicht wieder ein Abt oder Ritter, der auch einen Beytrag zu den Donnerkeilen zu liefern gedenkt, mit seinen Beschwerden behelligt?

Theod. Der Abt zu Mölk war bey mir, klagte über die unerträgliche Last, die du seinem Kloster aufgebürdet hättest, da es der Hülfe selbst so nöthig hätte, um die Verwüstungen herzustellen, welche die Ungarn in seinen Gebäuden und auf seinen Äckern anrichteten.

Friedr. (bitter) Hättet ihr doch den ehrwürdigen Vater ermahnet, von denen Ersatz seines Schadens zu fordern, die mit Beute

belastet aus Ungarn zurück kehrten, sich auf ihren festen Schlössern des reichen Gewinns freuten, und der Klagen nicht achteten, die aus rauchenden Klöstern und brennenden Hütten der Landbewohner, angezündet von den Rotten der Ungarn, zu ihren Bergfesten empor drangen. Diese Verräther waren es, die mittelbar ihr Vaterland verheerten! Ich verzieh ihnen, behandelte sie so milde, als von wenigen an meiner Statt würde geschehen seyn, und nun lohnen sie mir mit beyspiellosem Undanke.

Theod. Traurig nur für dich und für dein ganzes Land, daß so vielen gerechte Beschwerde gilt, was du Undank nennst!

Friedr. Ich weiß es schon, Mutter, daß auch ihr unter diese vielen gehört.

Theod. Ein Vorwurf, der mich kaum zur Hälfte trifft. Beystimmen muß ich denen, die über dich klagen, wenn sie deinen Krieg mit Ungarn eine ungerechte Fehde nennen —

Friedr. (sie unterbrechend) O Mutter, es sind gewiß wenige Kriege so gerecht, als dieser war! Habt ihr vergessen, daß ich durch ihn nur einem Angriffe des Königs Bela zuvor kam? Und war ich wohl zu tadeln, daß ich den Aufforderungen so vieler Ungarn folgte, die mich zu ihrem Könige wünschten? Die Ungarn sind ein freyes Volk, und hatten gerechte Beschwerden über ihren König

Bela. Schon gewohnt, sich in ihren Bedrängnissen an die Herzoge in Österreich zu wenden, suchten sie Hülfe bey mir; ich war willig, sie ihnen zu geben, und gewiß würden die Ungarn jetzt schon erkennen, daß sie in mir keinen Unmündigen auf ihren Thron gehoben hätten, wäre mir nicht durch schändliche Verrätherey einiger raubgierigen Edlen die Krone entrissen worden, die ich mit wenig Mühe errungen haben würde.

Theod. Ich will dir die Antwort, die ich dir hierauf schon mehrmahls gab, nicht wiederhohlen, damit dein Blut nicht in noch größere Wallung kommt, als die Erinnerung an die verlorne Krone ohnehin schon hervor bringt.

Friedr. (mit Wärme) Wahrlich, diese weniger, als die Gedanken an den schändlichen Verrath der Vornehmsten meiner Lehnsleute, und an den Undank, mit dem sie mir es vergelten, daß ich sie nicht nach Verdienst züchtige! Schien ihren strengen Begriffen von Gerechtigkeit der Krieg mit Ungarn ungerecht, warum sagten sie es nicht, als sie den Feldzug jauchzend mit mir anfingen, oder dann, da sie an der gerechten Beute ihre Augen weideten? War das, was sie erbeuteten, gerecht erworbenes Gut, wie konnte der Krieg ungerecht seyn, der ihnen Gelegen-

heit gab, sich damit zu bereichern? Nein, es leidet keinen Zweifel, daß sie sich dieses Vorwandes nur bedienten, ihrer Flucht das Schändliche zu benehmen, das sie nach dem Urtheile des Unbefangenen hat.

Theod. Wie in dem meinigen. Aber wozu, mein Sohn, jetzt zurück schweifen in die vergangene Zeit, da die Gegenwart unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert?

Friedr. Gewiß würde dieß nicht der Fall seyn, wenn sich meine Unterthanen mehr mit der ersten beschäftigten. Sie würden dann schweigen, und sich mit mir verbinden, um eine Last abzuwälzen, welche der Verrath einiger unter ihnen auf ganz Österreich wälzte. Ohne diese Treulosigkeit wäre gewiß der Sieg mein gewesen, und Ungarns Schätze würden jetzt den Wohlstand in Österreich vermehren, statt daß wir nun gezwungen sind, mit den unsrigen die Wuth des Barbaren Bela zu versöhnen. Doch laßt uns annehmen, daß der Krieg mit Ungarn wirklich ungerecht, und nur eine Folge meines Strebens nach einer königlichen Krone gewesen wäre; könnte selbst dann mein Volk zu den Klagen berechtiget seyn, und zu der hartnäckigen Widerwärtigkeit gegen die Schätzung, mit der ich es, von Noth gedrängt, beschweren muß? O Mutter, wenn ihr gerecht seyd, so müßt ihr Nein antworten. Ich hätte ge-

fehlt; fehlte aber die Hälfte meines Volks nicht noch gröber, da Treulose sich zum Aufruhre gegen mich verbanden, und das Erbe meines Vaters mir zu entreißen trachteten? Ich verzieh den Verbrechern, steuerte der allgemeinen Noth, so viel ich es vermochte, und half selbst denen, die kurz zuvor ihr Schwert wider mich gezogen hatten. Nicht um mich mit meinen Thaten zu brüsten, sondern nur zur Rechtfertigung meines jetzigen Verfahrens erlaubt mir die Erinnerung, ob wohl der Abt zu Mölk und mehrere seiner geistlichen Brüder ihres Leichnams jetzt so gemächlich pflegen könnten, hätten nicht meine Spenden nach der glücklichen Stillung des Aufruhrs, ihre Gotteskasten gefüllt. Dieß haben sie vergessen, und wollen solchen jetzt, da ich ihrer Hülfe bedarf, nicht öffnen; handle ich ungerecht oder tyrannisch, daß ich meine Kriegsknechte über die Geizigen schicke, das Schloß, welches ihren Mammon verwahrt, mit den Schwertern zu zersprengen?

Theod. Machte ich dir jemahls diesen Vorwurf? Nein, mein Sohn! du entfernst dich nur von dem Rathe der Klugheit, der die Strenge, mit welcher du verfährst, verbeut, wenn schon Gerechtigkeit sie nicht tadeln kann.

Friedr. Aber dringt mich nicht unvermeidliche Nothwendigkeit? Fürwahr, Bela wird

nicht fragen, ob meiner Unterthanen Gemächlichkeit und Geiz die Summe mir bewilliget hat, die ich ihm nächstens zahlen muß. (heftig) Mutter, ich kann es nicht verhindern, daß Unwille meine knirrschenden Zähne zusammen schlägt, so oft mich der Gedanke foltert, daß feige Verräther die Schmach über mich gebracht haben, einen Frieden erkaufen zu müssen, den ich durch mein Schwert gewiß glorreicher würde erfochten haben. Friedrich von Österreich mußte den Zorn Bela des Vierten mit Gelde versöhnen, zur Demüthigung und gerechten Strafe, daß er aus Eroberungssucht einen ungerechten Krieg mit ihnen begann — wird vielleicht mancher Mönch in die Chronik seines Klosters schreiben, und in meinem Nahmen einen Schandfleck andichten, von dem die Nachwelt nicht wissen kann, ob er Wahrheit oder Lüge ist.

Theod. Darum, mein Sohn, hüthe dich, daß dieser Nachricht in den Chroniken der Klöster die Klage nicht beygesetzt wird: er erpreßte von unserer Armuth einige Mark löthigen Silbers, das etliche Brüder unsers Convents gesammelt hatten, zur Linderung der Noth der bedrängten Christen im Morgenlande ihr Scherflein beyzutragen.

Friedr. Glaubt ihr wohl, Mutter, daß Bela sich um einen Nachruhm bekümmern, aus Rücksicht auf ihn mir eine längere Frist

zur Zahlung stellen wird? Ihr wisset, wie ich euren Rath oft so vortrefflich fand, und wie ich ihn dann freudig und dankbar benutzte; aber — verzeiht meine Aufrichtigkeit — jetzt kann ich ihn in Wahrheit nicht für so weislich erkennen, als ich ihn oft bewunderte.

Theod. Gebe Gott, mein Sohn, daß du es nicht zu spät erkennst, wie wohl du dich auch jetzt bey der Befolgung desselben würdest befunden haben.

Friedr. Sonderbar, daß ich jetzt eurer Blick schärfen muß, da er doch sonst so hell ist! Genauere Prüfung wird euch beweisen, daß Klugheit mir die Handlungsweise vorschreibt, die ich bisher befolgt habe, und daß die Strenge, zu welcher ich mich, fürwahr wider meinen eigenen Willen, zwingen muß, wohlthätig für meine Unterthanen ist. Nach ihren Kräften verlange ich von ihnen einen Beytrag zu den allgemeinen Bedürfnissen: ihrer ganzen Habe würden aber viele verlustig werden, wenn ich die fest gesetzte Frist nicht einhielte, und Bela ließe dann die Rotten seiner Räuber wieder in mein Land strömen, damit sie den zehnfachen Werth der Summe raubten, deren Bezahlung ich ihm verweigerte.

Theod. Warum aber siehst du nur auf den König von Ungarn, nicht auf den Kaiser, der sich seit der unglücklichen Zeit, wo

du dich zur Verbindung mit seinem aufrührischen Sohne verirrtest, noch mehr wie Bela, als dein Feind beweist.

Friedr. Auf ein Mahl von zwey Gefahren bedroht muß man der größten und gewissesten unter ihnen auszuweichen suchen, und der kleinern nicht achten, wenn man auf dem nähmlichen Wege, der uns von jener entfernt, dieser nicht zugleich entrinnen kann. Nach diesem Grundsatze handle ich, voll Hoffnung, daß der Kaiser nicht auch gegen mich so ungerecht verfahren wird, wie er gegen meine Schwester that. Geschähe es aber dennoch; so hoffe ich mit höherm Beystande, auch diese Gefahr durch Muth und Klugheit zu besiegen.

* * *

Ohne Abänderung verfuhr Herzog Friedrich streng gegen alle, welche die Entrichtung der Schätzung verweigerten, die er von ihnen verlangte. Hierdurch wurde er zwar in den Stand gesetzt, zu fest gesetzter Zeit die Kaufsumme für den Frieden an den König von Ungarn zu bezahlen, dagegen wurde aber das Murren seiner Unterthanen gegen ihn allgemeiner. Hierbey wurde nicht weniger Cabale gespielt, als ehedem gegen den römischen König, um ihn zur Empörung wider seinen Vater zu entflammen. Anhänger des Papstes suchten den Plan des Grafen von Rapperswyl

auszuführen, und den mächtigen Herzog von Österreich von der Partey des Kaisers zu trennen. Nur für ihren eigenen Vortheil besorgt, hielt sie die Erinnerung, daß sie ein blühendes Land verwüsten, und Tausende seiner Bewohner dem Tode oder dem Elende überliefern würden, nicht von der Gemäßhandlung ihrer frevelhaften Absichten zurück. — Dem äußern Scheine nach bildeten die fremden Unruhstifter in Österreich zwey verschiedene Parteyen, die aber in geheim so innig verbunden waren, wie ihre Vereinigung zu gleichem Zwecke erforderte. Die eine dieser Parteyen bemühte sich, das glimmende Feuer der Empörung zur lodernden Flamme anzufachen; die andere arbeitete bey dem Herzoge für die Befestigung des Entschlusses, seine für nöthig erkannte Strenge nicht zu mildern. Unerschüttert in seinen Entschlüssen, bedurfte Herzog Friedrich dieser Anfeuerung nicht; daher diejenige Partey der Unruhstifter, die auf ihn wirken sollte, Anfangs weniger Beschäftigung fand, als ihre Brüder, die unter dem österreichischen Volke Aufruhr predigten.

Es war den österreichischen Edlen, die einst bey der Annäherung der ungarischen Vorhuth die Flucht genommen hatten, nicht verborgen geblieben, daß der Herzog zuweilen äußerte, er hätte sie zu gelinde gestraft. Die

Furcht, daß sie vielleicht in der Folge größere Strafe treffen möchte, bemächtigte sich ihrer, und einmahl an ihrem Landesfürsten zu Verräthern geworden, beschlossen sie, ihre Verrätherey vollkommen zu machen, weil sie nur hierdurch der gerechten Rache desselben würden entgehen können. Sie setzten eine Klagschrift gegen ihren Herzog auf, sandten sie an den Kaiser, und verlangten von ihm, an Friedrichs Stelle, einen andern gerechten und mildern Regenten; ein Verfahren, welches sie nicht würden gewagt haben, wenn ihnen nicht des Kaisers Haß gegen ihren Herzog bekannt gewesen wäre.

Erwünscht kam dem Kaiser das Klagschreiben der österreichischen Edlen, weil es ihm Gelegenheit gab, dem Aufrufe des Zorns zu folgen, der ihn schon seit langer Zeit wider den Herzog von Österreich erbitterte. Ohne Verzug entboth er den Verklagten vor den Reichstag zu Augsburg, sich daselbst vor kaiserlicher Majestät und den versammelten Fürsten von den angeschuldigten Unthaten zu rechtfertigen.

Die Unruhstifter in Österreich waren von dem Inhalte des kaiserlichen Schreibens an den Herzog schon benachrichtiget, ehe es noch in Wien eintraf, und gaben sich alle Mühe, vermittelst desselben eine Wirkung hervor zu bringen, wie ihre Absicht sie erheischte. In geheim streuten sie aus, der Kaiser hätte in

Italien seinen Enkel hinrichten lassen, und beschäftigte sich jetzt damit, Margarethen und dem Herzoge von Österreich ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Das Schreiben, welches er um diese Zeit von seiner Schwester, durch Sophiens Bruder, erhalten hatte, schien den Verdacht gegen den Kaiser, den man in ihm aufzuregen suchte, zu bestätigen, und bewog ihn zu den Entschlusse, nicht nach Augsburg zu gehen, wohin ihn der König wahrscheinlich nur gefordert hätte, ihn seiner Rache aufzuopfern. Nach dem Ausspruche seines Gewissens erkannte sich Friedrich für schuldiger, als seine Schwester: diese hatte des Kaisers verzehrender Zorn getroffen — konnte sich Friedrich ein besseres Loos versprechen, oder Schonung von einem erzürnten Monarchen, dessen Grimm gegen ein schuldloses Weib so heftig wüthete? —

Friedrich erschien also nicht vor dem Reichstage zu Augsburg. Wiederhohlt forderte ihn der Kaiser in andere Städte vor Gericht, und fügte zugleich seinen Forderungen Drohungen bey: durch nichts konnte aber der Herzog bewogen werden, dem Rufe des Kaisers zu folgen, denn; zu unüberwindlich war sein Mißtrauen gegen denselben, um sich selbst in seine Gewalt zu liefern. Oft beschwor ihn Theodore, den Zorn des Kaisers nicht auf den höchsten Grad zu reizen; aber mit

der Versicherung, daß er diesen schon erreicht hätte, verband Friedrich die Bitte an seine Mutter, ihn nicht länger zu einer Handlung überreden zu wollen, die seiner Überzeugung genau entgegen stände.

„Verfolgt mich des Kaisers Zorn bis in mein Land," setzte er hinzu, so kann ich ihm hier eher ausweichen, oder mich ihm dreist entgegen stellen; welche Hoffnung, ihm zu entrinnen, bliebe mir aber wohl übrig, wenn ich vor einen Richter träte, der zugleich Partey ist, und in seinem Gerichte Beysitzer hat, von denen die wenigsten meine Freunde sind? Lauern nicht viele von ihnen auf den Ausbruch von dem Zorne des Kaisers, um sich auf meine Kosten bereichern zu können?"

Der Kaiser hatte den Herzog von Österreich mit der großen Acht bedroht, und Theodore erfuhr von einem Freunde an dem Hoflager des Erstern, daß er diese Drohung bald erfüllen würde. Verloren glaubte sie nun ihren Sohn, und both noch einMahl ihre ganze Beredtsamkeit auf, ihn zum Nachgeben gegen die Übermacht des Kaisers zu bewegen. Als sie alle ihre Mühe vergebens sah, entschloß sie sich mit Gertruden, ihrer jüngsten Tochter, die einzige, welche sich noch bey ihr befand, den Schrecknissen zu entfliehen, die sich bald über das unglückliche Land ihres Sohnes verbreiten würden.

Vorher schon war Theodore durch die fortdauernden Fehden bewogen worden, ihr liebes Hainburg mit Judenburg zu verwechseln; jetzt glaubte sie auch diesen Wohnsitz verlassen zu müssen, und floh nach Böhmen zu dem König Wenzel; ein Schritt, womit Friedrich unzufrieden war, weil er wußte, daß der König von Böhmen unter seinen Feinden einer der ersten seyn würde. Bald nach ihrer Flucht brach das Ungewitter aus. Kurz vor seiner Abreise nach Italien, wohin ihn die Bewegungen der Städte des lombardischen Bündnisses riefen, erklärte der Kaiser den Herzog von Österreich in die große Acht, und übertrug die Vollziehung derselben allen deutschen Nachbarn des österreichischen Landes. Der König von Böhmen, die Herzoge von Bayern und Kärnthen, und fünf mächtige geistliche Fürsten überschwemmten Österreich und Steyer mit ihren Kriegsheeren.

Wir, theure Leser! wollen sie nicht begleiten, sondern euch zurück nach Italien führen, und in das Gefängniß, wo sich Margarethe von dem Leben ihrer Söhne noch immer mit unbestätigter Hoffnung schmeichelte.

*

* *

Margarethens glückliche Gabe, jeden für sich einzunehmen, oder vielmehr die Allgewalt, mit welcher sich jeder zu ihr hingezo-

gen fühlte, oder Gelegenheit hatte, eine Zeit lang Zeuge ihrer bewundernswürdigen Sanftheit und stillen Ergebung in ihr trauriges Geschick, und ein Beobachter der Äußerungen ihres himmlisch guten Herzens zu seyn, bewies sich auch im Kerker zu Sanct Felice.

Azzo von Tiepoli, der Castellan des Schlosses, in welchem Margarethe verwahrt wurde, bewies sich gegen sie nicht minder gefällig und theilnehmend, als vordem der Schloßhauptmann zu Worms. Sophie zauberte daher oft durch die Hoffnung, seine Begriffe von Treue gegen seinen Herrn weniger strenge zu finden, als sie an jenem tadelte, ihrer Einbildungskraft schöne Träume von naher Befreyung und Wiedervereinigung mit ihren Lieben in Österreich vor. Sie zögerte nicht, ihrer Gebietherinn mitzutheilen, wodurch sie selbst Trost und Beruhigung erhielt; aber Margarethe sehnte sich jetzt weniger nach Freyheit, als sie Nachricht von ihrem Gemahle und ihren Söhnen zu erhalten wünschte. Oft war sie schon im Begriffe gewesen, den Castellan zu bitten, daß er zu erforschen suchen möchte, woran ihre Ruhe hinge: doch die Besorgniß, ihren Lieben durch ihre Nachforschung zu schaden, hielt ihre Ungeduld lange zurück, bis sie sich nach und nach überzeugte, daß Azzo ihr Vertrauen nicht mißbrau-

chen, und sich gewiß eifrigst bestreben würde, ihrer Sehnsucht baldige Befriedigung zu verschaffen. — Mit Äußerung der lebhaftesten Theilnahme hörte Azzo den Klagen zu, die sich einst in seiner Gegenwart aus Margarethens Busen hervor preßten, und sah die Thränen, die dem Andenken ihres Gemahls und ihrer Söhne reichlich flossen. Die Besorgniß für das Leben der letztern, welche die unglückliche Mutter schon so oft gequält hatte, kehrte zurück, da sie mit Azzo sprach; im Tone vollkommener Überzeugung versicherte sie aber dieser, daß sie sich ohne Noth mit dieser Furcht quälte.

„Der Zorn unseres gnädigen Herrn," sprach er, „greift weit um sich, überschreitet vielleicht auch zuweilen die Grenzen strenger Gerechtigkeit; aber gegen sein eigenes Blut wird er ihn nie zum Tyrannen machen. Hart beleidigte ihn Euer Herr und Gemahl; doch wird er diese Beleidigung nie durch den Tod desselben rächen, noch viel weniger sie auf diese Art an seinen schuldlosen Kindern bestrafen. Die Prinzen, eure Söhne, leben, und befinden sich mit euch in einem Lande; aber in welcher Stadt, oder in welchem entlegenen Schlosse — dieß, gnädigste Frau, haben meine Nachforschungen nicht ergründen können. Ich habe dem Laufe ihrer Reise nachgespürt; aber am Ende verwirrt sie sich, und

ich habe nur erspähen können, daß in Apulien das Ende desselben war."

„Ist denn aber Apulien so groß," erwiederte Margarethe, daß man Personen, von deren Aufenthalte in seinen Grenzen man versichert ist nicht sollte auffinden können?"

„Vergesset nicht, gnädigste Frau," antwortete Azzo, „daß man in der kleinsten Stadt vor allen andern Menschen verborgen bleiben kann; wie viel eher in einem Lande, das so groß ist, als unser Herzogthum! So wie mir und meinen Dienern, ist unfehlbar den Hüthern der Prinzen bey Lebensstrafe verbothen, den Aufenthalt derselben irgend jemand zu verrathen; und so können sie vielleicht in geringer Entfernung von uns leben, ohne daß es meinen Nachforschungen kund wurde: rastlos will ich sie aber fortsetzen; vielleicht daß sie entdecken, was eurem Herzen so nahe liegt."

Einige Monathe hatte Azzo der Erfüllung dieses Versprechens seine ganze Thätigkeit gewidmet; aber noch immer erfuhr Margarethe nicht von ihm, wonach sie beynahe, so oft sie ihn sah, ängstlich fragte. Anfangs zweifelte sie an dem Eifer des Castellans; nun aber, da zuweilen aus den Blicken und Reden desselben eine gewisse Verlegenheit und ein Bestreben, ihr etwas Unangenehmes zu verbergen, hervor leuchtete, verwandelten sich jene Zweifel in die Furcht, daß seine

Nachforschungen weniger Trostvolles für sie erfahren hätten, als ihre Hoffnungen, von ihm belebt, bisher sich schmeichelten. — Wie gewöhnlich vergrößerte sich ihre Furcht, je mehr sie sich mit derselben beschäftigte. Durch sie geleitet erschuf sich ihre Einbildungskraft erschütternde Schreckbilder, die ihr die geliebten Söhne bald mit dem Tode ringend, bald schon in dem Grabe darstellten. Ihre Gegenwart blieb dem Castellan nicht lange verborgen; sie entdeckte ihm ihre Furcht, und forderte ihn auf, ihr nicht länger zu verbergen, was ihr sein zweydeutiges Betragen bisher und seine finstern Blicke schon längst verrathen hätten. — Bey seiner ritterlichen Ehre und bey allem, was ihm heilig war, versicherte Azzo Margarethen, daß sie sich mit selbst geschaffener Pein quälte, und seinen Unmuth unrichtig gedeutet hätte: dann erzehlte er ihr die Geschichte eines Freundes von ihm, die wir aber hier nicht mittheilen wollen, um uns nicht zu lange von Margarethen entfernen zu müssen. Es sey euch, theure Leser! genug, wenn wir euch versichern, daß diese Geschichte wirklich so traurig war, daß Margarethe die Versicherung des Castellans, Trauer um seinen Freund habe seinen Blick getrübt, nicht bezweifeln konnte, ohne zugleich die Wahrheit der mitgetheilten Geschichte zu bezweifeln. Wirklich hatte Furcht

schon so viel Raum in ihr gewonnen, daß beyde Zweifel in ihr empor stiegen.

„Wäre das, was ihr mir sagtet," sprach sie zu Azzo, „etwas mehr, als Erdichtung, von eurer Gefälligkeit zu meinem Troste ersonnen, warum würdet ihr mir es nicht längstens entdeckt haben, um dem Argwohne vorzubeugen, dessen Entstehung ihr so leicht vermuthen konntet?"

„Bloß um ihn nicht anzufachen, schwieg ich bisher," antwortete Azzo. „Ich fürchtete, daß ihr mir nicht glauben möchtet, was ich nun auch bestätigt finde, und bemühte mich deßhalb, meinen Gram ganz vor euch zu verbergen. Ich weiß, wie scharf der Blick eines Leidenden ist, wie durchdringend er andere Unglücksgefährten durchschauet, und würde daher die Unmöglichkeit einer Täuschung sogleich eingesehen haben, hätte ich nicht geglaubt, des Zwanges, den ich mir auflegte, nicht lange nöthig zu haben. Ich hoffte, euch bald den Ort nennen zu können, wo die Prinzen, eure Söhne, leben: und wäre meine Hoffnung erfüllt worden, so hätte ich dann dem Schmerzen um meinen unglücklichen Freund ungestört nachhängen können, ohne den Argwohn in euch aufzuregen, der euch nun beunruhigt."

Margarethens Argwohn verschwand nicht so schnell, wie er entstanden war; nur nach

und nach entfernten ihn des Castellans wiederhohlte Versicherungen, daß sein Unmuth nicht Folge seiner Forschungen nach den Prinzen wäre, verbunden mit dem tröstlichen Zuspruche Sophiens. Durch die Zeit reiften Margarethens Wünsche wieder zu Hoffnungen, die sie bald weniger lebhaft beschäftigten.

Azzo von Tiepoli zeigte den lebhaftesten Eifer für Margarethen, und war in seinen Versuchen, den Aufenthalt ihrer Söhne zu erforschen, so unermüdet, als in den Bemühungen, sie aufzuheitern, und ihre Lage zu verbessern, so viel seine Kräfte und die Befehle, die er von dem Kaiser erhalten hatte, erlaubten. Gleich bey ihrer Ankunft zu Sanct Felice hatte Margarethe sein lebhaftestes Mitleid rege gemacht, ob er gleich damahls nur die gefangene Königinn in ihr sah.

Es liegt, wo wir nicht irren, im Gange der menschlichen Empfindungen, daß unser Mitleiden gegen Unglückliche sich verstärkt, je höher die Stufe ist, von welcher sie herab fielen, und je seltner Personen, ihnen gleich an Stande, Gegenstände unsers Mitleids werden. Ein unglücklicher König rührt uns mehr, als ein unglücklicher Bettler. Dieses starke, aber allgemeine Mitleid war es, das Azzo für Margarethen fühlte, so bald sie eine Bewohnerinn des Schlosses wurde. —

Einer ihrer Begleiter, Azzo's alter Freund und Waffengenosse, erzählte ihm, was er in Deutschland von Margarethens so wahrscheinlicher Unschuld gehört hatte. Azzo beobachtete die Königinn, glaubte in allem, was sie that, Bestätigung der Nachricht seines Freundes zu finden, und sahe nun bald nicht bloß die unglückliche Königinn, nein, auch die unschuldig Leidende in ihr, wodurch sein Mitleid und sein Eifer, Margarethens Leiden zu mildern, stufenweise eine so seltene Wärme erreichten, daß er mit eigener Aufopferung für das Beste der unglücklichen Königinn zu arbeiten beschloß.

Hier scheint es uns der schicklichste Ort, unsern Lesern die wahre Ursache des Mißmuths und der Verlegenheit zu sagen, die Margarethe für Folgen von Azzo's Theilnahme an dem Unglücke ihrer Kinder hielt, und Azzo selbst ein Opfer nannte, das er einem leidenden Freunde brächte.

* * *

Kurz nach dem Reichstage zu Mainz und einige Monden früher, ehe ihn die Fortschritte der lombardischen Städte aus Deutschland nach Italien riefen, entnahm Kaiser Friedrich seinen Sohn der Haft, in welcher ihn der Herzog von Bayern bisher gehalten hatte, um ihn nach Apulien zu senden, wo ihn ein Kerker bis an seinen Tod verschließen

sollte. Gefesselt und in einer verschlossenen Sänfte wurde Heinrich, begleitet von einer auserlesenen Schar treuer Kriegsmänner, so geheim von Deutschland nach Italien gebracht, daß er sich schon längst an dem Orte seiner Bestimmung befand, als man ihn noch allgemein in der Verwahrung des Herzogs von Bayern glaubte.

Noch nöthiger, als bey seiner Gemahlinn und bey seinen Kindern, dünkte dem Kaiser bey dem entsetzten römischen Könige Vorsicht und Verborgenheit. Die Italiener, immer zum Aufruhr geneigt, und ein Hinblick auf den Papst, der eben jetzt angefangen hatte, seine Unternehmungen wider den Kaiser weniger unter dem Schleyer des Geheimnisses zu verbergen, als er seit dem Frieden zu St. Germano für gut befand, bewogen ihn hierzu. Er fürchtete, daß sich eine Partey für Heinrichen erklären möchte, und um dieß zu verhindern, schien ihm die Verbergung seines Aufenthaltes und die Festigkeit des Schlosses, in welches er ihn kerkern wollte, gleich nöthig.

Sanct Felice empfahl sich ihm so wohl durch seine Lage, als durch die Wichtigkeit seiner Festungswerke; nur war es seinem Plane zuwider, Heinrichen in eine Festung zu kerkern, wo sich schon seine Gemahlinn befand. Er blieb eine Zeit lang unentschlossen, und be-

diente sich zuletzt, wie er in solchen Fällen gewöhnlich pflegte, des Rathes seines Hofastrologen, der aber die Frage des Kaisers so unwichtig fand, daß er nicht für nöthig hielt, die Sterne um ihre Entscheidung zu fragen, und sich ohne Zögern für Sanct Felice erklärte, weil seine Schlauheit in den Blicken des Kaisers den Wunsch las, daß er für diese Festung entscheiden möchte. Heinrich wurde also nach Sanct Felice gebracht, und der Aufsicht Azzo's von Tiepoli übergeben.

Mit einem Diener wurde Heinrich in ein Gefängniß geschlossen, in welches nach den Befehlen des Kaisers nur Azzo selbst gehen durfte; strenge war es diesem verbothen worden, Margarethens Aufenthalt zu St. Felice zu verrathen; noch einen strengern Befehl erhielt er jetzt in Absicht Heinrichs. Besonders wurde es ihm bey Lebensstrafe untersagt, gegen diese beyden Gefangenen selbst etwas davon zu äußern, daß sie einander so nahe wären.

Oft hatte Margarethe mit dem Castellan von ihren Kindern gesprochen, seltner von ihrem Gemahle, worüber sie hoffentlich keiner unserer Leser tadeln wird; doch beschäftigte sie sich auch mit diesem so oft, daß sich der Castellan von der unnennbaren Freude überzeugte, mit welcher sie das Wiedersehen ihres Gemahls beleben würde. Das Bild der-

selben schwebte seiner Einbildungskraft vor, so bald Heinrich seiner Aufsicht anvertraut wurde; das Verboth des Kaisers riß es aber bald von ihm weg.

Zu lebhaft hatte sich der theilnehmende Castellan das Entzücken Heinrichs und Margarethens gedacht, wenn sie, durch ihn geführt, sich in die Arme sinken würden, als daß der Wunsch, ihnen diese Seligkeit und sich das süße Mitgefühl verschaffen zu können, nicht oft bey ihm hätte zurück kehren sollen, so sehr auch das Geboth des Kaisers der Erfüllung desselben entgegen stand. Schon entwarf er geheime Plane, wie er beyde Unglückliche zusammen führen wollte, ohne Entdeckung befürchten zu müssen; aber Heinrich selbst brachte ihn von diesem Gedanken zurück, weil er sich bald überzeugte, daß es Margarethen keine Beruhigung geben könnte, sondern ihren Kummer nur noch heftiger machen würde, wenn sie ihren Gemahl sähe.

Sein tiefer Fall hatte auf den unglücklichen Heinrich so sehr gewirkt, daß sein Verstand gelitten hatte: Abwesenheiten desselben und Anfälle von wirklicher Raserey wechselten mit hellen Stunden ab; doch waren der letzten weniger, als der ersten; in allen aber zeigte sich Heinrich als ein Gegenstand des Mitleids. Wenn er seines Verstandes mächtig war, quälte er sich selbst mit Vorwürfen

über seine Unvorsichtigkeit, den bösen Rath einiger Unruhstifter befolgt zu haben, und über das Verbrechen, dessen er sich gegen seinen Vater schuldig gemacht hatte, wodurch er denn gewöhnlich die Anfälle von Raserey, oder die dumpfen Abwesenheiten des Verstandes zurück rief, die ihn kaum verlassen hatten. Dann wurden seine Vorwürfe Verwünschungen, die selten ihn selbst, oft seinen tyrannischen Vater, noch öfter den Papst, den Grafen von Rapperswyl und alle diejenigen trafen, welche Heinrichs Ehrgeiz erhitzt, Besorgniß für den sichern Besitz seiner Erbkönigreiche in ihm erweckt, und ihn durch beydes zur Empörung hingerissen hatten.

Einen jungen Mann, dessen Jugendblüthe die Leiden der letzten Tage noch nicht ganz hatten verzehren können, von dem man wußte, daß er listigen Anführern zum Opfer gefallen war, in dem schrecklichen Zustande zu sehen, von welchem wir dir, lieber Leser, absichtlich nur einen leichten Umriß zeichneten, würde selbst Menschen von wenig Gefühl zum schmerzlichen Mitleid geschmolzen, und zu theilnehmender Traurigkeit aufgefordert haben; wie viel mehr mußten sich nicht beyde bey einem Manne zeigen, wie der gefühlvolle Azzo war? Mühsam verbarg er sie vor Margarethens Blicken, und ersann die vorgebliche Geschichte seines Freundes,

damit er seinem Trübsinne eine Ursache unterschieben könnte, wenn Margarethe, wie er fürchtete, die Gegenwart desselben erspähen sollte.

Die Zeit, dieser Arzt aller Leidenden, linderte Heinrichs Übel ein wenig. Seine Vernunft verließ ihn nicht mehr so oft, und seine Raserey wurde weniger fürchterlich, nachdem er sich zwey Monden zu Sanct Felice befunden hatte; dennoch wurde des Castellans Schmerz rege, so oft ihn sein Beruf in den Kerker des unglücklichen Königs führte. Noch nie war ihm die Ausübung seiner Pflicht und die Befolgung der Befehle des Kaisers so lästig geworden, als jetzt. Er erhielt der Aufforderung zur Traurigkeit immer so viel, und wünschte doch sehnlich, heiter zu seyn, um Margarethen keine Veranlassung zu kümmernden Besorgnissen zu geben.

Vor Heinrichs Ankunft zu Sanct Felice war Azzo's einzige Sorge, Margarethen aufzuheitern, und das Gefängniß ihrer Söhne zu erforschen; jetzt verband sich mit ihr das Bestreben, sich der zwangvollen Lage zu entwinden, in welcher seine Ruhe litt. Auch hierbey dachte er mehr an Margarethen, als an sich selbst. Er suchte ihren Vortheil mit dem seinigen zu verbinden, wünschte derselben ihre Söhne wieder geben, und sich selbst

der traurigen Pflicht entledigen zu können, Heinrichs Hüther zu seyn.

Azzo's Mitleid äußerte sich auch gegen Heinrichen, doch freylich minder thätig, als gegen die Gemahlinn desselben, da diese mehr dazu aufforderte, als jener, obgleich er auf den ersten Anblick des Mitleids würdiger schien. Heinrich war ein Verbrecher, obschon ein großer Theil seiner Schuld auf den Grafen von Rapperswyl und die Verbündenen desselben fiel; unschuldig litt hingegen Margarethe: er wüthete, erlaubte sich selbst in hellen Augenblicken Vorwürfe gegen seinen Vater, die von Verwünschungen wenig entfernt waren, und frevelndes Murren über das Schicksal; sie ertrug ihre Leiden mit beyspielwerther Geduld, klagte nie das Schicksal an, daß es ihr unverschuldet eine lastende Bürde aufgeladen hatte, und seufzte nur dann über die Härte des Kaisers, wenn ihre mütterliche Sehnsucht nach den entrissenen Söhnen allzu mächtig in ihr wurde, oder sie von den Besorgnissen um ihr Leben gequält wurde.

Dieß und noch mehr gab Azzo's Mitleid für Margarethen eine Stärke, welche die jenem ähnliche Empfindung für ihren Gemahl nicht erreichen konnte; natürlich daher, daß sich seine Sorgfalt mehr mit ihr beschäftigte, und an der Entfernung Heinrichs aus Sanct

Felice, wie an der Wiedervereinigung Margarethens mit ihren Kindern gleich eifrig zu arbeiten beschloß. Auch leitete ihn bey der Entwerfung des Plans, wodurch er beydes zu bewirken hoffte, die Überzeugung, daß der Kaiser seinem aufrührischen Sohne nie bewilligen würde, was die schuldlose Margarethe freylich eher erhalten konnte.

Es wurde sehr bald bekannt, wie zärtlich der Kaiser seine junge Gemahlinn, die schöne Isabelle, liebte. Keine seiner vorigen Gemahlinnen hatte sein Herz so ganz besessen; doch blieb man zweifelhaft, ob man diesen Vorzug Isabellens allein ihrem Werthe beymessen, oder einen Theil desselben dem heran nahenden Alter des Kaisers zuschreiben sollte. Wer für ihn eingenommen war, nahm nur den ersten Grund an; und wirklich berechtigte auch Isabelle zu dieser Vermuthung, da sie in sich Reize des Körpers und der Seele vereinigte.

Besonders gewann sie sich die Achtung und Verehrung aller, die sie kannten, durch die Milde, mit welcher sie die Heftigkeit ihres Gemahls oft mäßigte, und Unglücklichen immer zu helfen bereit war. Viele, die sich an sie gewendet hatten, waren getröstet worden, wodurch in dem wackern Azzo die Hoffnung hervor gebracht wurde, daß auch Margarethe nicht vergebens Trost bey ihr suchen würde.

Den Plan, mit welchem er sich beschäftigte, zu vollführen, sollte Margarethe mit ihm gemeinschaftlich wirken, und die Kaiserinn um Wiedervereinigung mit ihren Söhnen bitten, indem er selbst den Kaiser auffordern wollte, Heinrichen von Sanct Felice zu entfernen. Es wurde ihm nicht schwer, einen Vorwand zu seinem Gesuche zu finden, der ihn zugleich dem Kaiser als einen für sein Bestes eifrig besorgten Diener darstellte.

Er beschloß, seinem Herrn zu melden, daß Heinrichs wildes Geschrey, bey seinen Anfällen von Raserey, den Bewohnern von Sanct Felice leicht seine Gegenwart entdecken könnte, weil er oft die Nahmen ausrief, welche, die Vorübergehenden ohne Mühe könnten ahnden lassen, wer der unbekannte Gefangene sey, der die Neugierde der Stadt schon einige Zeit beschäftigte. Diesem Eingange dachte er die Überzeugung folgen zu lassen, daß die milde kaiserliche Majestät ohne Zweifel nicht erlauben würde, den unglücklichen König in eines der unterirdischen Gefängnisse von Sanct Felice zu kerkern, aus welchen seine Stimme nicht zu den Vorübergehenden hervor dringen könnte, und mit dem Rathe zu schließen, den König in ein Gefängniß in einen andern Ort zu bringen, dem wenig Menschen vorüber gingen, und hierdurch die Gefahr, daß er entdeckt werden

möchte, zu verhüthen. So bald der Castellan den Entwurf seines Planes vollendet hatte, machte er die Hälfte desselben, welche die Vereinigung der jungen Prinzen mit ihrer Mutter betraf, Margarethen bekannt. Nothleidende geben leicht auch dem geringsten Scheine von Hoffnung Raum, welches bey Margarethen um so eher der Fall war, da der Castellan durch mancherley Erzählungen von Beweisen, welche die Kaiserinn Isabelle von ihrer Milde und Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, schon gegeben hatte, Vertrauen auf die Hülfe derselben in ihr zu beleben wußte. Sophie verstand es zu verstärken; und freudig und mit hoher Hoffnung erfüllt ergriff Margarethe die Feder.

„Eure Milde, gnädigste Frau," schrieb Margarethe, „hat schon so vielen Nothleidenden Trost gegeben, so viele schon der Bedrängnisse entbürdet, unter deren Drucke sie seufzten, daß der Ruf derselben bereits in die Mauern eines Kerkers gedrungen ist, in welchem der Unglücklichsten eine ihr Lager mit Zähren benetzt. Es ist Margarethe, die sich eure Tochter nennen würde, wenn sie nicht im Kerker lebte, jetzt aber es nicht wagt, weil ihr sie wahrscheinlich nur als Verbrecherinn kennt."

„Ob ich diesen Nahmen verdiene? — Dieß, gnädigste Frau, wird ein öffentliches Ge-

richt entscheiden, das die Gerechtigkeit kaiserlicher Majestät noch über mich halten wird, ob es schon bis jetzt nicht geschah, und wo dann öffentliche weltliche Richter mir das Zeugniß geben werden, das ich bis auf den heutigen Tag nur von dem innern Richter erhalten konnte, der in meinem Busen laut und unbestechlich spricht. Könntet ihr, erhabene Kaiserinn, den Entschluß, über mich Gericht zu halten, bey dem Großvater meiner Söhne früher herbey führen, als er ohne eure Vermittlung entstehen möchte, o so bitte ich euch, unterzieht euch diesem Geschäfte, wofür eurer Güte von mir ewiger Dank werden würde! Doch dieß ist nicht die Ursache, weßhalb ich mit festem Vertrauen, nicht vergebens zu bitten, die Feder nahm: nein, meine Bitte heischt noch weniger."

„Getrennt von meinem Gemahle und ohne Hoffnung, ihn jemahls wieder in Freyheit zu sehen, sehne ich mich selbst minder nach diesem Gute, als wohl die mehresten Gefangenen; rastlos aber ringen meine Wünsche nach Wiedervereinigung mit meinen mir entrissenen Söhnen. Selbst noch nicht Mutter könnt ihr, gnädigste Frau, nicht in ihrer ganzen Stärke die Gefühle einer Mutter für ihre Kinder empfinden; vorstellen könnt ihr sie euch aber ohne Zweifel, wenn ihr euch von eurem sanft empfindenden Herzen, das sich,

wie tausend Zeugen rühmen, so freudig fremder Noth öffnet, leiten lasset."

„O daß ich es euch so lebhaft zu schildern vermöchte, als die Überzeugung in mir lebt, wie der zärtlichen Mutter alles fehlt, wenn sie sich ihrer Kinder beraubt sieht, und wie ihr dagegen das Leben an ihrer Seite, im Kerker wie auf dem Throne, Seligkeit gewährt! O wie unendlich, wie gluthvoll würde mein Dank seyn, wenn ihr, gnädigste Frau, mir diese Seligkeit geben wolltet! Von dem Gefühl desselben und von Freude hervor gelockt, würden wohlthätige Zähren dieses Auge erquicken, dessen Thränenquell Kummer und folternder Schmerz längst schon ausgetrocknet haben, und jede dieser Zähren würde für euch, die Schöpferinn meiner Freude, Heil und Segen erflehen — und meine Kinder würde ich lehren, die Kaiserinn Isabelle als ihre Wohlthäterinn zu verehren, wenn es ihnen auch nie vergönnt werden sollte, sie, die Gemahlinn ihres Großvaters, Mutter zu nennen!"

„Ich weiß nicht, was der Kaiser, mein Herr, über meine Söhne beschlossen hat: sey es aber auch, was es wolle; so wird seine Milde mir doch gewiß die Wohlthat nicht verweigern, den Kerker mit ihnen zu theilen; oder er müßte mich für die Strafwürdigste aller Verbrecherinnen halten. Fürwahr, gnädigste

Frau, ihrer Kinder beraubt zu leben, von ihnen so ganz nichts zu wissen, daß ihre Furcht sie schon oft unter den Todten arggewohnt, ist für eine fühlende Mutter qualvoller, als wenn sie sich in einem Kerker befände, wo ihre Hüther Befehl hätten, sie mit rastlosen Foltern zu peinigen."

„Auf euch, mildthätige Kaiserinn, setze ich noch einzig meine Hoffnung; sinkt auch sie dahin, so verliert mein Leben seine letzte Stütze. Noch ein Mahl flehe ich, lasset mich euch seine Erhaltung danken!"

Dieses Schreiben schloß Azzo in ein anderes von seiner Hand, in welchem er der Kaiserinn eine Schilderung von Margarethen machte, die der Wahrheit so getreu war, als sie die Wärme bewies, mit welcher Azzo Margarethens Bestes wünschte und beförderte. Daß er es gewagt hatte, ihr Schreibgeräthe zu geben, war ein deutlicher Beweis seiner Ergebenheit für sie, welcher er mit Wagen eigener Gefahr diente; denn er handelte hierin dem Befehle des Kaisers zuwider. Doch sorgte er dafür, dieser Gefahr, die auch zugleich Margarethen betroffen haben würde, auszuweichen; hohes Vertrauen auf die Güte der Kaiserinn Isabelle erfüllte ihn mit der Hoffnung, daß ihm sein Eifer für Margarethen keinen Nachtheil bringen würde.

Das Schreiben an den Kaiser, dessen Inhalt wir vorhin erwähnten, sandte Azzo durch einen vertrauten Diener ab, der mit fester Treue eine Gewandtheit, versteckt zu handeln, verband. Ihm übergab er auch die Bittschrift an die Kaiserinn, ihr dieselbe in geheim zu überliefern, und durch mündlichen Bericht von Margarethens Handlungsweise das Mitleid der Kaiserinn gegen sie noch mehr zu beleben, das Azzo durch sein Schreiben hoffte entzündet zu haben.

* * *

Wir wissen nicht, ob die Zuschrift Margarethens, verbunden mit dem Berichte Azzo's und seines Bothen, den Eindruck würde bewirkt haben, den Azzo erwartete, und Margarethe wenigstens hoffte, wenn Isabelle die Bittende wirklich für eine Verbrecherinn gehalten hätte. Gewohnt, von allen Menschen Gutes zu glauben, so lange sie von dem Gegentheile nicht unwiderleglich überzeugt war, fühlte sich Isabelle von dem lebhaftesten Mitleiden für Margarethen durchdrungen, so bald sie nur einige Mahl von ihr hatte sprechen hören. Nach und nach erfuhr sie mehr von der gefangenen Königinn, fand in allem neue Aufforderung zum Mitleid, und der Entschluß, sich ihrer anzunehmen, wenn nähere Nachforschungen das bisher Erfahrne bestätigen würden, war schon fest in ihr geworden, als

Azzo's Bothe zu Cremona ankam, wo sich Isabelle mit ihrem Gemahle befand. So wohl die erhaltenen Schreiben, als die mündliche Erzählung des Überbringers derselben verstärkten Isabellens günstige Gesinnungen für Margarethen, am wirksamsten unter allen Margarethens Zuschrift selbst.

War schon Isabelle noch nicht Mutter, so erfüllte sie doch die Hoffnung, es in wenig Wochen zu werden, so wie das lebhafteste Vorgefühl der mütterlichen Freude. Gefühlvoll im allgemeinen mußte es Isabelle als Mutter nothwendig noch mehr seyn, und die Übereinstimmung in diesen Gefühlen, die sie zwischen sich und Margarethen fand, nahm sie noch mehr für die Leidende ein. Es schien ihr unmöglich, daß eine zärtliche Mutter eine Verbrecherinn seyn könnte, und deutlich ging es aus Margarethens Schreiben hervor, daß sie das erste war. Würde sich wohl ihre Bitte auf Vereinigung mit ihren Söhnen beschränkt haben, wäre ihrem Herzen nicht wirklich mehr an dieser gelegen gewesen, als an Freyheit und all den mannigfachen Gütern, die ihr mangelten?

Isabelle wußte, daß es ihr schwer werden würde, von dem Kaiser zu erhalten, was Margarethe bath, und sie ihr zu gewähren wünschte; aber sie machte sich selbst ein Gelübde, nicht eher zu rasten, bis der Kaiser

in ihr Gesuch gewilligt hätte. Durch eine kleine List hoffte sie ihren Zweck am ersten erreichen zu können, daher sie Azzo's Bothen befahl, einige Tage in Cremona zu verweilen, bis sich ihr eine günstige Gelegenheit darbiethen würde, mit dem Kaiser für Margarethen zu sprechen. Diese fand sich noch an dem nämlichen Tage und, Isabelle zögerte nicht, sie zu benutzen. Azzo hatte in seinem Schreiben an den Kaiser auch Bericht von Margarethens Benehmen in ihrem Kerker erstattet, der freylich nicht anders als vortheilhaft seyn konnte. Friedrich las das Schreiben des Castellans zu Sanct Felice seiner Gemahlinn vor, und nach dem traurigen Zustande seines Sohnes zu lebhaftem Mitleide gereizt, sprach er zu Isabellen:

„Wie empfindlich schmerzt es den Vater den Sohn strafen zu müssen, wenn ihm nicht einmahl die Hoffnung erlaubt ist, ihn hierdurch zu bessern! Als Vater möchte ich meinem Sohne so gern verzeihen; aber als Fürst darf ich es nicht: denn nur allzu deutlich zeugen Heinrichs Reden im Kerker, daß er neue Unruhen anfangen würde, so bald ich ihn seiner Haft entließe.

„Aber die unglückliche Gattinn eures Sohnes," nahm Isabelle das Wort, „bezeigt sich auf eine Weise, die nicht vermuthen läßt, was ihr vor jenem fürchtet; ihr wird doch

die Milde meines Gemahls die Freyheit nicht verweigern?

„Es ist Verstellung, liebe Isabelle," fuhr Friedrich fort, „womit die listige Margarethe euch täuscht, mich aber fürwahr nicht täuschen soll."

Isabelle schwieg, weil sie wußte, wie schwer es war, ihrem Gemahle eine vorgefaßte Meinung zu benehmen; sie schien sich einige Augenblicke im Stillen mit Heinrichen und Margarethen zu beschäftigen: dann sprach sie eine Zeit lang von gleichgültigen Dingen, und erst nachher, da sie glaubte, der Kaiser würde es ganz vergessen haben, daß sie zuvor von seinem gefangenen Sohne und der Gattinn desselben gesprochen hatten, kehrte sie wieder zurück zu dem Zwecke, von welchem sie sich dem Scheine nach entfernt hatte. Sie unterhielt sich mit ihrem Gemahle von der Hoffnung, bald ein Pfand seiner Liebe in ihren Armen wiegen zu können; dann setzte sie scherzend hinzu, daß Weiber in solcher Lage gewöhnlich größere Freyheit und mehrere Rechte über ihre Männer hätten, als außer dem.

„Will meine Isabelle von diesem weiblichen Vorrechte Gebrauch machen?" fragte Friedrich. „O du hast nicht nöhig, holdes Weib, dich auf dasselbe zu berufen! Ein Blick, ein Kuß von dir kann ja ohnehin aus dei-

nen Friedrich zaubern, was dir nur immer gefällt." —

„O ich begehre den Nahmen einer Zauberinn so wenig, als den Genuß eines Rechtes, das euch vielleicht nicht so ganz entschieden scheint," entgegnete Isabelle. „Was ich vorhin sagte, sollte mir nur zur Entschuldigung dienen, daß ich von einer Bitte von euch Erfüllung schon im voraus fordre."

„War ich bisher so wenig gefällig gegen euch," fragte Friedrich, „daß ihr solche Umschweife nöthig findet? Doch ich errathe dich bald, liebes sanftherziges Weib! Übergroße Milde riß dich hin, dich des verstockten Heinrichs oder seiner Gattinn, dieses Weibes voll gleißender Verstellung, anzunehmen, und du suchst mich zu überlisten, weil du siehst, daß dich kein gerader Weg zum Ziele führet!"

„Gefehlt," lächelte Isabelle; „die Bitte betrifft weder Margarethen, noch ihren Gemahl."

„Und dennoch bringt ihr sie so geheimnißvoll vor?" erwiederte Friedrich.

„Mein Gemahl verzeihe es mir," fuhr Isabelle fort, „daß mich ein kleines Mißtrauen gegen ihn einnimmt, welches mich mit Zweifeln an der Gewährung meiner Bitte erfüllt, so leicht zu gewähren und schuldlos sie auch ist. Darf ich mit Zuversicht bitten?"

„Wozu aber dieses Geheimnißvolle?" fragte Friedrich.

„In Wahrheit," schmiegte sich Isabelle an den Busen ihres Gemahls, „mein Friedrich ist heute wenig gefällig gegen seine Isabelle. Gesetzt auch, daß ihr jetzt nur Eigensinn an mir sähet; ein gefälliger Gatte verzeiht ja auch diesen zuweilen seinem schwachen Weibe!"

„Und thut, was sie will," setzte Friedrich lächelnd hinzu. „Nun wohl! ich will folgen, will dir die Erfüllung deiner Bitte ganz feyerlich versprechen; denn auf eine andere Art genügt es wohl deinem Mißtrauen nicht? Ausbedingt, daß du weder für Heinrichen noch für Margarethen bittest, sey dir bey unserm kaiserlichen Worte und auf Ritterehre zugesichert, was du in einer Bitte fordern kannst."

„Verstattet euren Enkeln;" sprach jetzt Isabelle, „daß sie den Kerker hinfort mit ihrer Mutter theilen dürfen."

Friedrichs Stirn faltete sich, als Isabelle endete; er beschuldigte sie der Hinterlist, und wollte sein Wort zurück nehmen, weil sie der fest gesetzten Bedingung nicht treu geblieben wäre. Isabelle behauptete das Gegentheil, da Friedrich seine Enkel nicht von den Gegenständen ihrer Bitte ausgeschlossen hätte, und bestürmte ihn nun so lange mit Vorstellungen, Erinnerungen an die Verbindlichkeit seines Wortes, und mit Bitten, denen sie durch Liebkosungen mehr Eingang verschaffte, bis

er das schon gegebene Versprechen wiederhohlte.

Heinrichs Söhne hatten sich bisher in dem Schloß Martorano befunden, welches nun Friedrich zum Aufenthalte ihres Vaters bestimmte. Die jungen Prinzen sollten nach Sanct Felice gebracht werden, unter der Aufsicht des Ritters Hugo von Bergheim in der Gesellschaft ihrer Mutter zu leben.

Mit einem Schreiben von Isabellen an Margarethen, und von dem Kaiser mit den nöthigen schriftlichen Befehlen an den Castellan zu Sanct Felice versehen, verließ Azzo's Diener Cremona, und eilte in seine Heimath, seinem Herrn und Margarethen fröhliche Bothschaft zu bringen.

Wir wollen keinen vergeblichen Versuch machen, euch, liebe Leser! ein Bild der Freude zu entwerfen, welche Margarethen belebte, als sie die Trostschrift der Kaiserinn erhielt, oder der noch größern, da sie nach wenig Tagen die geliebten Söhne, deren Freyheit ihr Isabelle verheißen hatte, an ihr entgegen wallendes Herz drückte. Mißlingen müßte ein solcher Versuch; denn erhaben über jeden Ausdruck der Sprache war Margarethens Freude.

* * *

So lange auch Margarethe von ihren Söhnen getrennt gewesen war, so wenig wußten sie sich von ihren Begegnissen während die-

ser Trennung zu erzählen. Alle ihre Erzählungen beschränkten sich beynahe ausschließend auf die Versicherung ihrer gegenseitigen Sehnsucht, oder versuchten das Schmerzliche dieser Empfindung zu schildern, die Freuden des Wiedersehens dadurch noch mehr zu würzen.

„Die Fortschritte, welche die jungen Prinzen unter Hugo's Leitung in ihrer Bildung gemacht hatten, vermehrten Margarethens Freude, und forderten sie zugleich zu dem wärmsten Danke gegen ihren Lehrer auf, der sich ihr besonders durch die zärtliche, vatergleiche Liebe empfohl, die er für ihre Söhne äußerte. Jetzt theilte sie sich mit ihm in das Geschäft ihrer Erziehung, an welchem auch Azzo Theil nahm, dem die jungen Prinzen bald so theuer wurden, als es ihm ihre Mutter schon längst gewesen war. Durch den Anblick Heinrichs nicht mehr erschüttert, wurde Azzo jetzt wieder so heiter, wie zuvor, und bemühte sich, mit Sophien und Hugo verbunden, dem Trübsinne zu wehren, der sich zuweilen Margarethens bemächtigte, wenn sie an ihren unglücklichen Gemahl dachte. Liebe so, heiß und innig, wie sie einige Jahre zuvor ihren Busen ausfüllte, konnte Margarethe jetzt freylich wohl nicht mehr für ihren Gemahl fühlen. Wahrscheinlich war es nur Mitleid und die Anhänglichkeit des treuen Weibes, was sie für ihn empfand; denn auch die heißeste Liebe

erstirbt, wenn sie keine Erwiederung findet. Geschärft wurden ihre Empfindungen gegen den unglücklichen Gemahl, da sie in ihm nicht allein den Gatten, nein, auch den Vater ihrer Söhne liebte; und einer zärtlichen Mutter gibt dieß allein schon Aufforderung zur Liebe ihres Gemahls, wenn sie auch in ihm wenig findet, wodurch sie zu ihm hingezogen würde.

Margarethens Gesellschafter glaubten es ihrer Ruhe zuträglich, daß ihr Heinrich mehr als ein Gegenstand des Unwillens erscheinen, als sie zum Mitleide und zur Trauer auffordern sollte. Unwille beunruhigt weniger, und ist von kürzerer Dauer, als Schmerz, gegen welchen er bey Margarethen ein Heilmittel seyn sollte; denn ihre Gesellschafter vermutheten, daß Margarethens Leben weniger trauriger werden würde, wenn sie sich gewöhnte, Heinrichs Schicksal als gerechte Strafe seiner Handlungen anzusehen, und in ihm den Mann zu erkennen, der mit frevelhaftem Leichtsinn, neben seinem eigenen Glücke, noch das Glück seiner Kinder verscherzte.

Anfangs mußte zwar dieser Gedanke ihren Schmerz verstärken; weil er ihn aber zugleich vereinfachte, und beynahe ausschließend auf ihre Söhne hinleitete, führte er zugleich zu der Linderung desselben. Dieß glaubten wenigstens Magarethens mitleidige Freunde.

Sie versprachen sich die leidende Königinn ganz aufheitern zu können, wenn es ihnen gelänge, Heinrichs Bild aus ihrem Gedächtnisse zu verdrängen, und dann die Hoffnung zu beleben, daß Friedrich seinen Enkeln nicht alles verweigern würde, was sie ohne die Empörung ihres Vaters als ihr künftiges Eigenthum hätten betrachten können.

So oft daher Margarethe durch Besorgniß für das künftige Schicksal ihrer Söhne aus der Freude aufgeschreckt wurde, die sie jetzt durch ihre Gegenwart erhielt, rief ihr Hugo oder Sophie den Trost zu, daß der Kaiser nicht den Söhnen würde entgelten lassen, was seine Gerechtigkeit an dem Vater freylich hätte bestrafen müssen. Man erzählte ihr dann, daß Heinrich auch jetzt in dem Kerker die Gesinnungen noch nicht veränderte, die ihn einst an seinem Vater zum Verbrecher gemacht hätten, und daß Friedrich gegen sie und ihre Söhne den Aufforderungen väterlicher Güte schon längst würde gemäß gehandelt haben, wenn nicht ihre Feinde den Argwohn in ihm zu befestigen suchten, der sie gleicher Stimmung mit Heinrichen beschuldigte. Hindurch dringen würde aber endlich die Wahrheit bis zu Friedrichs Throne, wo Isabelle Margarethens mächtige Vertheidigerinn wäre.

Nicht ohne Wirkung blieben die Worte

der Freunde Margarethens, ihr zum Troste und zur Belebung guter Hoffnung gesagt, so wie der frohe Muth der Prinzen auch die Ruhe und Heiterkeit ihrer Mutter beförderte. Dieß, verbunden mit festem Vertrauen auf eine gütig sorgende Vorsicht, ließ Margarethen bald ruhiger in die Zukunft blicken, als Unmuth und mütterliche Besorgniß ihr Anfangs vergönnten.

Voll guter Hoffnung für die Zukunft, durch die Gegenwart ihrer Söhne für jetzt beruhigt, und um sich her drey gute Menschen, die Margarethe mit Herzlichkeit und Überzeugung Freund und Freundinn nannte, lebte unsere Heldinn im Gefängnisse zu Sanct Felice so glücklich, als es nur immer möglich ist, in einem Gefängnisse zu leben.

Nur von außen her wurde ihre Ruhe zuweilen durch die Nachrichten gestört, die sie dem Castellan oder dem Ritter Hugo von den Begebenheiten in Österreich abnöthigte. Aus Schonung milderten sie zwar beyde; ihr sie aber ganz zu verschweigen, erlaubte ihre Liebe zur Wahrheit nicht. Auch fürchteten sie, daß es Margarethen noch mehr erschüttern würde, wenn sie vielleicht unvorbereitet die Bedrängnisse erfahren sollte, unter welchen ihre Lieben in Österreich seufzten. Endlich wurden sie ihr in ihrem ganzen Umfange bekannt, wodurch aber der Kaiser viel von dem Vertrauen verlor,

das ihm bey Margarethen die Mühe ihrer Freunde verschafft hatte.

* * *

„Gefällt es euch, gnädige Frau," trat einst Azzo in Margarethens Zimmer, „so habe ich Erlaubniß, euch eine Gesellschafterinn in einer deutschen Fürstinn zu geben, die mit einer Kammerfrau heute bey uns eintreffen wird."

„Wurde sie so schuldlos verhaftet, wie ich," erwiederte Margarethe, „so bringt die leidende Schwester zu mir; denn vielleicht gibt es ihr Trost, wenn sie nicht einsam klagen muß."

„Wie ihr," antwortete Azzo, „trägt sie die Schuld ihres Gemahls."

„So kommt ihr der Nahme Schwester um so mehr zu," fuhr Margarethe fort; „durch längere Leiden schon mehr geprüft, als sie, wird es mein eifrigstes Bestreben seyn, die ihrigen zu lindern. Von ihr werde ich auch erfahren, wie es meiner guten Mutter und meinem bedrückten Bruder geht: denn was ihr, guter Azzo, mir von ihnen sagt, spricht immer mehr von eurem freundschaftlichen Bemühen, mich zu schonen, als von Wahrheit."

„Vielleicht," überreichte ihr Azzo ein Schreiben, „sagt euch diese Zuschrift der Kaiserinn etwas von dem, worin ihr meinen Worten nicht glaubt. In einer Stunde führe ich die edle Fürstinn zu euch, in welcher ihr, wie ich hoffe, bald eine Schwester lieben werdet."

Der Castellan entfernte sich, welches aber Margarethe dann erst bemerkte, als sie auf die Frage: „Kennt ihr die Ankommende?" keine Antwort erhielt. Die Erinnerung an ihre Mutter, und Nachforschen, was ihr die Kaiserinn wohl schreiben möchte, beschäftigte sie einige Augenblicke so ausschließend, daß sie den Castellan nicht gehen hörte.

Isabellens Schreiben, abgefaßt im Tone der herzlichsten Theilnahme, begann mit einer Bitte um Entschuldigung, daß sie bis jetzt für Margarethens Bestes noch nicht so viel hätte thun können, als es ihr Wunsch und ihr Bestreben wäre, weil Reichsgeschäfte ihren Gemahl von ihr getrennt hätten*)."

„Mein Gemahl," schrieb die Kaiserinn weiter, „verkennt euch: verlaßt euch aber auf mich, daß ihm der Wahn benommen werden soll, in welchem ihn einige Feinde von euch erhalten haben. Die Bildung eurer Söhne zu künftigen würdigen Fürsten, zu welchen sie ihr Großvater gewiß erheben wird, wenn schon zu minder mächtigen, als der älteste von ihnen, ohne die Verirrung ihres Vaters, würde geworden seyn. — Diese und das

*) Friedrich war in Österreich, Isabelle in Cremona, wo sie kurz vorher von einem Prinzen war entbunden worden, dem jüngern Heinrich, dessen wir im Vorübergehen schon erwähnt haben.

Kleeblatt guter Menschen, deren Gesellschaft ihr genießt, wird euer Leben gewiß nicht ohne Reize und Freuden bleiben lassen, bis die Zeit heran naht, wo ihr mit euren Söhnen Sanct Felice werdet verlassen können, um mit ihnen an dem Hofe ihres Großvaters zu leben, oder mit mir die Freuden der Freundschaft zu genießen, und unsern Lieben Sieg und Heil zu wünschen, wenn mein Gemahl vielleicht wider seine Feinde kämpft, und eure Söhne mit sich führt, unter seiner Aufsicht die ersten Beweise ihres Muthes zu geben."

„Bis dahin, meine Freundinn — Tochter wäre eine Benennung, die nach meinem Gefühle für mich, die jüngere von uns, nicht paßt — bis dahin ist es freylich noch ein wenig lange: aber die Zeit flieht schnell: und bevor diese Jahre verschwinden, wird sich euch Genuß der Freuden anderer Art darbiethen. Einen solchen Genuß werdet ihr bald, nachdem ihr diese Zeilen gelesen habt, in der Gesellschaft eurer Schwester, Agnesens von Österreich, finden. — Mein Gemahl glaubte dieses gute Weib aus ihren Landen entfernen zu müssen, so lange euer Bruder, dessen Verfahren ihr, bey aller Parteylichkeit der Schwesterliebe, nicht werdet entschuldigen können, ihm, des Reichs Oberhaupte, noch hartnäckig widerstrebt. Bey euch wird sie indessen ruhiger leben, als in Österreich oder Steyer, wenn

gleich Anfangs Kummer die Freude eures Umgangs verbittert. — Oft mischt sich ja dieser Wermuthstrank unter den Kelch der Freuden; wohl uns, wenn das Gewissen uns das Zeugniß gibt, daß wir uns denselben nicht durch eigene Schuld bereiteten! Ihr, meine Freundinn, und eure gute Schwester, leidet beyde durch das Verschulden eurer Gatten, vielleicht auch zum Theil durch die Schuld des meinigen; aber seyd getrost! es wird mir gewiß bald gelingen, den Wahn zu entfernen, der meinen Gemahl umnebelt. — Bis gesellschaftlicher Umgang unsere Freundschaft bekrönt, laßt uns sie durch einen Briefwechsel fortsetzen. Ihr, liebe Dulderinn, schreibet bald

eurer Freundinn

Isabelle."

* * *

Wie heftig mußte nicht Margarethe durch dieses Schreiben erschüttert werden, da es ihr alles Schreckliche der Unruhen in Österreich, das Hugo und Azzo sorgfältig vor ihr verborgen hatten, nun mit einem Mahle verrieth! Ihre Gedanken durchwirrten sich, und ehe sie noch fähig war, über das Gelesene im Zusammenhange nachzudenken, öffnete sich die Thür ihres Gemachs, und zwey Frauen, geführt von Azzo, traten herein. Beyde wa-

ren verschleyert; aber die eine, die sich durch ihre Kleidung als die vornehmste ankündigte, warf ihren Schleyer zurück, und näherte sich Margarethen, die ihr entgegen eilte.

„O Gott!" rief Margarethe, und schloß die Eingetretene in ihre Arme, „dieß meine Schwester Agnes, die man mir als ein so blühendes Weib schilderte!"

„Sturm hat die Blüthe abgeworfen," seufzte Agnes. „O meine Schwester! wer hätte es gedacht, daß wir uns zum ersten Mahle so sehen würden!" Doch wir wollen die Scene eines so traurigen Empfangs nicht ausmahlen, sondern euch, liebe Leser! nur einen kurzen Auszug dessen liefern, was Agnes ihrer Schwägerinn von den neuesten Begebenheiten in Österreich erzählte, doch ohne die Unterbrechungen Margarethens, und ohne die Klagen, mit welchen die trauernde Agnes ihren Bericht verwebte.

* * *

„Es war unmöglich, daß mein Gemahl den Scharen der Feinde, die sein Land überströmten, widerstehen konnte, da der größte Theil seiner Lehnsmänner ihn verließ, so bald die Vollstrecker der ungerechtesten Acht, die jemahls ein Kaiser ausgesprochen hat, über die Grenzen von Österreich und Steyer herein stürmten. In wenig Tagen war ihm von beyden Ländern weiter nichts übrig, als in dem

letzten einige Schlösser, in dem ersten, neben Wien, Neustadt und Mödling."

Bey dem Ausbruche des Sturms befand ich mich in Steyer, mein Gemahl in Österreich, und der schnelle Ausbruch des Unwetters verhinderte mich, zu ihm, ihn zu mir zu kommen. Zu mir versammelten sich die wenigen Getreuen in Steyer, zu ihm das kleine Häuflein getreuer Österreicher."

„Der Schwester meines Friedrichs habe ich nicht nöthig zu sagen, daß ihn nie der Muth verläßt: auch jetzt in einer Gefahr sonder gleichen, entsank er ihm nicht, obschon die Zahl seiner Getreuen so geringe war, daß er zwanzig feindlichen Kriegern kaum einen der seinigen entgegen stellen konnte. Zu schwach, das große Wien zu vertheidigen, auch nicht ohne Verdacht gegen die Bewohner desselben, besetzte er nur die beyden Festen Neustadt und Mödling. Lange widerstand er den Anfällen überlegener Feinde; endlich mußten die Seinigen auch aus der letzten weichen, als einige Tage zuvor die Wiener Eilbothen an ihn gesandt hatten, um zu fragen, wie sie sich gegen die heran dringenden Feinde verhalten sollten."

„Zur Gegenwehr, erwiederte Friedrich, seyd ihr zu schwach, wahrscheinlich auch nicht alle willig; besser daher, ihr öffnet den Feinden freywillig die Thore, damit doch wenig-

siens nicht alle eure Habe ihnen zur Beute wird."

„Friedrichs ganze Herrschaft war nun auf Neustadt eingeschränkt, und auf den Raum von wenig hundert Schritten rings um diese Feste; in Steyer waren neben Rieggersburg, wo ich mich befand, noch drey weniger beträchtliche Schlösser übrig, als der Kaiser aus Italien kam, und die Verjagung meines Gemahls zu vollenden gedachte. Sein Heer verbreitete sich durch Steyermark, die wenigen Schlösser, welche dem Patriarchen von Aquileja und den übrigen Achtsvollstreckern noch widerstanden hatten, ergaben sich der überlegenen Macht des Kaisers bis auf Rieggersburg, dessen Vertheidiger aus Liebe für mich sich bis auf den letzten Mann wehren wollten."

„Der Kaiser wußte, daß ich in dieser Festung war; er ließ mich zur Übergabe auffordern; ich verweigerte sie: der Kaiser ließ mir drohen; aber ich, um ihm zu zeigen, daß Weiber sich nicht immer durch Drohungen schrecken lassen, blieb unerschüttert bey meiner Weigerung. Mit einem zahllosen Heere umschloß er nun Rieggersburg; mehr als die Hälfte der wackern Männer, die ihr Leben für mich und für den Herzog aufopfern wollten, wurde bald ein Raub des Todes; die Mauern waren zertrümmert, der Vertheidiger nur noch wenige; Hoffnung auf Entsatz

war Hirngespinst — was blieb uns übrig, als uns zu ergeben?"

„Unbedingt ergab ich mich der Gnade des Kaisers, frey von der Ahndung, daß ich mich einem Tyrannen in die Hände liefern würde; aber nur allzu bald machte ich diese traurige Erfahrung. Als Verbrecherinn und Theilnehmerinn an der Empörung meines Gemahls, verdammte mich der Kaiser zur Haft, und sandte mich nach Cremona zu Ezzelino de Romano, der mich bis zu der Zurückkunft des Kaisers in seiner Verwahrung behalten sollte."

„Zum Glücke für mich erhielt Ezzelino das Schreiben des Kaisers, da er sich eben bey der Gemahlinn desselben befand. Er mußte ihr den Inhalt desselben mittheilen, und die gütige Isabelle, welche die Grausamkeit ihres Gemahls immer nach allen Kräften zu mildern und zu vergüten suchte, ließ seinen treuen Diener nicht eher von sich, bis er in ihren Einfall, mich zu euch, meine Schwester, bringen zu lassen, gewilligt hatte."

„Die menschenfreundliche Fürstinn kam selbst zu mir, und entschuldigte sich, daß sie ohne den Willen ihres Gemahls nicht mehr thun könnte; versicherte aber, daß sie sich mit fortdauerndem Eifer bemühen würde, ihrem Gemahle den nachtheiligen Wahn zu benehmen, der ihn so wohl in Rücksicht auf mich, als gegen euch, meine Schwester, fesselt."

„Ich bin überzeugt, daß die mitleidige Isabelle ihr Versprechen gewiß erfüllen wird, zweifle aber, daß ihre Bemühungen bey dem Kaiser, in so fern sie mich betreffen, von gutem Erfolge seyn werden; denn die Summe von sechzig tausend Mark, mit welcher der Besitz von Österreich und Steyermark die kaiserlichen Einkünfte jährlich vermehren würde, sind für Friedrichs Geldliebe ein zu mächtiger Reiz, als daß er meinem Gemahl sein geraubtes Eigenthum sollte zurück geben können, wenn ihn nicht Friedrichs stärker Arm dazu zwingt. Geschieht dieß, so werde ich frey; geschieht es aber nicht, so kann mir Isabellens Verwendung wenig frommen; denn was nützte mir die Freyheit ohne meinen Gemahl? Aber die Hoffnung lebt in mir, daß meines Friedrichs Tapferkeit und sein ausdauernder Muth die Räuber und Verheerer seiner Länder besiegen wird. Besonders wird die Hoffnung durch Überzeugung bestärkt, daß schon viele Österreicher empfinden, wie viel sie durch ihre Empörung verloren. Die Vollstrecker der Acht, ungewiß, ob ihnen der Kaiser ihre Mühe so reichlich belohnen wird, wie sie es ihnen würdig scheint, suchen sich auf Kosten des unglücklichen Landes zu bereichern, das sie mit ihren wilden Rotten verheeren. In wenig Wochen erpreßten oder raubten sie den Österreichern schon größere Summen, als mein

Gemahl in vielen Jahren zur Befriedigung der Bedürfnisse des Staats gefordert haben würde. Auch wird der Statthalter, den der Kaiser über seinen Raub setzen wird, sie bald fühlen lassen, wie viel schwerer das Joch seines Herrn ist, als die Kosten, die ihnen Herzog Friedrich nothgedrungen zuweilen aufbürden mußte. Zurück kehren werden dann die Verirrten unter Friedrichs mildere Herrschaft, und sich vereinigen mit den wenigen Getreuen, mit denen Friedrich bis dahin in dem festen Neustadt alle Angriffe seiner Feinde zurück schlagen wird. So viel von mir und meinem Gemahl; jetzt noch etwas von der Kaiserinn an euch, meine Schwester! Ich glaubte eure Schwägerinn auf eure Ankunft vorbereiten zu müssen, sprach die würdige Frau zu mir, und suchte in meinem Schreiben so schonend, als möglich, zu sprechen. Ich zweifle, daß mir das nach meinem Wunsche gelungen ist; und ihr selbst seht ja wohl ein, daß es mir nicht ganz gelingen konnte."

„Sie erröthete, indem sie dieß sagte, und dieses Erröthen, verbunden mit ihrem verlegenen Blicke, schien mir zu sagen: Ich kann meinen Gemahl nicht entschuldigen, und doch verbeut mir die Pflicht der Gattinn, so ganz ohne Zurückhaltung von ihm zu sprechen, wie meine Aufrichtigkeit wohl wünschte."

„Sagt eurer guten Schwägerinn, fuhr

Isabelle fort, „wenn ihr in meinem Schreiben irgend etwas zweydeutig scheinen sollte, so möchte sie wenigstens meine Gesinnungen gegen sie nicht für zweydeutig halten, sondern so lange meinen Versicherungen trauen, bis Zeit und Umstände mir erlaubten, ihr unwiderlegliche Beweise echter Freundschaft zu geben."

* * *

Minder stark, als bey Agnesen, äußerte sich bey Margarethen die Hoffnung, daß ihr bedrängter Bruder der Übermacht seiner Feinde würde widerstehen können; doch die günstigen Nachrichten, die sie durch ihre Mutter von den Begebenheiten in Österreich erhielt, stimmten sie nach und nach mit Agnesen zu gleicher Hoffnung. Die Kaiserinn, welche mit Margarethen den Briefwechsel fortsetzte, gab ihr auch Gelegenheit, sich mit ihrer Mutter, welche noch in Böhmen lebte, schriftlich unterreden zu können. Beyde, Mutter und Tochter, sandten ihre Briefe an die Kaiserinn, die denn für die weitere Beförderung derselben sorgte.

Jetzt, theure Leser! erlaubt uns, mit euch über einen Zeitraum von fünf Jahren hinweg zu eilen, und euch in wenig Zeilen zu berichten, was sich während dieser Zeit in Österreich und Italien begab. Die Gefangenen zu St. Felice schließen wir jedoch von dieser Er-

zählung aus, weil ihnen in diesem Zeitraume so ganz nichts begegnete, was sich nicht in folgende wenige Worte fassen ließe. Abwechselnd trauerten sie über ihr Schicksal, oder freueten sich desselben. Die Erinnerung, wie viel sie verloren hatten, und Ungewißheit in Absicht der Zukunft brachte die erste Empfindung, der Gedanke, wie viel glücklicher sie wären als andere Gefangene, die zweyte hervor. Im allgemeinen war Margarethe heiterer als ihre Schwägerinn, ob sie schon weniger natürliche Anlagen zur Heiterkeit besaß. Sie freute sich ihrer Söhne, die unter der sorgfältigen Leitung ihrer Lehrer und der Mutter selbst zu hoffnungsvollen Jünglingen heran reiften.

* * *

Nach Agnesens Entfernung aus Steyermark verweilte Kaiser Friedrich noch eine Zeit lang daselbst; dann ging er nach Wien, wo viele Fürsten ihn erwarteten, und die Bürger mit den mehresten österreichischen Edlen ihn prachtvoll empfinden, und dringend baten, ihnen seine Gegenwart eine Zeit lang zu schenken. Vier Monden blieb er in Wien, erklärte die Hauptstadt von Österreich zu einer freyen Reichsstadt, und verwendete sich bey den anwesenden Fürsten so thätig für seinen Sohn Conrad, daß sie ihn an Heinrichs Stelle zum römischen Könige wählten. Er ließ den

Herzog von Österreich, der sich bald in Neustadt, bald außerhalb dieser Feste befand, aufforderte, sich zu ergeben; aber voll hohen Muthes gab Friedrich dieser Aufforderung kein Gehör. Der Kaiser verstärkte die Kriegsvölker, die den bedrängten Herzog vollends zu Boden werfen sollten; doch der Löwenmuth Friedrichs und der wenigen ihm gleich gesinnten Kriegsgefährten schlug jeden Angriff zurück, und es war seiner eisernen Tapferkeit gleich, ob Hunderte oder Tausende ihn machten.

Abgerufen von Reichsgeschäften mußte der Kaiser Wien verlassen. Empfindlicher Verdruß, daß Friedrich mit dem Häuflein seiner Helden der vereinigten Macht seiner Feinde noch immer trotzte, und unter ihren Heeren oft große Verwüstungen machte, begleitete ihn nach Regenspurg; hier schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Bischof Ekbert von Bamberg, den er zum Reichshauptmann über Österreich bestellt hatte, das angefangene Werk vollenden würde.

Ekbert starb, ehe er das aufgetragene Geschäft noch anfangen konnte; doch handelten die übrigen Anführer der Kriegsheere in Österreich seinem entworfenen Plane gemäß. Der oberste Befehlshaber des Heers, der Burggraf von Nürnberg, rückte mit den Bischöffen von Freysingen und Passau vor Neustadt, dem sich der Patriarch von Aquileja und die Empörer aus Steyermark von einer andern Seite nä-

hern sollten, um die Feste ganz umringen zu können.

Friedrich hatte den Plan seiner Gegner erspähet; er bemühte sich, ihn zu vereiteln, und wenn das Glück ihm wohl wollte, den ersten Schritt zu Wiedereroberung seiner Länder zu thun. Wenig Tage zuvor hatte sich Graf Albert von Böhmen, einer der mächtigsten unter seinen Lehnsleuten, sammt seinen Reisigen und Fußknechten, mit dem Herzoge vereinigt, der sich durch diese Hülfe, so klein sie auch, genau erwogen, war, zu wichtigern Unternehmungen, als Mangel an Macht ihm bisher erlaubt hatte, stark genug glaubte. Vorzüglich machte ihm die Versicherung des Grafen, daß viele seiner abgefallenen Lehnsmänner wieder zurück kehren würden, so bald er sich nur seinen Feinden mit wahrscheinlicher Hoffnung zum Siege entgegen stellen könnte, Muth und zuversichtliches Vertrauen, nach rastlosem Kampfe die Schaaren der Feinde wieder aus seinem Lande zu drängen.

Nicht fern von Neustadt hatte sich der Burggraf von Nürnberg mit seinem Heere gelagert. Ein Blick auf seine Übermacht — denn statt der Hunderte, die sich unter Friedrichs Pannier vereiniget hatten, konnte der Burggraf Tausende zählen — ließ ihn die nöthige Vorsicht vergessen. Seine Stellung und die Unachtsamkeit seiner Vorposten, die Friedrichs

scharfem Blicke nicht entgingen, verrieth, daß er weit entfernt war, einen feindlichen Angriff zu ahnden.

„Laßt uns die Sichern angreifen!" sprach Friedrich zu einigen der ersten Befehlshaber seiner Schar, die mit ihm den Feind beobachteten.

„Und sie schlagen!" setzten diese tapfern Männer hinzu.

„Sie schlagen! siegen oder sterben!" rief Muth und Patriotismus aus allen Helden, aus welchen Friedrichs kleine Schar bestand.

Friedrich war zu erfahren im Kriege, um das erste Feuer des Muthes seiner Kampfgenossen nicht zu benutzen. Mit Windesschnelle flog er zu dem Angriffe der Feinde, und sein Schwert wüthete schon unter ihrem sichern Haufen, ehe sich noch die größere Hälfte derselben zum Kampfe hatte rüsten können. Das Heer des Burggrafen erlitt eine fürchterliche Niederlage; er selbst entrann nur mit einigen seiner Krieger; der größte Theil von denen, die dem Tode entgingen, wurden gefangen; unter ihnen befanden sich auch die beyden Bischöfe.

Friedrich benutzte diesen entscheidenden Sieg, eroberte in kurzer Zeit fünf feste Schlösser mit stürmender Hand, und schlug die Feinde, wo er sie traf. — Doch wir würden zu weitläuftig werde, wenn wir den Herzog be-

gleiten wollen, auf der Bahn, auf welcher er so rühmlich fortschritt, als er sie betreten hatte; daher nur so viel, daß Sieg der unzertrennliche Gefährte seiner Unternehmungen war. Gleich der Macht des Burggrafen von Nürnberg vernichtete er ein Heer kaiserlicher Söldlinge aus Steyermark, und zertrümmerte ein noch größeres, geführt von dem Grafen Otto von Eberstein, den der Kaiser nach Ekberts Tode zum Reichshauptmann über Österreich setzte, voll hoher Zuversicht, daß dieser alte und erfahrne Kriegsheld den Riesenschritten des siegenden Herzogs Einhalt thun würde. Aber unaufgehalten schritt Friedrich fort, und ehe noch ein Jahr verflossen war, befand sich schon der größte Theil von Österreich wieder in seiner Gewalt. Nur Wien trotzte ihm noch und einige Bergschlösser, deren Besitzer sich ihrem Lehnsherrn zu ergeben fürchteten, da sie seinen Zorn so lange wider sich gereizt hatten.

Indem Friedrich durch die Waffen die Macht seiner Feinde schwächte, bemühte er sich zugleich, die Zahl derselben durch andere Mittel zu vermindern. Er entließ die gefangenen Bischöfe von Passau und Freysingen ihrer Haft, ohne Lösegeld von ihnen zu fordern. Er begnügte sich mit dem Versprechen, daß sie ihn nicht länger bekriegen wollten. Auf diese Art befreyte er sich von zweyen sei-

ner Feinde; einen dritten, den mächtigsten unter allen, den König von Böhmen, gewann er auch für sich. Geheime Kundschafter benachrichtigten ihn, daß König Wenzel, der durch den Papst bewogen im Begriff war, sich wider den Kaiser zu erklären, nicht abgeneigt wäre, mit ihm Frieden zu machen, wenn er ihn durch einige Aufopferungen erkaufen wollte. Friedrich trat daher in Unterhandlungen mit dem Könige Wenzel, die bald zur Zufriedenheit beyder Theile beendiget wurden. Wenzel gab ihm eine Schar Hülfsvölker, und Friedrich zweifelte nun nicht länger, sich bald wieder in dem ungestörten Besitze seiner Länder zu sehen. — Jetzt kam auch Theodore wieder nach Österreich, mit ihr Gertrud, die aber nicht lange in ihrem Vaterlande blieb. Der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspo, warb bey dem Herzoge um ihre Hand, erhielt von ihm und seiner Mutter die Einwilligung, und kam nach Neustadt, sich mit Gertruden zu vermählen. — Heftigen Widerstand hatten bis jetzt noch die Aufrührer in Steyermark dem Herzoge geleistet; in Österreich war aber bald Wien allein noch übrig zu erobern: denn die aufrührischen Edlen, die ihm in ihren festen Burgen trotzten, überwand Friedrich nach und nach durch Güte oder Zwang. — Gegen Wien konnte er jetzt noch nichts unternehmen, weil er sich zuvor

das übrige Land unterwerfen wollte, ehe er die Bürger dieser Stadt angriff, von denen zu vermuthen war, daß sie für ihre erlangte Reichsfreyheit nach allen Kräften fechten würden. Sie an sich allein konnten schon ein mächtiges Heer aufstellen: in ihren Mauern befand sich aber auch noch der Graf von Eberstein mit den kaiserlichen Völkern.

Nach Steyermark zu gehen, schien dem Herzoge nicht räthlich, weil die Lage der Dinge in Österreich seine Gegenwart erforderte, um zu verhüthen, daß das Feuer, kaum hier und da glücklich gedämpft, nicht von neuem aus der Asche empor lodern möchte. Nach drey Jahren in rastlosem Kampfe verlebt, zeigte sich endlich dem Herzoge noch größere Hoffnung, wie bisher, die lange unterbrochene Ruhe aufs neue zu befestigen. Der Oberste seiner Feinde, der alle anderen in Bewegung gesetzt hatte, Kaiser Friedrich, verlor die Macht, ihm zu schaden. Papst Gregor hatte ihn zum zweyten Mahle in den Bann gethan, und trat nun endlich mit der Ausführung des Plans hervor, welchen er, wie unsere Leser wissen, schon so lange vorbereitet hatte. — Überzeugt, daß der Kaiser seine Kriegsvölker zu nöthig in Italien brauchte, um sie nach Österreich zu senden, beschloß der Herzog, diejenigen, welche sich noch in seinem Lande befanden, zu vernichten, und begann mit allen Kräften

die Belagerung Wiens. Lange widerstanden die neuen Reichsbürger; endlich aber mußten sie sich dem Herzoge ergeben, der ihnen wider ihre Hoffnung ihren begangenen Frevel verzieh, und die Zurückkehrenden mild und gütig behandelte. — Bald nach der Eroberung Wiens handelte Friedrich auf eine Art gegen den Kaiser, welche seine Versöhnung mit ihm bewirkte, zu der freylich wohl auf beyden Seiten Staatsklugheit die mächtigste Triebfeder seyn mochte.

Unter den geistlichen Räthen des Bischofs von Passau befand sich Albert von Böhmen, ein heftiger Zelote für die Rechte des heiligen Vaters. Seiner glaubte sich Gregor zur Bekanntmachung des Bannes wider den Kaiser in Deutschland bedienen zu müssen, und Albert zeigte sich seines Vertrauens würdig. Er zog bey den Fürsten Deutschlands umher, befahl ihnen, im Nahmen des heiligen Vaters, wider den Kaiser die Waffen zu ergreifen, und sprach, kraft seiner von Rom erhaltenen Gewalt, über jeglichen, der sich deß weigerte, den Bannfluch aus. — Dieser Albert kam auch nach Wien, wo er dem Herzog Friedrich im Nahmen des Papstes befahl, sich mit dem Könige von Böhmen wider den Kaiser zu verbinden. Friedrich versicherte, daß er gegen seinen Lehnsherrn und das Oberhaupt des Reichs nie das Schwert ziehen

würde, wenn er sich nicht von ihm selbst angegriffen sähe. Albert drohte mit dem Banne; der Herzog lächelte, und versicherte, daß nichts in der Welt ihn würde vermögen können, wider kaiserliche Majestät zu fechten, so bald er seine eigene Fehde ausgetragen hätte. Der Eiferer für den Papst suchte den Herzog durch List auf seine Seite zu ziehen, indem er Rache zu entflammen, und ihm die Vortheile zu schildern strebte, die ihm aus dem Kriege wider den Kaiser erwachsen würden; aber Friedrich blieb unerschüttert, und die Hoffnung des Papstes, in ihm einen mächtigen Kämpfer für die heilige Kirche zu erhalten, wurde nicht erfüllt.

Wir wollen nicht entscheiden, ob Friedrich durch diese Handlung gegen den Kaiser einen Beweis gab, daß ihm Rachsucht fremd war, oder ob er den ruhigen Besitz seiner Lande durch die Aussöhnung mit dem Kaiser bestätigt den ungewissen Hoffnungen vorzog, mit welchen ihn der Papst durch seine Getreuen schmeicheln ließ; genug, wenn wir wissen, daß der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Freysingen und Passau Friedrichs Verfahren dem Kaiser als einen Beweis der Treue gegen ihn rühmten. Ihre Verwendung blieb nicht ohne Erfolg: der Kaiser fühlte, daß ihm die Freundschaft des Herzogs von Österreich so nützlich, als die

Feindschaft desselben schädlich werden könnte, und schickte Gesandte nach Österreich, dem Herzoge zu verkündigen, daß er alle Feindschaft gegen ihn endigen, und ihm seine eingezogenen Länder, so wie seine verhaftete Gemahlinn, zurück geben wollte.

Herzog Friedrich drang auch auf die Freylassung seiner Schwester und ihrer Kinder: dieß erhielt er nicht sogleich, sondern nur das Versprechen, daß der Kaiser, sobald es ihm seine Kriegsgeschäfte erlauben würden, nach Apulien zu gehen, Margarethen selbst in Freyheit setzen würde; bis dahin sollte sie noch mit ihren Söhnen zu Sanct Felice bleiben, doch nur in so fern verhaftet, daß es ihnen nicht vergönnt seyn sollte, die Stadt zu verlassen. — Der Kaiser ließ versichern, daß er Margarethen vollkommen unschuldig an dem Vergehen erkennte, dessen sein Verdacht sie bisher bezüchtigt hatte; daß es auch sein ernster Wille wäre, ihr, wenn nicht unmittelbar, doch durch ihre Söhne, das erlittene Unrecht zu vergüten. Jetzt würde er durch den Kampf mit seinen Feinden so ausschließend beschäftiget, daß es ihm an Zeit gebräche, für seine Enkel zu sorgen; väterlich würde dieß aber geschehen, so bald er den Papst zum Frieden genöthigt hätte. Friedrich begnügte sich in Absicht seiner Schwester mit dem erhaltenen kaiserlichen Worte. Die reich-

liche Versorgung, welche Friedrich seinen natürlichen Kindern gab*), ließ ihn hoffen, daß er auch gegen seine Enkel sich nicht weniger gütig bezeigen würde; eine Hoffnung, die er auch in dem Busen seiner Schwester zu beleben suchte, als er Gesandte nach Sanct Felice schickte, seine Gemahlinn abzuhohlen, die der Kaiser ehrenvoll bis an die Grenze von Steyermark begleiten zu lassen versprach.

* * *

Innig freute sich Frau Agnes über die fröhliche Bothschaft von dem glücklichen Ausgange des Krieges ihres Gemahls mit dem Kaiser und den verbundenen Fürsten, und der glücklichen Folge derselben für sie. Unzufrieden war sie hingegen, daß ihr Gemahl Margarethen in der Gewalt des Kaisers gelassen hatte; denn ihr Vertrauen auf das Versprechen desselben war weniger groß, als die Zuversicht Margarethens. Jetzt blickte diese nicht mehr voll banger Besorgniß für ihre Söhne in die Zukunft, und war über die Folgen des Friedensschlusses mit dem Kaiser nicht weniger freudig, als Agnes.

*) Daß er seine Söhne, Manfred und Heinrich, bekannter unter dem Nahmen Entius, zu Fürsten erhob, weiß ohne Zweifel jeder unserer Leser: weniger bekannt ist es aber ihnen vielleicht, daß er seine Tochter Selvaggia mit dem mächtigen Ezzelino de Romano vermählte, wobey sein eigner Vortheil sich so wohl befand, als Selvaggia.

Der Abgeordnete des Kaisers, der nach Sanct Felice kam, Agnesen wieder heim zu ihrem Gemahle zu führen, brachte Margarethen ein Schreiben des Kaisers, in welchem er sie seine geliebte Tochter nannte, alle dem Herzoge von Österreich bereits gegebenen Zusagen erneuerte, und sich entschuldigte, daß er, jetzt zu angelegentlich im Felde beschäftiget, seine väterlichen Gesinnungen gegen sie und ihre Söhne noch nicht in ihrer ganzen Stärke zeigen könnte.

„Bis die hergestellte Ruhe mir erlaubt, ganz Vater zu seyn," endigte er, „betrachtet euch als die Besitzerinn des Schlosses, in welchem ihr bisher als Gefangene lebtet; entfernt euch aber nicht aus den Mauern von Sanct Felice, damit die Feinde des ganzen hohenstauffischen Stammes nicht vielleicht etwas wider euch oder eure Söhne unternehmen."

Durch diese Zuschrift wurde Margarethe vollkommen beruhigt; nicht also Agnes, deren Mißtrauen der Kaiser durch sein ungerechtes und unwürdiges Verfahren gegen sie so heftig gereizt hatte, daß sie seinem Worte wenig Werth zuerkannte. Aus Schonung gegen ihre Schwägerinn äußerte sie nichts von den Besorgnissen, die sie in Absicht derselben beunruhigte; um vieles wurde aber durch diese die Freude vermindert, mit welcher sie ihr Gefängniß verließ, um zu ih-

rem Gemahle zu eilen, und gemeinschaftlich mit ihm dem Schicksal für die Rettung aus der Gefahr zu danken, die ihnen den Untergang gedrohet hatte.

* * *

Öffentlich lebte nun Margarethe zu Sanct Felice, dessen Bewohner sich bestrebten, ihr den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich, und den Zwang vergessen zu machen, der ihr verboth, sich aus den Mauern der Festung zu entfernen. Margarethe hatte dem Kaiser für sich und ihre Söhne ihr Wort gegeben, und jeder Gedanke, es zu brechen, war weit von ihr entfernt: unwillig wurden aber oft ihre Söhne, daß ihnen der Ausgang aus den Thoren zu St. Felice nicht verstattet war; denn rastlos beschäftigte sie der Wunsch, an der Seite ihres Großvaters beweisen zu können, wie vollkommen sie in ihrem Kerker den Gebrauch der Waffen erlernt hätten.

Schon waren beynahe zwey Jahre verstrichen, und das Schreiben, welches Margarethe mit dem Anfange derselben von dem Kaiser erhalten hatte, war noch immer der einzige Beweis seiner guten Gesinnungen gegen sie und ihre Söhne. Diese muthigen Jünglinge, von welchen Friedrich das funfzehnte Jahr beschlossen, Heinrich das vierzehnte erreicht hatte, klagten öfters, daß sie

in einem Alter, wo ihr Vater und ihr Großvater schon Feinde besiegt hatten, ihre Waffen noch immer nur zu ritterlichen Spielen gebrauchen konnten; und diese Klagen erfüllte ihre Mutter zuweilen mit Besorgnissen, die auch durch Agnesens Briefe an sie aufgeregt wurden. So sorgfältig sich Agnes auch hüthete, ihr Mißtrauen gegen den Kaiser auf ihre Schwester fortzupflanzen, so floß doch zuweilen ihr Herz über.

Freylich war Kaiser Friedrich noch nicht nach Apulien gekommen, und der Kampf mit dem heiligen Vater beschäftigte seine ganze Thätigkeit, ob er schon die Schlüsselhelden schlug, wo er sie antraf, und dem Erbgute Sanct Peters eine Stadt nach der andern entriß: doch schien es allerdings, daß er hierdurch nicht hätte abgehalten werden können, seiner Enkel zu gedenken, wenn seine väterliche Liebe sich ihrer wirklich hätte erinnern wollen. — Von diesen und ähnlichen Gedanken wurde Margarethe bisweilen beunruhigt, wo dann Hugo, Sophie und Azzo alle Mühe hatten, ihr sinkendes Vertrauen auf das Versprechen des Kaisers zu stützen. Neben den wiederhohlten Beschäftigungen der Zusage Friedrichs, welche Margarethe von Isabellen erhielt, bedienten sie sich hierzu eines Mittels, das ihnen der Gang des Krieges mit dem Papste darboth.

„Vielleicht," sprachen Margarethens Tröster, „gedenkt der Kaiser seine Enkel zu Markgrafen von Thuscien und Ancona zu erheben, oder sie mit Bologna und Romagna zu belehnen; denn gewiß wird er diese Länder, die zum Theile schon in seiner Gewalt sind, dem Papste und dem guelphischen Freystaate vollends entreißen."

Margarethens Besorgnisse wurden durch diesen Trost ihrer Freunde weniger vermindert, als durch eine Nachricht vermehrt, die sie in den letzten Tagen des Jahres 1241 aus Foggia erhielt. Eine von den Kammerfrauen der Kaiserinn Isabella meldete ihr den Tod ihrer Gebietherinn, die im Kindbette mit ihrem neu gebornen Kinde starb.

Auch außer den Mauern vor Sanct Felice würde Margarethe den Tod der würdigen Kaiserinn Isabelle tief betrauert haben; innerhalb derselben mußten aber ihre Thränen freylich reichlicher fließen, da sie in ihr eine Fürsprecherinn bey dem Kaiser verlor: und sehr nöthig glaubte sie dieser zu bedürfen, so oft sie die Verzögerung der Erfüllung deß, was er Friedrichen versprach, beunruhigte.

Die Ursache der Thränenströme, die Margarethe über den Tod der Kaiserinn vergoß, blieb ihren Vertrauten nicht verborgen; Azzo aber versicherte sie, daß ihre Thränen um

Isabellen nur der Freundinn, nicht der Fürsprecherinn fließen dürften.

„Glaubt den Worten eures treuen Dieners, gnädigste Frau," lautete der Schluß von des Castellans tröstlichem Zuspruche, „daß ihr bey kaiserlicher Majestät Fürsprecher habt, die in Sachen, welche Land und Leute betreffen und — zu diesen gehören die Angelegenheiten der Prinzen, eurer Söhne — mehr vermögen, als die selige Kaiserinn. König Entius *) und der Liebling unseres gnädigsten Herrn, Herr Ezzelino de Romano, sind eure Freunde, und bemühen sich eifrig, die Beschlüsse des Kaisers für seine Enkel zu beschleunigen.

* * *

„Ein Fremder," trat Azzo, wenig Tage nach der erhaltenen Nachricht von Isabellens Tode ein — „der aber nur euch selbst seinen Nahmen sagen will, verlangt euch zu sprechen."

„Doch nicht ohne meine Söhne?" fragte Margarethe, der in diesem Augenblicke die Warnung des Kaisers vor den allgemeinen Feinden des hohenstauffischen Stammes in die Gedanken kam.

*) Durch seine Gemahlinn Adelasia, welche ihm die beyden Fürstenthümer Torri und Gallura zum Mahlschatze brachte, durch die Gunst seines Vaters und die Gewalt der Waffen wurde Entius König von Sardinien.

„Nein," antwortete Azzo. „Außer diesen bittet er aber, während seines Gesprächs mit euch, alle Zeugen zu entfernen."

„Soll ich ihn hören?" äußerte Margarethe einige Unentschlossenheit.

„Sein Ansehen ist unverdächtig," versicherte Azzo.

„Wäre es auch nicht so," wendete sich Heinrich zu seiner Mutter, „so dächte ich doch, ihr hörtet den Fremden an. Ich und mein Bruder, wir weichen nicht von euch, und kennen unsere Pflicht, wenn der Fremde euch sollte beleidigen wollen."

„Nun wohl! so führt ihn zu mir!" fuhr Margarethe gegen Azzo fort.

Dieser entfernte sich, und öffnete bald hernach dem Fremden die Thür zu dem Zimmer Margarethens.

„Ich wünschte," begann der Fremde nach einer stummen Verbeugung gegen Margarethen und die Prinzen, „mit euch, gnädigste Frau, in einem Zimmer zu sprechen, wo niemand uns belauschen kann."

„Dieß würde auch hier nicht geschehen," antwortete Margarethe; „doch weil ihr es fürchtet, so begleitet mich in dieses Gemach, wo ihr ganz ohne Furcht, belauscht zu werden, sprechen könnt."

Sie führte ihn in ein anderes Zimmer; ihre Söhne folgten ihr, und nun fragte

der Fremde: „Kennt ihr mich, gnädigste Frau?"

Marg. Mich dünkt, ich sah euch noch nicht. Euern Nahmen, Herr Ritter, wenn ich bitten darf, und die Ursache, welche mir euer Besuch bringt.

Der Fremde. Diese wird, wie ich hoffe, keiner weitern Frage bedürfen, wenn ich euch meinen Nahmen nenne. Es ist Pagano de Turre, welcher die Ehre hat, im Nahmen des mailändischen Staats und des Herrn Markgrafen von Esto vor euch, gnädigste Frau Königinn, zu erscheinen.

Marg. Ihr irrt, Herr von Turre, wenn ihr glaubt, daß mir euer Nahme die Ursache eures Besuchs verräth. Was könnten die Mailänder, was der Markgraf von Esto, diese Feinde und Empörer gegen den Kaiser, ihren Herrn, was könnten diese von mir, der Tochter Friedrichs, begehren?

D. Fremd. Nichts von der Tochter Friedrichs, wohl aber von der Königinn Margarethe und ihren Söhnen, von ihnen, gegen welche es der Kaiser vergißt, daß er ihr Vater ist, um an ihnen zum Tyrannen zu werden.

Marg. Gemach, Herr Pagano! Wollt ihr, daß ich euch länger hören soll, so gefalle es euch, eure Zunge ein wenig zu zähmen, wenn ihr von dem Kaiser, meinem Herrn und Vater, sprecht. Nun wird es mir

freylich nicht schwer, euch zu errathen; und daher wäre es, genau genommen, unnöthig, euch zu hören: doch es geschehe um meiner Söhne willen!

D. Fremd. (zu dem Prinzen Friedrich) Euch, gnädigster Herr, biethet Pagano de Turre, im Nahmen des ganzen mayländischen Volks, die lombardische Krone an; der Markgraf von Este sammt allen Guelphen ein Bündniß zu Schutz und Trutz.

Friedr. (kalt und stolz) Friedrichs Enkel wird nie sein Gegner werden: und dächte er auch hierzu verrätherisch genug; so würde er sich doch nie nach einer Krone sehnen, die mit Zaubermacht seinen Vater in den Kerker drückte, ehe sie noch sein Haupt bedeckte.

D. Fremd. War es der Mailänder Schuld, daß euer erlauchter Vater fiel? Wäre er früher in meine Vaterstadt gekommen; hätte er sich nicht in Deutschland in nutzlose Fehden verwickelt, so würde jetzt Italien seinem Zepter gehorchen, und ihr, gnädiger Herr, athmetet nicht Kerkerluft ein.

Friedr. Wer sagt euch, daß ich mich in einem Kerker befinde?

D. Fremd. Scheint es euch nicht so, so versucht einmahl aus dem Thore von St. Felice zu gehen, und die Lanzenknechte, die dort Wache halten, werden es euch sagen. Doch unser Gespräch möchte sich von der Küh-

le entfernen, die bey jeder Prüfung so nöthig ist! (zu Margarethen) Zu euch, erhabene Königinn, wende ich mich wieder. Ich weiß, daß die Art, wie ihr von dem Kaiser behandelt werdet, aus eurem Busen dennoch die Empfindungen der Tochter gegen den Vater nicht entfernen konnte; ich weiß, daß ihr eure Söhne mit gleichen Empfindungen belebtet, und sie nicht zur Rache ihres Vaters, sondern zum Gehorsame und zur Treue gegen ihren Großvater erzogt, und fühle vollkommen, wie vortrefflich und edel ihr hierin handeltet; aber erlaubt mir die Erinnerung, daß euch die Pflichten gegen Söhne, die eurer Liebe würdig sind, heiliger seyn müssen, als die Pflicht gegen einen Schwiegervater, der euch ungerecht und grausam von sich stößt. Er hat die seinigen vergessen; was kann euch verbinden, die eurigen zu erfüllen, und euch und eure Kinder unglücklich zu machen, indem ihr thut, was euch schon längst nicht mehr obliegt? Der Kaiser hat das Band zerrissen, das euch an ihn kettete; wollt ihr eure Söhne nie durch ein anderes an die Welt binden, der sie, wie jeder Mensch, zu dienen schuldig sind, und der sie auch gewiß nicht wenig nützen würden?

Marg. Ich lasse euch ausreden; schmückt aber eure Rede, so schön es euch immer ge-

fällt; auf mich und meine Söhne bleibt sie sonder Eindruck.

D. Frend. Ihr trauet dem Versprechen des Kaisers, väterlich für sie zu sorgen; erinnert euch aber, gnädigste Frau, wie manches Versprechen schon der Kaiser gab, das er nie zu erfüllen gedachte, und auch nie erfüllt hat. Könntet ihr zweifeln, ob das euch gegebene unter diese Zahl gehört? Dem Dringen des Herzogs, eures Bruders, auszuweichen, versprach der Kaiser euch und euren Söhnen Freyheit und Versorgung; aber der Erfolg hat bewiesen, daß es nicht sein Wille war, dieses Versprechen zu erfüllen. Zurück wies er die Aufforderung des Herzogs, eures Bruders, mit leeren Ausflüchten, mit denen er auch die Bitten seiner Gemahlinn beantwortete. Der Tod hat euch diese Fürsprecherinn entrissen; niemand bittet mehr für euch, und — glaubt den Worten eines Mannes, der sich um euer Wohl bemüht — und bald wird eure gemilderte Haft wieder so strenge werden, als sie es vor der Verwendung eures Bruders war; denn fürwahr, der Kaiser, der jetzt, immer siegreich, einem jeglichen trotzt, wird den Herzog von Österreich nicht fürchten, sondern gegen ihn seine Waffen wenden, wenn sie in Italien nicht mehr hinreichende Beschäftigungen finden. (Zu Friedrichen) Nun, mein Prinz, wie gefällt euch das Bild,

das eure Einbildungskraft leicht mit den noch fehlenden Farben wird ausmahlen können?

Friedr. (heftig) Ein Verleumder, ein Verführer zeichnete es mit Kohle!

Heinr. Aber er müht sich vergebens; unerschüttert steht unsere Treue gegen unsern Großvater, den erhabenen Friedrich!

D. Fremd. Meinem Vorsatze gemäß zu handeln, stelle ich euch das Gegenbild dar; dann mögt ihr wählen! Wählet ihr falsch, so ist die Schuld nicht mein: euer Freund Azzo ist mit mir einverstanden. Unter dem Vorwande, daß es auf Befehl des Kaisers geschähe, öffnet er euch, so bald es euch gefällt, das Thor von St. Felice. Nicht fern von hier harrt im Verborgenen eine Schar tapferer Mailänder, die euch, von mir geführt, sicher zum Markgrafen von Este leitet. Von ihm mit einer stärkern Bedeckung versehen, damit ihr nicht nöthig habt, die Nachstellungen Ezzelins zu fürchten, begleitet ihr mich dann nach Mailand, wo viele Tausende bereit stehen, unter der Anführung ihres gewählten Königs Friedrichs zu fechten.

Marg. Azzo von Tiepoli wäre euer Vertrauter! Nein, unmöglich kann dieser wackere Mann zum Verräther an seinem Herrn werden! —

D. Fremd. Er wurde es, weil er er-

kannte, daß die Pflicht, Unschuldige zu vertheidigen, noch heiliger ist. (zu Friedrichen) Nun, mein Prinz! wählt zwischen dem Thron und dem Kerker!

Friedr. Wäre mir auch der erstere so gewiß, als ihr mich zu überreden trachtet, so würde mich die Aussicht auf ihn doch nicht zum Verbrechen, zur Empörung gegen meinen Großvater reizen. Auf einem Throne, durch Verbrechen errungen, lebt es sich weniger ruhig, als mit schuldlosem Gewissen im Kerker.

Marg. Wohl dir, mein Sohn, daß dir meine Lehren so unvergessen sind!

D. Fremd. Und wohl euch, Frau Königinn, daß ihr eure Söhne also lehrtet! (zu dem Prinzen) Kommt an meinen, Busen meine Neffen, an den Busen eures Oheims Ezzelino! —

Marg. (erstaunt) Ihr Ezzelino de Romano! —

Ezzelino. Euer Freund. Was ich bisher sagte, war Probe für eure Söhne. Sie haben besser bestanden, als ich vermuthete.

Marg. Fürwahr eine harte Probe für Jünglinge, in welchen Drang nach Freyheit, und Durst nach Thaten um so mächtiger spricht, da sie ihn bis jetzt in sich verschließen mußten!

Friedr. Für uns, die Margarethe lehr-

te, war die Probe nicht zu hart, schmerzhaft aber das Mißtrauen, das sie veranlaßte. —

Ezzel. Ich weiß, was man dem Jugendfeuer verzeihen muß, und verlangte daher von euch, meine geliebten Neffen, nicht mehr, als ihr leisten konntet, forderte nicht mehr von euch, als daß ihr nur dem Tone, in welchem ich von unserm großen Vater sprach, nicht beystimmen, die Gelegenheit, die ich euch zur Rache an ihm zeigte, nicht hastig ergreifen solltet. Schwanken hättet ihr können — dieß würde mein Vertrauen zu euch nicht vermindert haben; denn in eurer Lage wäre es verzeihlich gewesen: daß ihr aber nicht schwanktet, hebt dieses Vertrauen auf den höchsten Gipfel. Vernehmt jetzt zum ersten Lohne für eure Festigkeit die frohe Bothschaft, daß ihr frey seyd, und nach eurer Willkür mich zum Kaiser begleiten, oder in welcher Stadt des kaiserlichen Italiens es euch gefällt, so lange leben könnt, bis die Fehde eures Vaters mit dem Papste durch den Frieden geendiget ist.

Friedr. Nein, wir begleiten euch, mit unserm Vater wider seine Feinde zu kämpfen.

Heinr. Seht, wir sind groß und stark, und wissen die Waffen zu führen.

Ezzel. Und Muth, das Eigenthum der Hohenstauffen, flammt aus euren Augen.

Friedr. Geleitet von dem Helden Friedrich soll er den Feinden seines Nahmens bald fürchterlich werden.

Marg. (zu Ezzelino) Sehet, wie die Einbildungskraft meiner Söhne schon schwärmerisch in froher Zukunft schwelgt! Doch ehe wir einen Entschluß fassen, sagt uns, mein wackerer Schwager, woher jetzt mit einem Mahle uns die Freyheit wird, nach der wir uns so lange vergebens sehnten? Hellt mir die Dunkelheiten eures geheimnißvollen Besuchs auf, und dieser schweren Probe, die ihr meine Söhne bestehen ließet.

Ezzel. Welchen Verdacht unser Vater gegen euch hägte, ist euch bekannt; aber ihr wißt vielleicht noch nicht, wer ihn in demselben bestärkte. Es war Manfred, dieser unwürdige Sohn Friedrichs, der durch häuchlerische List das Herz meines Vaters gefangen hält, und, von der Habsucht gereizt, alle Kinder Friedrichs von der Erde zu tilgen wünschte, damit nur er der einzige Erbe aller seiner Reiche werden möchte. Ich und der edle Entius vereinigten uns mit Isabellen, den Kaiser zur Gerechtigkeit gegen euch, und eure Söhne aufzufordern; aber Manfred machte sein Ohr taub gegen unsere Bitten. Auch in eurer Einsamkeit ist es euch unfehlbar kund geworden, welche Macht dieser gleißnerische Bösewicht über seinen Vater besitzt; ihrer bediente er sich

wider euch, und unsere vereinigten Bemühungen reichten kaum hin, die von Manfreden bezielte noch größere Verbitterung des Kaisers zu verhindern. Er machte den Argwohn in ihm rege, daß ihr eure Söhne zu Rächern ihres Vaters an ihm bildetet, und Azzo's Berichte von euch, so genau sie auch diesem Vorgeben entgegen standen, vermochten nicht Friedrichs Argwohn zu entfernen. Verbunden mit unserm Schwager Entius bestürmte ich endlich vor einigen Tagen den Kaiser so lange mit Bitten, bis er mir Erlaubniß gab, zu euch zu gehen, und euch sammt euren Söhnen erforschen zu dürfen. Manfred konnte uns nicht entgegen arbeiten, denn er befand sich abwesend, dem Kaiser neue Verstärkung zuzuführen. Ich eilte, meine Reise anzutreten, ehe er zurück kam, empfing von dem Kaiser die nöthigen Verhaltungsbefehle, und seine Erfindung war es, womit ich mein Gespräch mit euch begann."

„Widerstehen meine Enkel eurer Aufforderung," sprach der Kaiser zu mir, bevor ich ihn verließ — „so führt sie mit ihrer Mutter zu mir. Sie sollen mir willkommen seyn, und zum Feste wird mir der Tag werden, wo ich, statt meines verlornen Sohnes, in seinen Kindern zwey bessere erhalte. Doch vielleicht," setzte er nach einiger Zeit hinzu, „hat es ihnen in ihrem Gefängnisse an Ge-

legenheit gemangelt, sich schon zu Kriegern zu bilden, und ihr wisset, daß jeder, der jetzt um mich lebt, es seyn muß; gebricht es ihnen daher noch an Kenntnissen, oder an körperlicher Stärke, so hangt es von ihrer Mutter ab, in welcher von meinen getreuen Städten sie mit ihren Söhnen leben will, bis sie hinlänglich in den Waffen geübt sind, neben ihrem Vater zu fechten."

Friedr. Kommt, mein Oheim, und begleitet uns in den Hof des Schlosses, damit ihr euch überzeugt, daß wir nicht mehr Übung in dem Gebrauche der Waffen, wohl aber Übung im Kriege selbst bedürfen.

Ezzel. Unnöthig wäre dieser Beweis bey diesen starken Muskeln, und bey dem Feuer eurer vollen Augen, welches euch das Zutrauen des alten Kriegers Ezzelino gewinnt. (zu Margarethen) Unfehlbar begleitet ihr doch eure Söhne zum Kaiser, und berathet euch mit ihm, welche Stadt ihr zu eurem künftigen Aufenthalte wählen wollt.

Marg. Gewiß wird mir der Kaiser vergönnen, meinen Aufenthalt zuweilen zu verändern, damit ich meinen Söhnen immer nahe seyn, und erfahren kann, ob sie die Hoffnungen erfüllen, die ihr euch von ihnen macht.

* * *

Bis spät in die Nacht mußte Ezzelino Mar-

garethen und ihren Söhnen von dem Kaiser erzählen; des andern Tages verließen sie Sanct Felice nicht ohne Thränen, die bey dem Abschiede von dem tapfern Azzo reichlich flossen. Ihr Weg ging nach Ravenna, wo der Kaiser sich eben befand, von seinen Kriegszügen wieder auszuraſten, und sich von neuem zu rüsten. Die Güte und Freude, mit welcher sie von ihm empfangen wurden, ließ sie vergessen, was sie bisher durch ihn gelitten hatten.

„Verzeiht, meine Kinder," sprach der Kaiser zu ihnen, „daß ich euch bisher kein gütiger Vater war. Verleumder hatten mich wider euch eingenommen; doch werde ich mich bemühen, euch die Leiden zu vergelten, die ihr durch mich erduldet habt."

Diese Äußerungen gewannen Margarethen und ihre Söhne ganz für den Kaiser, der sie auf eine Art behandelte, die vollkommen bewies, daß es sein ernster Wille war, ihnen zu vergüten, was sie bisher gelitten hatten. Entius und Ezzelino zeigten sich nicht weniger liebevoll gegen sie, und der erste äußerte besonders für Heinrichen, den jüngsten von Margarethens Söhnen, Gewogenheit.

Entius war ohne Kinder, und erbath sich von dem Kaiser die Erlaubniß, den jungen Heinrich an Kindes Statt annehmen zu dürfen. Er erhielt sie von ihm so leicht, als von

Margarethen, die ihrem Sohne hierdurch den Weg auf einen Thron eröffnet sah; doch war es ihr unangenehm, daß ihre Söhne hierdurch zuweilen getrennt wurden. Entius wollte sich nicht von seinem angenommenen Sohne scheiden, und eben so wenig der Kaiser seinen lieben Enkel von sich lassen.

Auch Manfred äußerte viele Zärtlichkeit für seine Schwägerinn und seine geliebten Neffen, und nahm den Schein an, immer so günstig von ihnen gedacht zu haben, als er jetzt vorgab. Margarethe und ihre Söhne, von dem Gegentheile überzeugt, zwangen sich, hiervon nichts zu verrathen; denn nach dem Rathe Ezzelino's und Entius suchten sie sorgfältig alles zu vermeiden, diesem viel vermögenden Häuchler noch mehr verhaßt zu werden, als sie es ohnehin schon waren; doch hüteten sie sich auch nicht minder sorgfältig, die Vermuthung in ihm hervor zu bringen, daß sie seine Gewogenheit suchten, und sich vielleicht von ihm zum Mitarbeiter an einem Plane, mit dem sich seine Habsucht immer beschäftigte, würden gebrauchen lassen. —

Margarethe mußte bald ihre Söhne von sich scheiden sehen. Mit seinem Oheim Enzius zog Heinrich, mit seinem Großvater Friedrich zu Felde, wenig Wochen nach ihrer Ankunft in Verona, wo ihre Mutter noch einige Zeit verweilte.

Der Kaiser hatte sie gebethen, die Aufsicht über die Erziehung des jüngern Heinrichs und einer Tochter zu übernehmen, die er einige Jahre nachher mit dem Grafen von Flandern verlobte. Friedrich hatte hierbey die doppelte Absicht, Margarethen so wohl Beschäftigung, als seinen Kindern eine sorgfältige Pflegerinn und würdige Erzieherinn zu geben. Nun, da Wahrheit den Wahn verscheucht hatte, der ihn vordem wider Margarethen einnahm, war an die Stelle der üblen Meinung; die er zuvor von ihr hatte, bald Achtung und Gewogenheit getreten.

Mit vollem Vertrauen übergab er ihr die geliebtesten seiner Kinder, die Pfänder der Liebe seiner Isabelle, deren Andenken oft aus seinem Auge eine milde Zähre floß. Besonders empfahl er ihr den fünfjährigen Heinrich, einen lieben Knaben, der schon deßhalb die auszegeichnete Liebe seines Vaters verdiente, weil ihn die trefflichen natürlichen Anlagen desselben zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten.

Margarethe zeigte sich des Vertrauens ihres Schwiegervaters vollkommen würdig. Mit der zärtlichsten mütterlichen Sorgfalt wachte sie für das Wohl der Kinder ihrer Freundinn Isabelle. Dieser verewigten Edlen war sie die Wiedervereinigung mit ihren Söhnen schuldig; ihr selbst hatte sie nur kalt und

durch Schreiben danken können — wie erwünscht mußte es ihr daher nicht seyn, den unsterblichen Dank gegen Isabellen nun an ihren Kindern beweisen zu können!

Ungetrennt von diesen brachte sie den größten Theil ihrer Zeit in Neapel zu, verließ es aber auch bisweilen, um sich in eine Stadt zu begeben, wo sie ihren Söhnen näher war. Diese begleiteten ihren Großvater unablässig zu seinen rastlosen Kämpfen, wo sie sich bald als würdige Enkel desselben bewiesen. Ihre Fortschritte in der Kriegskunst und in andern Kenntnissen befestigten die Gunst Friedrichs und seines edlen Sohnes, des wackern und geraden Entius, immer mehr, und oft freute sich der letzte, in seinem Neffen Heinrich einen Erben gefunden zu haben, wie er ihn wünschte.

In dem ersten Jahre, das Margarethe und ihre Söhne wieder in völliger Freyheit verlebten, machte der Tod des Königs Heinrich die lebhafteste Betrübniß in ihnen rege. Man suchte ihnen zwar die Art desselben und den mitleidswürdigen Zustand, in welchem der Verstorbene die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, zu verhehlen; aber doch blieb ihnen beydes nicht ganz verborgen: Heinrich hatte in dem letzten Jahre nur wenig helle Augenblicke gehabt; seine Raserey stieg so hoch, daß man ihn fesseln mußte. Sie ver-

ließ ihn nicht, und in einem der heftigsten Anfälle derselben starb er.

Auch der Kaiser wurde durch seinen Tod heftig erschüttert. Er sah jetzt nicht mehr den strafbaren Empörer zu ihm, sondern nur den unglücklichen und mitleidswerthen Sohn.

„Tröste dich, mein Friedrich!" schloß er einst im Ausbruche des Schmerzens seinen Enkel in die Arme — „tröste du mich für diesen Verlust eines Sohnes, der, irre geleitet von bösen Verführern, die Pflichten gegen seinen Vater vergaß."

Friedrich ließ die Erwartungen seines Großvaters nicht unerfüllt. Ein Jüngling, edel und bieder, tapfer im Kriege, und durch einen viel umfassenden Geist mit der Staatskunst bald vertraut gemacht, gewann er sich die Achtung aller, die ihn kannten. Es würde uns nicht schwer werden, dir, lieber Leser! Belege zu liefern, daß ihm dieser Zoll nicht ohne Verdienst wurde; aber dieß würde uns zu tief in die Geschichte des Krieges verwickeln, in welchem sich Friedrich seinem Großvater und andern werth machte, und diese liegt gänzlich außer unserm Plane, weil sie auf die Schicksale Margarethens keinen Einfluß hat. Dagegen glauben wir nicht unberührt lassen zu dürfen, daß der Kaiser im Jahre 1245 einen Reichstag nach Worms ausschrieb, sich mit den versammelten Für-

sten zu berathen, auf welche Art den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Lyon, wo Papst Innocenz der Vierte, Gregors Nachfolger, des Kaisers Verderben zu vollenden gedachte, könnte entgegen gearbeitet, oder die Folgen derselben verhüthet werden.

Zu Verona erschien auch der Herzog von Österreich, und fand seine Schwester, die dahin, gekommen war, den geliebten Bruder zu sehen, und sich mit ihm von ihrer theuern Mutter und von den Begebenheiten zu unterreden, die sie selbst gegenseitig seit einer so langen Trennung betroffen hatten.

Denkt euch, theure Leser! die Empfindungen zweyer Geschwister, die sich zärtlich liebten, beym Wiedersehen nach einer Trennung von zehn Jahren, in deren Laufe sie der Leiden so viele erduldet, und nur selten Freuden genossen hatten, wie sie sich des Andenkens der letztern freuten, und der erstern sich nur erinnerten, den Genuß ihres jetzigen Glücks noch höher zu würzen.

Zu Verona gab auch Herzog Friedrich einen Beweis, wie heilig ihm sein Wort war. Fünf Jahre zuvor hatte er, bey einem Friedensschlusse mit dem Könige von Böhmen, mit dem er, nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser, in einen neuen Krieg verwickelt wurde, eine Eheberedung zwischen dem ältesten Sohne desselben, dem Margrafen Wladislaus von Mähren, und seiner Nichte

Gertrud, der Tochter Heinrichs des Grausamen, gestiftet: jetzt warb der Kaiser um die Hand dieses Fräuleins, vielleicht nur um den Herzog von Österreich noch fester an sich zu ketten. Für diesen und für Gertruden wäre eine Verbindung desselben mit dem Kaiser allerdings ehrenvoller gewesen, als mit dem Markgrafen von Mähren, und zugleich auch mehr nach seinem Wunsche, weil ihm die enge Freundschaft des Kaisers nicht weniger werth war, als die seinige diesem. Aber Wladislaus hatte sein Wort, das Friedrich nicht gewohnt war, zu brechen.

Diese nähere Verbindung des Herzogs von Österreich mit dem Könige von Böhmen war dem Kaiser äußerst unangenehm. Er kannte den König Wenzel als den mächtigsten und heftigsten seiner Feinde in Deutschland, wußte, wie eifrig er bemüht war, dem Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspo, den Innocenz zum Gegenkaiser bestimmt hatte, die Stimme der Wahlfürsten zu gewinnen, und argwohnte, daß es ihm vielleicht gelingen möchte, auch den Herzog von Österreich an seine Partey zu ziehen.

Heinrich Raspo war Friedrichs Schwager; und obgleich seine Gemahlinn nicht mehr lebte, so fürchtete doch der Kaiser, daß Friedrich aus Freundschaft zu ihm möchte hingezogen werden — und fand hierin einen Grund mehr,

die Trennung seines Bündnisses mit dem Könige von Böhmen zu wünschen und zu betreiben.

Er suchte dem Herzoge zu beweisen, daß er nicht verbunden wäre, einem Feinde seines Lehnsherrn sein gegebenes Wort zu erfüllen; und wurde empfindlich, als ihm der Herzog zur Antwort hierauf bloß die Versicherung gab, daß seine eigene Treue unerschüttert bleiben würde, wenn schon sein Verwandter, der König von Böhmen, die Pflichten gegen des Reichs Oberhaupt vergessen sollte.

Auch diese Empfindlichkeit veränderte des Herzogs Entschluß nicht, und der Kaiser kehrte von ihr, weil er sie ohne Nutzen sah, bald wieder zu der freundschaftlichen Wärme zurück, mit welcher er dem Herzoge zuvor begegnet war. Er bestätigte einige Freyheitsbriefe, die seine Vorgänger den Herzogen von Österreich gegeben hatten, vermehrte sie mit neuen, und vergönnte dem Herzoge ein königliches Diadem zu tragen.

Den Tag vor seiner Abreise von Verona gab Friedrich seiner Schwester eine Nachricht von ihrer geliebten Mutter, die er absichtlich bis jetzt zurück behalten hatte, die Freude, welche Margarethen seine Gegenwart brachte, nicht zu stören.

Schon seit einiger Zeit war Frau Theodo-

re kränklich. Eigene Leiden und die Leiden ihrer Kinder — doch bey zärtlichen Müttern gehören ja diese auch mit unter die Zahl der erstern — hatten ihre Gesundheit zerrüttet, und sie früher dem Grabe nahe gebracht. Sie wünschte die liebe Dulderinn, Margarethen, vor ihrem Abscheiden noch ein Mahl zu sehen; und diesen Wunsch theilte jetzt Friedrich seiner Schwester mit. Ohne Verzug würde sie ihn erfüllt, und ihren Bruder begleitet haben; aber ihr Pflegesohn, des Kaisers Liebling, der junge Heinrich, war gefährlich krank — sollte sie ihn verlassen? — Ihr Bruder selbst forderte sie zum Gegentheile auf, weil ihm Theodore in einem Schreiben, worin sie ihm den Einbruch des Herzogs von Bayern in sein Land meldete, von ihrer Gesundheit beruhigende Nachrichten gab. Der Lenz schien in sie, wie in die Natur, neue Kräfte gegossen zu haben. — Allein eilte demnach Friedrich in sein Land, wo er sich den weitern Fortschritten des Herzogs von Bayern entgegen stellte, und seiner Mutter durch einen Diener die frohe Bothschaft geben ließ, daß Margarethe mit ihren Söhnen ihm bald nachfolgen würde.

* * *

Der Durst nach Thaten trieb Margarethens Söhne, unmittelbar nach der Entfernung

ihres Oheims, wieder von ihrer Mutter hinweg. Der junge Heinrich war noch nicht genesen; wie konnten die muthigen Jünglinge bis zu der Zeit, wo die Ärzte dieses versprachen, in Unthätigkeit leben, da ihr Großvater eben jetzt in das Feld gerufen wurde!

Des Kaisers Kundschafter hatten ausgespähet, daß die Mailänder, bewogen durch den Papst, ihre eiserne Krone dem Landgrafen Heinrich Raspo angebothen, und ihn aufgefordert hatten, sie an der Spitze eines mächtigen Heeres wackerer Thüringer abzuhohlen. Er eilte daher, die abtrünnigen Mailänder für diesen Frevel zu züchtigen, und sie, wo möglich, so empfindlich zu schwächen, daß ihre Hülfe dem Landgrafen von Thüringen, wenn er ihre Einladung annehmen sollte, zur Erringung der kaiserlichen Krone wenig frommen würde. Eilend näherte er sich daher der aufrührischen Stadt von einer Seite, und ertheilte durch Heinrichen dem Könige von Sardinien Befehl, sie von der andern anzugreifen. — So bald Heinrich zu seinem Oheim gekommen war, rückte er mit diesem vor Mailand, wo der muthige Jüngling seinen Tod fand. In einem hitzigen Treffen mit den Feinden hatte er sich von seinem Feuer, nur mit wenigen Begleitern, zu tief in die stärksten Haufen fortreißen lassen. Er kämpfte hier mit seinen Ge-

fährten so tapfer, daß er den Sieg vorbereitete, den das kaiserliche Heer erfocht, mußte aber endlich der überlegenen Menge unterliegen, und Entius, wie Friedrich, freuten sich des errungenen Sieges weniger, als sie sich über den Tod ihres lieben Heinrichs betrübten. — Mit der Nachricht desselben sandte der Kaiser seinen Enkel Friedrich nach Verona. Er hoffte, daß seine Gegenwart Margarethen am ersten über den Verlust ihres jüngern Sohnes würde trösten können, forderte ihn auf, ihr denselben mit möglichster Schonung bekannt zu machen, und sie dann nach Österreich zu begleiten, wo die Freude, bey ihrer Mutter und ihrem Bruder zu leben, ihren gerechten mütterlichen Schmerz vielleicht lindern würde.

Die Erfüllung der ersten Hälfte von dem Auftrage seines Großvaters war Friedrichen unmöglich. In ihm selbst wüthete Schmerz zu heftig, um ihn seiner Mutter verbergen zu können. Margarethens Gesundheit, durch die Nachtwachen an dem Siechlager ihres Pfleglings erschüttert, wurde es durch diesen neuen Stoß noch mehr. Eine gefährliche Krankheit warf sie auf das Lager, und erst nach einigen Wochen siegten Natur und die Kunst der Ärzte über dieselbe. — So bald Margarethens Körper völlig wieder hergestellt war — ihre Seele litt noch immer — machte

sie sich mit ihrem Sohne nach Österreich auf den Weg; dem folternd sten Schmerze wurde sie aber zur Beute, da sie ihre Reise kaum einige Meilen über die Grenzen Steyermarks fortgesetzt hatte, und die fürchterliche Nachricht von dem Tode ihres Bruders und ihrer Mutter ihr entgegen hallte.

Wir wollen den Abstufungen der Empfindungen Margarethens von Verzweiflung zum dumpfen Schmerze, bis zur sanften Wehmuth herab, nicht nachgehen, sondern euch, theure Leser! nur erzählen, was Friedrichs und Theodorens Tod so schnell und zu gleicher Zeit herbey führte. — Kurz nach seiner Zurückkunft aus Italien wurde der Herzog von Österreich von seinem unversöhnlichen Feinde, dem Könige von Ungarn, angefallen.

Der Heldenmuth Friedrichs und seine Hitze vergaß zuweilen die nöthige Vorsicht. Auch jetzt sprengte er, nur von zwey Rittern begleitet, dem übrigen Heere voran. Ein feindlicher Pfeilschuß warf sein Pferd zu Boden; einige Ungarn stürzten sich auf den gefallenen Herzog, der unter ihren Streichen sein Leben aushauchte, ehe seine zurück gebliebenen Krieger zu seiner Rettung herbey eilen konnten. — Die traurige Bothschaft von dem Falle ihres Sohnes wurde Theodoren nicht mit der Schonung hinterbracht, die man dieser kranken,

zärtlichen Mutter allerdings schuldig gewesen wäre. Schrecken wirkte so heftig auf sie, daß sie ihrem Sohne in wenig Tagen nachfolgte. — Der Prinz Friedrich fürchtete, daß seine Mutter gleiches Schicksal mit Theodoren treffen möchte; doch bey ihr widerstand erneuerte gute Gesundheit der Heftigkeit des Schreckens und den Foltern des Schmerzens über den Tod ihrer Lieben. — Unentschlossen, ob sie weiter reisen, oder nach Italien zurück kehren sollte, verweilte Margarethe einen Tag in Steyermark; dann entschloß sie sich zur Rückkehr nach Verona, den Kaiser und seine Kinder noch ein Mahl zu sehen, und dann auf ewig von der Welt zu scheiden.

Schon vor mehrern Jahren hatte Margarethe zu Sanct Felice das Gelübde gethan, sich der Kirche zu vermählen, wenn sie sammt ihren Söhnen die Freyheit wieder erhielte, so bald dieselben der mütterlichen Pflege und Aufsicht nicht mehr bedürften. Ob sie gleich unmittelbar nach ihrer Befreyung keine Obhuth über ihre Söhne mehr nöthig hatte, so wurde sie doch abgehalten, ihre Gelübde zu erfüllen, weil sie der Kaiser bath, die Aufsicht über die Erziehung seiner jüngern Kinder zu übernehmen. Aus Rücksicht auf ihre Söhne wollte sie sich ihm gefällig machen, und verschob daher die Gemäßhandlung ihres Entschlusses, den Schleyer zu nehmen, noch

auf einige Zeit, fühlte aber oft mitten im Genuß der Freude über ihre Kinder und Pfleglinge Ermahnungen ihres Gewissens, die Erfüllung ihres Gelübdes nicht allzu lange zu verzögern. — Jetzt fühlte sie sich mehr als jemahls zur Einsamkeit gestimmt, um in derselben dem Schmerze über den Verlust, dessen Schläge so schnell auf sie los stürmten, ungestört nachhangen zu können. Diese Stimmung unterstützte die Aufforderung des Gewissens, und fest gegründet wurde bald der Vorsatz in ihr, ihre Flucht in das Kloster nicht länger zu verschieben. — Bey ihrer Ankunft in Italien bemühten sich Friedrich, der Kaiser und seine Kinder gemeinschaftlich, Margarethen zurück zu halten; allein ihr Entschluß war durch nichts zu erschüttern. Mit Einwilligung des Kaisers wählte sie das Sanct Katharinenkloster zu Trier zu ihrem künftigen Aufenthalte. Vor ihrer Abreise dahin verschaffte ihr noch der Kaiser den Genuß eines fröhlichen Tages, indem er ihr versprach, die heim gefallenen Lehnen, Österreich und Steyer, ihrem Sohne zu geben.

Friedrich sollte bis zur Herstellung der Ruhe in Österreich bey seinem Großvater bleiben, der den Grafen Otto von Eberstein mit einem Heere in das Land seines Enkels zu schicken gedachte, um es als ein erledigtes Lehen im Nahmen des Kaisers und des

Reichs in Besitz zu nehmen, und sich den weitern Unternehmungen des Königs von Ungarn zu widersetzen. Bela befand sich mit seinem Heere noch in Österreich, obschon Friedrichs tapfere Krieger den Tod ihres Anführers an den Ungarn gerächt, und ihm Tausende derselben zum Opfer geschlachtet hatten.

Zu Friedrichs Sicherheit beschlossen der Kaiser und Margarethe seine Bestimmung zum Herzoge von Österreich und Steyer verborgen zu halten, bis die Ruhe in diesen Ländern fest gegründet wäre. Es war ihnen bekannt, daß der Herzog von Bayern einen Theil von Österreich an sich zu reißen trachtete, und daher vielleicht mit den Ungarn und dem Könige von Böhmen, von welchem ebenfalls ein Angriff zu befürchten war, gemeinschaftliche Sache machen würde.

Dieß hoffte der Kaiser zu verhüthen, wenn er seinen Enkel noch so lange bey sich behielt, bis von den Ungarn und Böhmen nichts mehr zu befürchten wäre; denn überzeugt von der Treue des Herzogs Otto, glaubte er nicht, daß er wider ein Land, das sich unter der Herrschaft des Kaisers befände, etwas unternehmen würde.

* * *

Margarethe hatte das Katharinenkloster zu Trier vor allen andern zu ihrem künftigen

Aufenthalte gewählt, weil sie die Äbtissinn desselben gegen sich noch so freundschaftlich glaubte, wie sie in den Jahren der Kindheit und Jugend gewesen war.

Unsere Urkunden melden von dieser Äbtissinn nur den Vornahmen, Mechtilde, ohne das Haus zu nennen, aus welchem sie stammte; weßhalb wir unsern Lesern dieß so wenig sagen, als ihnen berichten können, wodurch das Freundschaftsband zwischen Margarethen und Mechtilden geknüpft worden war. Auch wissen wir nicht, ob die letztere sich zu der Zeit, mit welcher wir unsere Geschichte angefangen haben, schon im Kloster zu Trier befand, und ob vielleicht dieß die Ursache war, warum wir ihren Nahmen nicht eher in Margarethens Geschichte fanden. Damahls, wo man im Schreiben weniger geübt war, als jetzt, war es eben nicht nöthig, mit abwesenden Freunden in einem Briefwechsel zu stehen. Man ließ ihnen zuweilen gelegentlich einen freundlichen Gruß vermelden, und fand sich doch wohl beym Wiedersehen nach langer Trennung freundschaftlicher wieder, als jetzt, ungeachtet der schriftlichen Freundschaftsversicherungen, zuweilen geschieht.

So fanden sich auch Mechtilde und Margarethe. Besonders freute sich die letztere, welche sich eifrigst befliß, einen solchen guten

Geruch nachzulassen, wie die Heilige, von welcher sie den Nahmen führte, des frommen Entschlusses ihrer Freundinn, das sündliche Leben im Getümmel der Welt mit dem heiligen Wandel im Kloster zu verwechseln. Mit Salbung wußte sie Margarethen die Seligkeit dieses Himmels auf Erden zu rühmen; wir aber, liebe Leser! übergehen ihre Gespräche, weil wir fürchten, daß sie euch so wenig Unterhaltung als Erbauung gewähren möchten; und weil sich Margarethe im Kloster entweder mit der Äbtissinn von dem himmlischen Zion, der babylonischen Hure, oder andern geistlichen Dingen unterhielt, oder mit den übrigen Schwestern im Klostergarten lustwandelte, ihnen in ihren Arbeiten half, und ihnen erzählte, daß es außer dem Kloster nicht so schön wäre, als wohl manche der vollwangigen Mädchen zu wähnen sich erdreistete, so sehen wir uns genöthigt, ein Jahr von Margarethens Leben zu überspringen, und uns, ehe wir den Faden der Erzählung wieder anknüpfen, ein wenig in das geheime Gemach des heiligen Vaters und Manfreds, und in die Zelle der frommen Äbtissinn Mechtilde zu schleichen.

* * *

Verborgen sollte es bleiben, daß der Kaiser die Länder des abgeschiedenen Herzogs von Österreich seinem Enkel bestimmt hatte;

aber Manfred wußte es; und was diesem bekannt war, blieb nur dann verschwiegen, wenn er sich hiervon Nutzen versprach. Dieß war hier der Fall nicht; im Gegentheile glaubte Manfred die Entdeckung für sich nützlich.

Es ist bekannt, das Manfred alle Kinder und Enkel Friedrichs haßte, und ihnen zu schaden suchte, so bald sich hierzu Gelegenheit zeigte. Auch den jungen Friedrich traf dieser Haß, und er vermehrte sich in gleichem Grade, in welchem des Kaisers Gunst gegen ihn wuchs. Jetzt schien es Manfreden Zeit, ihn zur Verfolgung ausbrechen zu lassen; doch mußte er freylich auf eine Art handeln, wodurch seine verborgene Hand nicht verrathen wurde. — Unmittelbar konnte ihm zwar Friedrichs Fall freylich nichts nützen, da Manfred keine Hoffnung hatte, statt seiner Herzog von Österreich zu werden; doch konnte er allerdings die Ausführung seiner Absichten wider den römischen König Conrad erleichtern, weil diesem hierdurch ein mächtiger Freund und Rächer geraubt wurde; hinreichender Grund für Manfreds Habsucht und Herrschbegierde, Friedrichs Verderben zu beschließen. Zur Erfüllung seines Plans hatte Manfred der Hülfe des Papstes nöthig, dessen eifriger Freund er noch bey dem Leben des Kaisers war, in so fern nähmlich Eifer

in der Freundschaft bey einem Manne sich denken läßt, zu dessen Handlung Eigennutz die einzige Triebfeder ist. An den heiligen Vater Innocenz wendete sich Manfred; denn dieser, hoffte er, würde gegen Friedrich von Österreich ausführen können, was er selbst nicht vermochte. Durch ihn sollte Friedrich an dem wirklichen Besitze seiner Herzogthümer verhindert werden, wozu der heilige Vater die größte Bereitwilligkeit zeigte, weil ihm selbst viel daran lag, diese wichtigen Länder nicht unter der Herrschaft eines Enkels seines Feindes zu sehen. Er versprach dem Fürsten von Tarent, Österreich und Steyer dem Kaiser und seinen Enkeln zu entreißen, und legte ihm einen hierzu entworfenen Plan vor, der Manfreds vollkommenen Beyfall erhielt. — Beyde vereinigten sich nun zu der Ausführung desselben, welche der Papst mit einem Schreiben an die fromme Äbtissinn in dem Katharinenkloster zu Trier begann, die er zu seiner Gehülfinn zu machen suchte. Er wußte, daß sich Frau Mechtilde, nicht weniger als nach der himmlischen Glorie, nach höherer Gemeinschaft mit dem heiligen Vater sehnte, durch die sie sich einst jene erwerben könnte, und zweifelte daher nicht, daß sie sich würde zu allem willig finden lassen, wozu er sich ihrer zu bedienen gedachte. — Sein erstes Schreiben an sie enthielt freylich so wenig

von seinem Plane, als von der Ursache, welcher sie die Ehre dankte, mit dem heiligen Vater in einen Schriftwechsel zu kommen. Innocenz begnügte sich, ihr nur in derselbigen zu sagen, daß der Ruf von ihrem frommen Lebenswandel bis zu seinen Ohren gedrungen wäre, und suchte sie zur Ausdauer im Streben nach der himmlischen Krone zu ermuntern. Er glaubte dieß hinreichend, das Herz der frommen Mechtilde zu gewinnen, und im Besitze desselben hoffte er es nicht schwer, sie zu führen, wohin es ihm gut dünkte. — Zur Stärkung im Guten schlug er ihr den Umgang mit Alberten von Böhmen vor, dessen sich unsere Leser noch erinnern werden, und empfahl ihr Gehorsam gegen die Befehle der heiligen Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes, als die ersten Pflichten einer echten Christinn. Mechtildens demüthiges Antwortschreiben berechtigte ihn bald zu der Hoffnung, daß sie alles thun würde, die viel vermögende Gunst des heiligen Vaters zu erwerben. — So bald er diese Vorbereitung gemacht hatte, ließ er von dem geheimsten seiner Geheimschreiber ein Schreiben verfassen, das mit dem Nahmen des Königs von Sardinien unterzeichnet, und durch einen getreuen und geweihten Bothen an Margarethen geschickt wurde. Manfred war der Verfertiger der Urschrift dieses Schreibens,

das ganz in dem Tone der Herzlichkeit abgefaßt war, durch welchen sich Enzius die Achtung jedes Rechtschaffenen gewann.

„Manfreds Argliſt," war in der Kürze der Inhalt dieſes Briefes, „hat meinem Neffen, eurem lieben Sohne, das Herz unſers Vaters entfremdet. Vergebens bemühte ich mich bisher mit Ezzelino, Manfreden entgegen zu arbeiten; gelingt es uns in Zukunft nicht beſſer, ſo zweifle ich, daß unſer Friedrich die Länder jemahls erhalten wird, deren Beſitz ſein Großvater ihm zugeſagt hat. Bis jetzt noch äußert zwar der Kaiſer nur Gleichgültigkeit gegen ihn; er mag ſich aber hüthen, damit ſein Zorn nicht völlig wider ihn entbrennet; ein Rath, den ich auch euch meine theure Schwägerinn, gebe."

Seit zwey Tagen befand ſich dieſes Erzeugniß der Liſt und der Habſucht Manfredens in den Ländern Margarethens, und beſchwerte die argloſe mit kummervoller Unruhe: da widerfuhr dem Jungfrauenkloſter zu St. Katharine in Trier das Heil, den frommen Mann, Albert von Böhmen, in ſeinen Mauern zu ſehen, der Mechtilden ein zweytes Schreiben vom heiligen Vater brachte.

„Wir verſicherten euch, fromme Tochter!" lautete es unter andern, „unlängſt unſerer väterlichen Obhuth und Liebe; jetzt zeigt ſich

uns eine Gelegenheit, diese Versicherung werkthätig zu machen. Wir haben vernommen, daß die treue Tochter der Kirche, die römische Königinn Margarethe, in eurem Kloster lebt; noch mehr, daß sie eure Freundinn ist. Dieß allein wäre schon genug, sie uns werth zu machen, wenn wir auch diese sanfte Dulderinn nicht bereits kennten. Wir wissen, wie sie das schwere Geboth, Feinde zu lieben und ihnen Gutes zu thun, an dem Ketzer Friedrich in Ausübung gebracht hat, der ihr, wie vielen andern Schlachtopfern seiner Tyranney, Thränen erpreßte, die aber dereinst an jenem Tage werden gezählt und gerochen werden. Unser geliebter Sohn Albert wird euch erzählen, was Friedrich wider die gute Königinn und ihren unschuldigen Sohn im Sinne hat, und euch zugleich auch sagen, wie die Königinn dem Unwetter ausweichen kann, das sich über ihrem Haupte zusammen zieht. Findet ihr sie empfänglich für guten Rath, und mit dem Gifte der Ketzerey, das bey den Hohenstauffen erblich scheint, nicht angesteckt — denn dann wäre sie unwürdig, daß wir uns ihrer erbarmten — so nehmt euch dieser Unglücklichen an, aus christlichem Mitleide, wie wir es thun, und theilt ihr den Rath mit, den Albert von Böhmen für sie hat."

Albert erzählte Mechtilden ungefähr das Nähmliche, was Margarethe aus dem erhal-

tenen Schreiben ersehen hatte, und schloß dann mit dem Rathe, daß die Königinn selbst nach Österreich gehen möchte, die Liebe seiner Bewohner, die ihr einst als Fräulein im reichlichen Maße geworden war, von neuem zu entflammen, und vermittelst derselben ihrem Sohne zu erwerben, was er von dem Kaiser nie erhalten würde. Die Freyheiten des österreichischen Hauses berechtigten sie um so mehr, den Besitz der erledigten Herzogthümer zu hoffen, weil sie auch auf die weiblichen Hinterlassenen forterbten.

* * *

Ohne Zweifel wird der größte Theil unserer Leser Manfreds und des Papstes Absichten bey dem Plane, dessen Ausführung sie nun eingeleitet hatten, errathen; doch um derjenigen willen, bey denen das der Fall vielleicht nicht seyn möchte, müssen wir sie wohl entschleyern.

Die Verbundenen hofften des Kaisers Zorn wider Margarethen und ihren Sohn zu reizen, wenn sie nach Österreich ginge, und auf die Erbfolge selbst Anspruch machte; und war dieser einmahl entflammt, so schmeichelte sich Manfred, daß es ihm nicht schwer werden würde, ihn zu solcher Größe anzufachen, daß Friedrich von Österreich ihm zum Opfer fallen würde.

Die Äbtissinn Mechtilde säumte nicht, ihrer

Freundinn die Bestätigung mitzutheilen, die der Brief des Königs von Sardinien durch Alberts Bericht erhalten hatte; doch ließ sie dann auch zu ihrem Troste den Rath des letztern folgen, da sie bey der frommen Margarethe nichts von der Gegenwart des Gifts bemerkte, welches der heilige Vater ein Erbtheil aller Hohenstauffen nannte.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir euch, theure Leser! genau entwickeln wollten, wie Margarethe, durch Albert von Böhmen und die Abtissinn Mechtilde, dem Plane des Papstes nach und nach gemäß geleitet wurde; es sey uns also genug, euch durch Fingerzeige den Gang anzudeuten, welchen sie nahm.

Frömmigkeit war von Jugend an ein Hauptzug in Margarethens Charakter gewesen; durch sie wurde sie im Dulden gestärkt. Einsamkeit gab ihrer Frömmigkeit einen Anstrich von Schwärmerey, die in den salbungsvollen Gesprächen der frommen Mechtilde nicht wenig Nahrung fand, und durch Alberten von Böhmen, der die Rolle eines irdischen Heiligen vollkommen spielen konnte, einen noch höhern Schwung erhielt.

Schwärmer in der Religion belebt gewöhnlich auch höheres Vertrauen auf die Diener derselben, wenn nicht die Gattung dieser Schwärmerey gesetzliche Diener der Religion

für unnöthig erkennt. Auch wird der Blick abgestumpft für irdische Dinge, wenn er immer nur unter geistlichen umher schwärmt: beydes äußerte sich bald bey Margarethen. Minder hell wie sonst sah sie jetzt; denn bey etwas hellerem Blicke wäre es vielleicht nicht schwer gewesen, Verrath und List zu ahnden; und ihre Meinung von dem heiligen Vater und seinen Dienern sprach jetzt laut zu dem Vortheile derselben, so großen Theil auch bisher der römische Hof an ihren Leiden gehabt hatte.

Ihre Geneigtheit, von allen Menschen das Beste zu glauben, unterstützte die Wirkung ihrer Schwärmerey. Innocenz konnte ja vielleicht besser seyn, als Gregor, und sich ihrer und ihres Sohnes annehmen, ob er gleich den Kaiser verfolgte, welcher freylich den Päpsten so wohl Veranlassung zu Beschwerden gegeben hatte, wie diese ihm. Dieß Letztere fühlte Margarethe immer lebhafter, je länger sie sich im Kloster zu Trier befand, und je mehr die Gespräche mit Mechtilden und Alberten ihre Stimmung umformten.

Traurigkeit öffnet der Schwärmerey den Weg, und heran nahendes Alter wird oft von Mißtrauen begleitet. In den Begebenheiten Margarethens lag über dieß so viel, wodurch sie zum Mißtrauen verführt werden konnte; der Kaiser hatte sich ihr selbst mehr denn ein

Mahl verdächtig gemacht — konnte Verdacht gegen ihn nicht vielleicht gegründet seyn! Albert und Mechtilde waren eifrigst bemüht, einen solchen Verdacht zu beleben.

„Wäre es des Kaisers ernster Wille gewesen," stellten sie oft und auf mancherley Weise Margarethen vor, „eurem Sohne die Länder zu verleihen, die ihm ohnehin schon durch Erbrecht gebühren, warum hätte er ihn nicht an die Spitze des Heers gestellt, das der Graf von Eberstein nach Österreich führte, und ihn dem Lande nicht gleich zum Herrn gegeben, da er im Kriege und in der Staatskunst hinlängliche Kenntnisse besitzt?"

Denkt euch, theure Leser! zu allem, wodurch Margarethe irre geleitet wurde, noch ihre mütterliche Zärtlichkeit, die für den geliebten Sohn Verlust seines Eigenthums fürchtete, und es ihm zu erhalten strebte — und ihr werdet es ihr gewiß verzeihen, daß sie sich täuschen ließ, und selbst Mitwirkerinn an einem Plane wurde, der ihr und ihres Sohnes Verderben bezielte, wenn wir euch noch mit einigen Kunstgriffen bekannt machen, deren sich die Verbundenen bedienten.

Albert von Böhmen hatte sich durch seine fromme Häucheley Margarethens Vertrauen erschlichen; durch ihn gingen ihre Briefe nach Italien, erreichten aber nie den Ort ihrer Bestimmung, sondern blieben in der Hand

des Besorgers. Friedrich war die Zeit über zu thätig beschäftiget, seiner Mutter schreiben zu können; sie wurde auch durch keinen Brief aus Italien aus ihrem Irrthume gerissen, und Albert und Mechtilde hatten über dieß schon dafür gesorgt, daß weder Briefe noch Bothen zu ihr kommen konnten.

Endlich brachten sie ein zweytes vorgebliches Schreiben von dem Könige von Sardinien in ihre Hände, den Entschluß der Schwankenden vollends zur Reife zu bringen. Sie erreichten ihren Zweck; Margarethe vergaß ihres Gelübdes, vergaß, daß sie schon im Begriffe gewesen war, Profeß zu thun, und konnte dieß sonder Beschwerung ihres Gewissens, weil sie der heilige Vater von der Verbindlichkeit ihres Gelübdes los zählte, so lange Sorgfalt für das Glück ihres Sohnes und für die Ruhe ihres Vaterlandes sie noch nöthigen würde, in der Welt zu leben.

Nun trat Margarethe mit ihren Forderungen hervor, eilte auch, auf den Rath Alberts von Böhmen, oder vielmehr des Papstes, der aus dem Munde desselben sprach, nach Österreich, sich die Gunst seiner Bewohner zu erwerben, und vermittelst derselben ihren Forderungen größeres Gewicht zu geben. Sie fand hier Gertruden, die Markgräfinn von Mähren, die gleiche Absichten, wie die ihrigen, dahin geführt hatten.

Gertrud war seit wenig Wochen Wittwe. Ihr Gemahl hatte schon Ansprüche auf Österreich gemacht, sich auch unter den Edlen des Landes einige Anhänger verschafft, durch deren Hülfe seine Wittwe einen Plan durchzusetzen hoffte, an dessen Ausführung schneller Tod ihn gehindert hatte; wirklich gaben ihr auch die kaiserlichen Freyheitsbriefe auf die Erbfolge in Österreich nicht weniger Recht, als Margarethen, und wahrscheinlich würden der Werber um Friedrichs des Streitbaren Verlassenschaft noch mehrere geworden seyn, wenn ihm nicht seine übrigen Schwestern im Tode voran gegangen wären. Nur Constanze, die Gemahlinn des Markgrafen von Meissen, Heinrichs des Erlauchten, hatte Kinder hinterlassen, die aber bloß an dem hinterlassenen Schatze und an dem Geräthe ihres Oheims Forderung machten.

Jede der beyden Wittwen erhielt ihre Anhänger, von denen sich jede Partey gleich eifrig bemühte, die Gültigkeit ihrer Rechte vor der andern zu beweisen; dagegen der Graf von Eberstein die Rechte des Kaisers ausschließend geltend zu machen suchte. Dem Ausbruche innerlicher Unruhen vorzubeugen, bath er beyde Wittwen, des Ausspruchs kaiserlicher Majestät und der Reichsfürsten geduldig zu harren, und gab jeder von ihnen ein Schloß ein, in welchem sie denselben er-

warten sollten. Margarethe erhielt Hainburg, Gertrud Mödling.

* * *

Graf Otto von Eberstein befolgte die Befehle seines Herrn getreulich und unbedingt: lästig war es ihm zwar, wenn er sich der List bedienen, oder nach den Regeln triegerischer Staatskunst handeln sollte; befahl es aber der Kaiser, so vollzog er seinen Auftrag pünctlich, obgleich die Staatskunst Friedrichs des Zweyten sich der List und des Truges noch mehr erlaubte, als die der mehresten Fürsten. Ihrer Erlaubniß und des Kaisers Befehl zu folgen, handelte einst Graf Otto, als er vor Dreifels Margarethen Versprechungen gab, die er nicht zu erfüllen gedachte. Hierdurch hatte er das Zutrauen der Königinn verloren, welches jetzt so wohl ihm als Margarethen schadete.

Zu dieser gesellten sich bald einige der angesehensten von den österreichischen Edlen, von welchen wir nur die mächtigen Künringer und den Grafen Leuthold von Pleichen nennen. Unter den Künringen zeichnete sich besonders der greise Heinrich aus, den unsere Leser im ersten Theile als Marschall, Regenten von Österreich und Empörer wider den Herzog Friedrich, gesehen haben. Er versicherte, daß er durch Treue gegen den Babenbergischen Stamm das Vergehen abbüßen wollte, dessen er sich gegen den verstorbenen Herzog schul-

dig gemacht hatte, und bewies durch sein ganzes übriges Leben, daß ihm diese Versicherung Ernst war.

Durch den Eifer, welchen diese Männer für Margarethen bewiesen, gewannen sie sich in kurzer Zeit das vollkommenste Zutrauen derselben; ihnen entdeckte sie die Ursache, welche sie nach Österreich geführt hatte, und durch sie erfuhr diese der Graf von Eberstein, dem sie sein Waffenbruder, Graf Leuthold, theils aus Freundschaft, hauptsächlich aber aus Sorgfalt für das Beste Margarethens und die Ruhe seines Vaterlands, entdeckte.

„Irrwahn, von einem bösen Geiste oder dem heiligen Vater zu Rom ausgebrütet," eiferte Graf Otto, „verführt die Königinn. Kommt meine Freunde, ihr denselben zu benehmen, bevor er ihr und ihrem Sohne schadet!"

Ohne Verzug eilten sie nach Hainburg, fanden aber das Ohr der Königinn ihren Vorstellungen weniger offen, als sie wünschten.

„Wer mich ein Mahl täuschte," sprach Margarethe unwillig zu dem Grafen von Eberstein, „dem gelingt dieß so leicht nicht wieder. Zudem habe ich der Beweise für die traurige Wahrheit, die mich aus der seligen Stille meines Klosters gerissen hat, zu viele, als daß es möglich seyn sollte, sie durch den Schall leerer Worte zu widerlegen. Von euch,

Herr Graf, ließ sich freylich ein solcher Versuch vermuthen."

„Euer Verdacht, gnädige Frau!" antwortete Otto, „thut mir wehe, besonders aus Rücksicht auf euch und euren Sohn, da er euch beyde in Gefahr bringen kann. Ihr setzt Zweifel in meine Worte; aber wollte Gott, daß ihr in mein Herz blicken könntet, so würdet ihr erkennen, daß ich Wahrheit sprach! Mich trifft euer Mißtrauen, weil ich es ein Mahl wider mich reizte; welcher Verdacht verschließt aber euer Herz diesen edlen Männern?"

„Keiner," versicherte Margarethe; „denn daß sie euch entdeckten, was meinem Feinde freylich nicht hätte kund werden sollen, entschuldige ich, weil sie euch aus Irrthum nicht für einen Feind achteten: nichts aber kann mich vermögen, meine Meinung zu ändern, so lange mir nicht ein eigenhändiges Schreiben meines Sohnes sagt, daß die Gesinnungen seines Großvaters für ihn noch die nähmlichen sind, und ich zugleich noch andere unwiderlegliche Beweise erhalte, daß ich mich bisher irrte."

„Bey meinem Eide, gnädigste Frau!" betheuerte Heinrich von Küuringen; „in wenig Tagen sollt ihr beyde erhalten! Auf dem flüchtigsten Rosse macht sich heute noch mein treuster Diener nach Wälschland auf den Weg. Jetzt kamen wir nur deßhalb zu euch, um

euch schon im voraus zu beweisen, wie schändlich man euch hintergangen hat."

„Beweisen? Womit?" fragte Margarethe erstaunt und mit freudiger Neugierde.

„Graf Otto kennt die Handschrift des Königs Entius," fuhr Heinrich von Künringen fort. „Es gefalle euch, ihm das Schreiben zu zeigen, das man euch für Entius Handschrift unterschob, damit er euch mit einem Eide betheure: Dieß schrieb Entius nicht!"

„Ist dem Grafen von Eberstein," fragte Margarethe, „wenn er etwas mit einem Eide und bey seiner ritterlichen Ehre betheuert, mehr zu glauben, als wenn er etwas schriftlich beurkundet?"

„Wahrlich, Frau Königinn," rief Otto mit vor Zorn stockender Stimme; „diese Schmach ist zu bitter für diesen grauen Kopf!"

„Sie komme über den, der sie auf euch brachte!" stürmte freundschaftlicher Eifer aus dem Grafen von Pleichen; „und mich, gnädigste Frau!" fuhr er gegen die Königinn fort, „heiße die ganze Welt einen Schurken, und kein ehrlicher Ritter trinke mehr aus einem Kruge mit mir, wenn das Wort des Grafen von Eberstein nicht eisenfest ist, so bald er es in seinem eigenen Nahmen gibt!"

„Diese Versicherung hat Werth für mich," erwiederte Margarethe; „aber verzeiht es einer Frau, die so oft und so empfindlich ge-

täuscht wurde, wenn sie nicht eher allen Zweifel verscheuchen kann, bis die unwiderleglichsten Beweise ihr die Überzeugung geben, die freylich wohl schon dem Worte eines Mannes, wie der Grafen von Pleichen ist, folgen sollte. Sehet hier, Herr Graf," schlug sie vor dem Grafen von Eberstein ein Papier auf, „ob dieß die Handschrift meines theuren Schwagers, des Königs von Sardinien, ist?"

„Sie ist es nicht," antwortete Graf Otto kalt. „Betheuern würde ich, was ich nur bloß verneine; verschwendet wäre aber diese Betheurung, da es eurer Majestät nicht gefallen will, sie zu glauben."

„Euer Wort würde mir so viel gelten, als der feyerlichste Eid," erwiederte Margarethe, „wäre ich, einmahl getäuscht, nicht mißtrauisch geworden; gern und freudig werde ich euch aber wegen dieses Mißtrauens um Verzeihung bitten, wenn, was ich so gern hoffte, wenn ich es vermöchte — wenn ich die Überzeugung erhielte, daß man mich mit den Nachrichten, die mich nach Österreich führten, hinterging."

* * *

Seinem Versprechen gemäß, sandte Heinrich von Künringen noch des nähmlichen Tages einen Eilbothen nach Italien ab, dessen Rückkehr nebst Margarethen auch alle Österreicher sehnsuchtsvoll harrten; nur die wenigen ausgenommen, die sich für die Mark-

gräfinn Gertrud erklärt hatten. Die Zeit, wo er zurück kommen sollte, war schon verstrichen, und man harrte noch immer vergebens. Künringen sandte ihm einen zweyten nach; aber auch dieser kehrte nicht wieder. Den ersten tödteten Manfreds Vertraute mit Gift, dessen sich der Fürst von Tarent so oft bediente, ehe er noch Italien erreichte; der andere kam zwar zu Margarethens Sohne, erhielt auch von ihm, dem Kaiser, und von dem Könige von Sardinien Schreiben an die sorgenvolle Königinn, die sie vollkommen beruhigt haben würden, aber einige von Manfreds Gehülfen lauerten ihm auf, und hinderten ihn durch den Tod an der Fortsetzung seines Weges.

Vergebens betheuerten Graf Leuthold Heinrich von Künringen und ihre Genossen die Absendung der Bothen, und bemühten sich, Margarethen die Überzeugung mitzutheilen, daß sie durch Verrätherey aufgehalten würden. Weit entfernt, dieß zu vermuthen, zweifelte Margarethe nicht länger, daß sich die österreichischen Edlen mit dem Grafen von Eberstein verbunden hätten, sie zu hintergehen.

Wirklich vereinigte sich auch alles, den Verdacht der Königinn zu bestärken, und sie erhielt gerechte Veranlassung, diejenigen, die ihr mit fester Treue zugethan waren, für Verräther zu halten. Von keinem unter allen,

welche die Wahrheit sagten, hatte sie in der vergangenen Zeit Beweise echter Freundschaft und Treue erhalten, und die, welche sie für ihre Freunde hielt, hintergingen sie ohne Ausnahme.

Zu Margarethens noch größern Verwirrungen erregten der Graf von Pleichen und Heinrich von Künringen, so redlich sie es auch mit ihr meinten, scheinbar gerechten Verdacht wider sich. Künringen war schon zwey Mahl zum Verräther an seinem Fürsten geworden, und Graf Leuthold hatte sich dem Herzoge Friedrich beynahe zuletzt unterworfen, dazu diesem die Lehnsleute, welche die Acht von ihm getrennt hatte, nach und nach wiederkehrten.

Sophie von Prunn, diese ergebene Dienerinn, die durch ihre Gewohnheit, von jedem Dinge die gefälligste Seite aufzusuchen, und sich mit guten Hoffnungen zu nähren, ihrer Gebiethe-rinn so oft genützt und sie getröstet hatte, Sophie war nicht mehr. An ihrer Stelle befand sich jetzt Kunegunde von Eckstein, die Margarethe auf die Empfehlung der Äbtissinn Mechtilde in ihre Dienste genommen hatte. Diese Kunegunde war die einzige unter den Frauen der Königinn, die ihr Vertrauen besaß; denn die übrigen befanden sich alle erst seit wenig Wochen in ihren Diensten. So lange sie in dem Katharinenkloster zu Trier lebte, hatte sie sich

von einer Laienschwester desselben bedienen lassen, und vor ihrem Eintritte ihre Frauen von sich entfernt.

Durch Sophien wäre vielleicht Margarethe aus der Verwirrung gerissen worden, in welche sie die Cabalen Manfreds und des Papstes stürzten; aber durch Kunegunden wurde sie immer tiefer in dieselben verstrickt. Die Geschichte sagt nicht bestimmt, ob Kunegunde zu den Geheimnissen des Planes wider Margarethen geweiht war, oder ob sie ihn vielleicht nur aus Unwissenheit und frommer Einfalt beförderte; daß sie aber dieß Letztere wirklich that, geht deutlich aus unsern Urschriften hervor.

So oft die bekümmerte Margarethe Rath von ihr begehrte, forderte sie Kunegunde auf, dem Grafen von Eberstein und den österreichischen Edlen zu mißtrauen, fest und allein hingegen sich auf den heiligen Vater zu Rom zu verlassen, der die Fülle seiner Güte schon über sie ausgeschüttet hätte, und hinfort nicht weniger väterlich gegen sie seyn würde.

Seit Margarethe das Kloster verlassen hatte, war Papst Innocenz mit ihr in einen Briefwechsel getreten, um ihrer Leitung nach seinem Plane noch gewisser zu werden. In jedem seinen Schreiben ermahnte er sie, sich

durch den Grafen von Eberstein und durch die glatten Worte einiger verrätherischen österreichischen Edlen nicht hintergehen zu lassen, und fügte dann die Versicherung bey, daß sich die Könige von Ungarn und Böhmen auf sein Anregen mächtig rüsteten, der bedrängten Erbinn von Österreich beyzustehen.

Auf diese versprochene Hülfe sich verlassend — denn große Stärke hatte ihr Vertrauen auf das Wort des heiligen Vaters schon erreicht — war es Margarethen ziemlich gleichgültig, daß sie von den österreichischen Edlen, die sich bisher zu ihr gehalten hatten, einer nach dem andern verließ.

Von vielen war dieses bereits geschehen, als Heinrich von Künringen noch immer feste Anhänglichkeit äußerte, und sich unablässig bemühte, in Margarethen auf die Fortdauer der gütigen Gesinnungen des Kaisers gegen ihren Sohn, auf die Freundschaft des Grafen von Eberstein, und auf die Treue des größten Theils der österreichischen Edlen, und neben diesen die Hoffnung zu beleben, daß ein dritter Bothe, den er nach Italien abgeschickt hatte, durch Vorsicht und List dem Schicksale seiner Vorgänger entgehen, und bald mit freudigen Nachrichten zurück kehren würde.

Künringen machte wenig Eindruck auf Margarethen; sie traute seiner Versicherung

so wenig, als sie empfänglich für die Hoffnung war, die er in ihr hervor zu bringen strebte; und jeder Schein des Vertrauens zu ihm verschwand endlich. Ausschließend mit der Aussicht auf die Hülfe beschäftigt, die ihr der Papst zugesichert hatte, sprach einst Margarethe zu dem Ritter Heinrich: „Wenn auch die Treue gegen ihren Fürstenstamm in der Brust aller Österreicher erstorben ist, so zage ich deßhalb doch nicht; denn freundschaftlich nachbarliche Fürsten werden mir und meinem Sohne zu unserm Rechte helfen."

„Ich weiß nicht, gnädigste Frau," antwortete Künringen, „mit welcher Fürstenhülfe der Papst euch schmeichelt; wahrscheinlich hat er euch seine getreuen Söhne, die Könige von Ungarn und Böhmen, genannt: aber welchen Anschein hat es wohl, daß diese ein Land für euch erobern sollten, von dem sie selbst Theile würden abzureißen trachten, hielte nicht Furcht vor der Macht des Kaisers und vor der Tapferkeit der Österreicher, die sie so oft empfindlich fühlten, sie zurück? Ihr habt keiner fremden Hülfe nöthig: bedürftet ihr sie aber so wären die Könige von Ungarn und Böhmen gewiß die letzten, die sie euch leisteten."

Diese Äußerung, so natürlich und unverdächtig sie auch war, galt Margarethen als ein

Beweis, daß Heinrich von Künringen durch verrätherische Nachforschungen ihre Geheimnisse zu erspähen gewußt hätte, und sie bereuete nun, daß sie so unvorsichtig gewesen war ihm selbst einen Theil derselben zu entdecken. Um sich nicht vielleicht noch ein Mahl zu ähnlicher Unvorsicht hinreißen zu lassen, beschloß sie, den Ritter Heinrich nie wieder zu sehen: doch hatte sie nicht nöthig, die Burgpforte vor ihm zu verschließen; denn er las Margarethens Vorsatz in ihren Augen, und entschloß sich, nicht eher wieder zu ihr zu kommen, bis er sich durch fröhliche Bothschaft angenehm machen könnte. Leer blieb nun Hainburg einige Zeit von den Grafen und Rittern, die Margarethen zuvor heimgesucht hatten. Mit Sehnsucht erwartete diese Gesandtschaften von den Königen von Ungarn und Böhmen, die nach des Papstes Versicherungen zu Hainburg eintreffen sollten, bevor sich diese Könige an die Spitze ihrer Heere stellten, den Kampf für Margarethens Erbrecht zu beginnen.

Noch mehr sehnte sie sich nach gewissen und bestimmten Nachrichten von ihrem Sohne; denn was sie aus dem Schreiben des Papstes von demselben erfuhr, genügte der zärtlichen Mutter nicht. Nur in allgemeinen Ausdrücken versicherte Innocenz, daß Friedrich sich

wohl befände, und mit einer Schar getreuer Männer umgeben wäre, die ihn vor dem möglichen Ausbruche des Zornes seines Großvaters schützen, und ihn sicher nach Österreich geleiten würden. Nächstens, hatte der Papst in seinem letzten Schreiben gemeldet, würde ihr Friedrich eigenhändige Nachricht von sich ertheilen; und dieser sah nun Margarethe mit Verlangen entgegen.

* * *

„Der Marschall von Österreich, Ritter Heinrich von Künringen, und ein Bothe von dem Herzoge, eurem Sohne, begehren vor euch gelassen zu werden" — trat ein Knappe in Margarethens Zimmer, einige Tage nach Heinrichs letztem Besuche bey ihr.

Freude über die Anmeldung des letztern ließ Margarethen vergessen, daß sie Künringen nicht wieder sehen wollte.

„Eile, sie herein zu führen!" rief sie dem Knappen zu, und sprang von ihrem Sessel auf, den Ankommenden entgegen zu gehen.

Es war Obizzo von Londemarn, Friedrichs Leibknappe, der jetzt an Künringens Seite hereintrat, und Margarethen ein Schreiben von ihrem Sohne überreichte. Hastig riß sie das Siegel ab, fand auch Briefe von dem Kaiser und dem Entius, die sie mit eilendem Blicke überlas, und in denselben ganz das Ge-

gentheil dessen fand, was sie bisher, verführt durch den Papst und seine Gehülfen, gefürchtet hatte. Ritter Heinrich und Obizzo weideten sich an dem Erstaunen der Königinn, durch welches Freude blickte, und betrachteten die stillen Äußerungen derselben, so lange Margarethe las.

„Nun, gnädigste Frau," fragte Heinrich, als er bemerkte, daß Margarethe geendiget hatte, „hat der treue Künringen nicht Wort gehalten?"

„Wie meint ihr das, Herr Ritter?" fragte Margarethe und wie kommt ihr überhaupt in die Gesellschaft dieses Mannes?"

„Mit einem Bothen, den der Herr Marschall nach Wälschland gesendet hatte," antwortete Obizzo, „kam ich auf die Burg dieses edlen Herrn, der mich nun selbst zu euch geleitete."

„Mein dritter Bothe an den Herzog, euren Sohn," fuhr Künringen fort, „war, wie ich hoffte, glücklicher, als die ersten. Im Geheim und im Dunkel der Nacht, verborgen in ein Pilgerkleid, sandte ich ihn mit Aufträgen von mir und dem Grafen von Eberstein an den Herzog, unsern Herrn; und was euch jetzt zur Freude belebt, ist Frucht seiner Sendung.

Euch, gnädigste Frau Königinn, „nahm Obizzo das Wort wieder, „bald von dem

schädlichen Wahne zu befreyen, mit welchem Feinde eures Hauses euch fesselten, schrieb mein theurer Herr nur wenige Zeilen. Als der Bothe des Herrn von Künringen anlangte, war der Herzog, mein Herr, eben im Begriffe, an der Spitze eines Heeres nach Piemont zu gehen, und sein Streitroß stand schon bereit; die Scharen der Krieger warteten schon ihres Anführers. Mein Herr konnte sich daher nicht lange verweilen, schrieb nur dieß Wenige, und befahl mir, es euch zu überbringen, und seiner verehrten Mutter über alles, was er nicht hatte beantworten können, genauere Auskunft zu geben. Sie kennt dich, setzte der Herzog gütig hinzu, und wird daher die Wahrheit dessen, was du sagst, nicht bezweifeln; und ich, gnädigste Frau, lebe der frohen Hoffnung, die Erwartung meines lieben Herrn durch euer Vertrauen bestätigt zu finden"

„Dann müßte mich Mißtrauen gegen das ganze menschliche Geschlecht erfüllen," versicherte Margarethe, „wenn ich dir, guter Obizzo, nicht glauben sollte; aber laß mir jetzt ein wenig Zeit, mich zu erhohlen! Zu mancherley Gedanken durchschwirren mein Gehirn, und was ich höre, ist mir so unerwartet, und spannt meine Nerven zu so lebhafter Freude, daß ich Erhohlung bedarf. Indeß ihr, meine Freunde, euch entwaffnen laßt, werde ich sie finden."

„Ich habe euch durch mein ungerechtes Mißtrauen beleidigt, Herr Marschall," war Margarethens Anrede an Küuringen, nachdem sie wieder zurück kam: „verzeiht mir, so oft Getäuschten, daß ich dieß Mahl Wahrheit für Täuschung nahm, und durch den Schein mich hintergehen ließ."

„Ihr irrt, gnädigste Frau!" antwortete der Marschall: „euer Mißtrauen schmerzte mich wohl, konnte mich aber nicht beleidigen. Doch lasset uns vergessen, was sich nun nach meinem Wunsche glücklich verändert hat! Jetzt, wenn es euch gefällt, lasset uns nach Wien eilen, den Edlen, die sich daselbst befinden, eure Veränderung zu zeigen; denn schaden konnte es leicht eurem Sohne, wenn man euch für den Papst noch so eingenommen glaubte, und den Absichten des Kaisers entgegen sähe, wie vor einiger Zeit. Unverbrüchliche Treue gegen kaiserliche Majestät erfüllt die Österreicher, die nur allzu wohl wissen, daß den Besten derselben des Papstes Vortheil entgegen steht."

Belebt von Sorgfalt für ihren Sohn begleitete die Königinn den Marschall nach Wien, wo sie den Grafen von Eberstein freudig, und mit Wärme um Verzeihung bath, und von ihm, und einer großen Anzahl österreichischer Edlen, prachtvoll und jauchzend empfangen wurde.

* * *

Alle Nachforschungen, den Verfasser des Schreibens auszuspähen, das Margarethe unter dem Nahmen des Königs von Sardinien erhalten hatte, waren vergebens, so wie man sich nutzlos bemühte, den Verräther zu erforschen, durch welchen dem Papst Friedrichs Bestimmung zum Herzoge von Östrreich bekannt worden war. Man rieth wohl auf den Fürsten von Tarent; aber etwas Gewisses zu erfahren verhinderte die vorsichtige Verstecktheit desselben.

Für die Zukunft ähnlichen Unternehmungen so viel als möglich vorzubeugen, war nun Margarethens und ihrer Freunde gemeinschaftliches Bestreben. Die erste entsagte dem Glücke, mit dem heiligen Vater Briefe zu wechseln, hob die Freundschaft mit Alberten von Böhmen und der Äbtissinn Mechtilde auf, und entließ Kunegunden, die Empfohlne der letzten, aus ihren Diensten.

Dieß bemerkte besonders der Marschall von Künringen, welcher nebst mehreren seiner Genossen befürchtete, Mechtildens Vertraute, diese eifrige Verehrerinn des Papstes und aller geistlichen Herrn, möchte vielleicht neue Versuche wider Margarethen vermitteln, oder wenigstens ihre Handlungen belauschen, und durch sie dem Papste kund werden, was in Österreich vorging. Die patriotischen Österrei-

cher wünschten, daß sich der Papst nicht in die weltlichen Angelegenheiten ihres Landes mischen möchte.

„Damit wir überzeugt seyn können," sagte Margarethe zu dem Marschall, nachdem sie sich entschlossen hatte, Kunegunden zu entfernen, „daß sich nicht vielleicht ein Weib mit ähnlichen Gesinnungen an Kunegundens Stelle schleicht, sey euch, Herr Marschall, die Wahl meiner Gesellschafterin überlassen."

„Wählt unter den Töchtern eurer Getreuen," antwortete der Marschall, „welche euren Beyfall hat, und seyd versichert, daß jede derselben Treue für den erlauchten babenbergischen Stamm, und für kaiserliche Majestät erfüllt."

„Wird aber auch wohl," fragte Margarethe, „der Vater des Fräuleins, das meine Wahl träfe, seine Tochter gern einer Frau zur Gesellschafterinn geben wollen, zu welcher ein junges fröhliches Mädchen sich freylich wenig hingezogen fühlen kann?

„Zu zwiefacher Freude, gnädigste Frau," erwiederte der Marschall, „würde sich der Vater aufgefordert fühlen, dessen Tochter ihr fordertet; denn diese hätte nicht nur das Glück, ihrer Fürstinn zu dienen, sondern auch Gelegenheit, sich zu einer der würdigsten ihres Geschlechts zu bilden, wenn sie dem Vorbilde der erhabenen Königinn Margarethe nachstrebte.

„Nicht zu viel Schmeicheleyen, Herr Marschall!“ lächelte Margarethe;“ ich möchte sie sonst vielleicht für Ernst nehmen, und euch um eure eigene Tochter, die liebe Agnes, bitten. —

„Wie glücklich würde ich mich schätzen,“ entgegnete der Marschall, „der seiner Tochter die möglich vollkommenste Bildung zu geben wünschte, „wenn ich hoffen dürfte, durch euch, gnädigste Frau, diesen Wunsch bald erfüllt zu sehen.“

„Nun wohl!“ sprach Margarethe: „so gebt mir eure Agnes! Ich will die Mutter des guten Mädchens werden.“

Agnes von Künringen trat also an Kunegundens Stelle, und Margarethen war die Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mädchens so angenehm, als Agnesen der Umgang mit Margarethen theuer, weil er für sie belehrend und nützlich war. Doch war vielleicht Margarethen die ihrige nicht weniger nützlich. Agnesens jugendlicher Frohsinn heiterte Margarethen auf, und die fröhlichen Unterhaltungen mit ihr entfernten nach und nach die Schwärmerey, welche das Leben im Kloster, und die mystischen Gespräche mit der Äbtissinn Mechtilde erzeugt hatten. Wenn zuweilen der böse Geist der üblen Laune nicht so leicht von Margarethen weichen wollte, so hohlte Agnes ihre Harfe herbey, die sie so fertig

spielte, als sie mit silberner Stimme schön in ihre Saiten sang.

* * *

Der Graf von Eberstein, und die wenigen österreichischen Edlen, die Margarethens Sohn schon als ihren Herzog kannten, verweigerten dem Kaiser ihren Beyfall, daß er seinen Enkel nicht selbst nach Österreich schickte. Sie glaubten, die Ruhe ihres Vaterlandes würde hergestellt werden, so bald Friedrich von dem Kaiser mit demselben belehnt würde, und selbst nach Wien käme, die Regierung zu übernehmen.

Jetzt entstanden Unruhen, und Parteyen in Österreich, und die nachbarlichen Fürsten suchten Theile davon an sich zu reißen, oder drohten dieß nächstens zu thun, weil sie es als ein herrenloses Land betrachteten. Dieß alles, hotffen die österreichischen Patrioten, würde sich ändern, wenn sich Friedrich in seinem Lande befände, und den inländischen und auswärtigen Feinden die Ruhe mit der Klugheit und Tapferkeit begegnete, von welchen der Ruf längst aus Italien nach Österreich gekommen war.

Mit Margarethens Rathe zogen der Graf von Eberstein, und Graf Leuthold von Pleichen mit noch einigen der österreichischen Edlen nach Wälschland, dem Kaiser die Lage der Dinge in Österreich vorzustellen, und ihn zu

bitten, daß er ihren Herzog nicht länger in Italien zurück behalten möchte. Ihre Reise war mit mancherley Schwierigkeiten verbunden, die ihnen durch den Papst, und durch den Fürsten von Tarent in den Weg gelegt wurden.

Dem ersten sich gefällig zu machen, ließ sie der Erzbischof von Salzburg auf dem Wege durch Kärnthen von seinen Reisigen überfallen, die auch einige unserer Reisenden gefangen mit sich fortführten. Die übrigen kamen zwar glücklich nach der Lombardey, fanden aber hier neue Gefahren, die ihnen theils von den verbundenen guelphischen Städten, theils auch von den Freunden Manfreds bereitet wurden, und sie nöthigten, ihre Reise zur Nachtzeit, verkleidet und auf Abwegen fortzusetzen. So erreichten sie endlich das Lager des Kaisers, wo ihnen ebenfalls Widerwärtigkeiten begegneten.

Die Lage des Kaisers war jetzt minder gut, wie vor wenig Jahren. In Apulien war Empörung, und das verbundene Heer der Guelphen begann jetzt mit mehrerem Glücke zu fechten; besonders hatte der Kaiser bey Mailand unlängst eine große Niederlage erlitten. Dieß alles verbunden, mit der Furcht, daß die Wirkung des Bannes und des unablässigen Kreuzpredigens sich immer heftiger äußern möchte, brachte bey dem Kaiser üble

Laune hervor, die Manfreds Vertraute, welche ihn umlagert hielten, zum Nachtheile des Grafen von Eberstein und der österreichischen Abgesandten benutzten.

Dem ersten rechneten sie es zum Verbrechen an, daß er seine Statthalterschaft, ohne vorher erhaltene kaiserliche Erlaubniß, verlassen hatte; und wider diese wußten sie des Kaisers Unwillen zu reizen, indem sie ihn versicherten, daß einer von ihnen nach Piemont abgegangen wäre, wo Herzog Friedrich noch glücklich mit den Feinden seines Großvaters kämpfte.

Hierdurch wurde der Kaiser veranlaßt, die österreichischen Gesandten drey Wochen lang harren zu lassen, ehe er ihnen vergönnte, vor ihm zu erscheinen. Während dieser Zeit war Manfred selbst in das kaiserliche Lager gekommen, für seinen Vortheil noch thätiger zu arbeiten, als es vielleicht von seinen Vertrauten geschehen möchte.

Er suchte den Kaiser zu überreden, daß sich die Österreicher bemühten, seinen Enkel zu vermögen, auch wider des Kaisers Willen nach Österreich zu gehen, und daß sie eben deßhalb den besten Redner unter ihnen nach Piemont geschickt hätten, den Herzog Friedrich zu dieser Art von Aufruhr gegen seinen Großvater, welche sie beabsichteten, zu überreden.

Vergebens bemühte sich Entius, den Kaiser zu versichern, daß kein österreichischer Abgesandter nach Piemont gegangen wäre; denn Manfred behauptete das Gegentheil, und dieser geschmeidige Häuchler besaß jetzt mehr Gewalt über den Kaiser, als der gerade, zuweilen etwas rauhe Entius, weil er sich besser in die Laune des mürrischen Monarchen zu schicken wußte.

Ezzelino wurde von Entius aufgefordert, sich mit ihm wider Manfreden zu vereinigen; allein dieser greise Verräther beschäftigte sich jetzt schon mit dem Gedanken, sich von dem Kaiser unabhängig zu machen, dessen Ausführung er ein Jahr nachher begann, und handelte nicht zum Vortheil der österreichischen Abgesandten, weil er es ohne Zweifel seinem Plane zuträglich fand, den Zorn des Kaisers wider sie und den jungen Helden Friedrich aufflammen zu lassen. Er kannte die Tapferkeit dieses jungen Mannes, wie seine Ergebenheit für den Kaiser, und fürchtete daher einen mächtigen Gegner in ihm zu finden, wenn Österreich und Steyer unter seine Herrschaft kämen.

Ohne Erfolg blieben die Bitten des Königs von Sardinien bey dem Kaiser, die österreichischen Gesandten zu sprechen, und sich zu überzeugen, daß sie, sammt dem Grafen von Eberstein, weit entfernt, etwas wi-

der den Willen des Kaisers unternehmen zu wollen, nur sein Bestes zu befördern strebten, bis endlich ein glückliches Ereigniß den Kaiser besonders gütig gegen seinen Enkel, und als Folge, auch gegen die Gesandten aus seinem verheißenen Lande, gefälliger machte.

Herzog Friedrich hatte seine Siege in Piemont mit der Eroberung Turins bekrönt, das den kaiserlichen Waffen lange hartnäckig widerstanden hatte. Der Eilbothe, welcher diese freudige Nachricht in das kaiserliche Lager brachte, rühmte mit Wärme, wie oft Friedrich sein Leben gewagt, auch beym Sturme die Mauern der Stadt zuerst erstiegen hätte, aber doch durch die Obhuth der Vorsicht und durch seine Tapferkeit nur mit einer leichten Wunde davon gekommen wäre.

Freude über seinen Enkel und über den erfochtenen Sieg glänzte aus den Augen des Kaisers, und Entius zögerte nicht, die Stimmung desselben zum Vortheile des Neffen zu benutzen. „Wahrlich!" rief er aus; „so kämpft kein Mann, der Verrath in seinem Busen trägt; und dennoch wagt man es, den edlen Friedrich dieses Verbrechens zu bezüchtigen!"

Vom Kaiser hinweg flog Entius Blick zu Manfreden hin, auf welchem er strafend und bedeutungsvoll ruhete; aber Manfred war in der Verstellung zu vollkommener Meister, Erschütterung zu verrathen.

„Manche Handlung wird als Beweis der Treue gerühmt," erwiederte er, „die nur Folge des Bestrebens ist, den angenommenen Schein noch länger zu behaupten."

„Eine Erfahrung, die Manfred freylich wohl oft schon gemacht hatte," entgegnete Entius mit Bitterkeit.

„Ja," fuhr Manfred mit dem ruhigen Lächeln des Heuchlers fort, „weil er tiefer zu schauen pflegte, als der arglose Entius, der alle Menschen nach sich mißt."

„Es gab eine Zeit, wo ich dieß that!" rief Entius mit steigendem Affecte; „traurige Erfahrung hat mich aber weiser gemacht."

„Ruhig, meine Söhne!" nahm jetzt der Kaiser das Wort; „was mein geliebter Enkel für mich that, beweist, daß du, mein Manfred, hintergangen worden bist. Lasset uns der Eroberung von Tunis ein Fest feyern, an welchem billig auch die künftigen Unterthanen des Siegers Theil nehmen müssen. Mein Entius sorge dafür, daß sie eingeladen werden!"

Dieser Auftrag machte dem Könige von Sardinien so viel Freude, als dem Fürsten von Tarent der Entschluß des Kaisers Verdruß. Eilend verließen beyde ihren Vater: der erste in die Herberge der Österreicher zu gehen; der zweyte, sich zum Meister Theodorus zu schleichen.

Dieser Meister Theodorus war jetzt unter den Wahrsagern und Astrologen des Kaisers Oberpriester. Ihn zog Friedrich jederzeit in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, seine Gefährten nur in Kleinigkeiten. Wir wissen nicht, wodurch sich Theodorus diese höhere Gunst des Kaisers erwarb. Untrieglichkeit in seinen Weissagungen konnte es aber wenigstens nicht seyn; denn die mehresten derselben verkaufte der weise Mann für klingende Münze.

Auf diese Art verschaffte er sich manchen goldenen Bizantiner aus Manfreds Seckel; denn die lederne Münze, die Kaiser Friedrich zur Zeit der Noth in Umlauf brachte, nahm er für seine Mühe nicht an. Jetzt wurde sein Stolz um ein Ansehnliches vermehrt, dafür den Rath zu erkaufen, den er dem Kaiser in den österreichischen Angelegenheiten gab.

* * *

Der Graf von Eberstein wurde mit seinen Gefährten von dem Kaiser so huldreich empfangen, daß sie sich den glücklichsten Erfolg versprachen, den ihre Sendung auch ohne Zweifel gehabt haben würde, wäre nicht der Kaiser durch die Gewohnheit, über alles Wichtige, das er unternahm, zuvor den Rath seiner Wahrsager zu hören, verhindert worden, sogleich eine entscheidende Antwort zu geben. Diese zu vernehmen, entboth er die

Abgesandten auf den andern Morgen zu sich, bis zu welcher Zeit Theodorus auf des Kaisers Befehl die Sterne um ihre Meinung fragen sollte. Aus ihnen sprach Manfred: wie konnte die Entscheidung des Astrologen dem Wunsche der Österreicher zusagen?

Unglück verkündigte Theodorus nach der Aussage der Sterne, wenn der Kaiser jetzt schon seinen Enkel nach Österreich abgehen ließ. Ohne die Zeit zu bestimmen, wo dieß räthlich seyn würde — denn über diese Frage hatten sich die Sterne noch nicht erklärt — rieth er, den Herzog Otto von Bayern so lange zum Statthalter über Österreich zu setzen, bis die Ruhe daselbst, und in Deutschland überhaupt, wieder hergestellt wäre.

Daß der Rathschluß des Schicksals, geoffenbart durch die Sterne, eben den Herzog von Bayern zum Statthalter über Österreich begehrten, war nicht nach dem Wunsche des Kaisers; aber die Sterne wollten es also, und Friedrich folgte. Unter dem Vorwande, daß er seinem Enkel ein völlig beruhigtes Land geben wollte, entließ er die österreichischen Gesandten mit einer Antwort, die dem Rathe seines Astrologen gemäß lautete, und die wir denn nicht nöthig haben, wörtlich hier anzuführen.

Die Österreicher gewannen also durch ihre Reise zum Kaiser nichts weiter, als daß

nun die Bestimmung Friedrichs zu ihrem Herzoge öffentlich bekannt wurde. Da es ihnen besser schien, daß dieß verborgen bliebe, bis Friedrich selbst nach Österreich käme, schieden sie unzufrieden von dem Kaiser.

* * *

So bald sich Papst Innocenz überzeugte, daß er seinen Endzweck durch Margarethen nicht erreichen konnte, zog er seine Hand ab von dieser ungerathenen Tochter, und wendete seine Milde gegen die Markgräfinn Gertrud, von deren Anhänglichkeit gegen das Oberhaupt der Kirche er sich einen bessern Erfolg versprach. Zudem wußte er, daß frommer Leute Rath bey Gertruden bessern Eingang fand, als bey Margarethen, so willig diese ihm auch eine Zeit lang das Ohr geöffnet hatte.

Gertrud hatte in dem Kloster, in welchem sie erzogen wurde, hohe Achtung und Folgsamkeit für alle Menschen, die ein geistlicher Ornat zierte, eingesogen, da hingegen Margarethe von einer erfahrnen und weisen Mutter gebildet worden war, die sie lehrte, den Männern mit Inseln und Tonsuren sich so wenig unbedingt zu vertrauen, als andern Menschenkindern. Späthin fand sie diese Lehre durch manche traurige Erfahrung bestätigt, und es war gewiß genau die Stimmung nöthig, in welcher sie sich eine Zeit lang befand, dem Papst und seinen Helfern nur so

viel Einfluß auf sie zu verschaffen, als sie wirklich erhielten.

Für Gertruden verwendete sich Innocenz gleich Anfangs thätiger, wie jemahls für Margarethen. Bey ihrem Eifer für das Wohl der heiligen Kirche beschwor er die frommen Söhne Wenzel und Bela, sich Gertrudens mit ihrer ganzen Macht anzunehmen, und ihr Österreich und Steyer zu erobern, damit diese schönen Länder nicht zum größten Nachtheile der Kirche in die Gewalt des Antichrists, des gebannten Ketzers Friedrich', oder seines vom sichtbaren Oberhaupte der Kirche verfluchten Stammes kommen möchten.

* * *

Unzufrieden hatten die Abgesandten der Österreicher den Kaiser verlassen, und unzufrieden wurden alle ihre Landsleute, als jene ihnen von dem Erfolge ihrer Sendung Bericht erstatteten. Herzog Friedrich war schon zwey und zwanzig Jahre alt, und das Gerücht sagte so viel Gutes von ihm, daß die Österreicher den Grund nicht auffinden konnten, warum ihm sein Großvater die Herrschaft über seine beschiedenen Länder noch nicht anvertrauen wollte.

Noch weniger als diese Weigerung des Kaisers billigten sie die Wahl des neuen Reichshauptmanns über ihr Vaterland. Sie wünschten, daß der Kaiser die Statthalter-

schaft, wenn sie Graf Otto nicht länger behalten sollte, dem Grafen Meinhard von Tyrol und Görz anvertrauen möchte.

Graf Meinhard war Statthalter in Steyermark, und erwarb sich durch sein Verfahren daselbst die Gunst der Bewohner und des Kaisers gleich stark. Dieß versprachen sich die Österreicher von dem Herzoge von Bayern nicht: sie befürchteten im Gegentheile, daß er die von dem Kaiser erhaltene Macht zu seinem eigenen Vortheile benutzen, und Österreich ober der Enns, nach dessen Besitze er schon längst getrachtet hatte, an sich zu reißen suchen würde.

Dem Herzog Otto selbst war der Auftrag des Kaisers nicht weniger zuwider, als den Österreichern. Er wollte sich so wenig den Papst als den Kaiser zum Feinde machen, und er fürchtete, daß die Feindschaft des einen oder des andern mit der ihm aufgetragenen Statthalterschaft unabänderlich verbunden seyn würde. Erfüllte er seine Pflicht, so träfe ihn wahrscheinlich des Papstes, erfüllte er sie nicht, des Kaisers Haß. Den letzten ahndete er auch, wenn er sich weigern wollte, die Statthalterschaft anzunehmen, wodurch er bestimmt wurde, diese Last auf seine Schultern zu bürden, doch mit dem Entschlusse, sich dieselbe so leicht als möglich zu machen.

Er hoffte, nach einiger Mühe, von der Reichshauptmannswürde über Österreich Vortheil und Dank zu ernten, jenen für sich, diesen von seinem Neffen, dem Markgrafen Hermann von Baden. Nach Ottens Plane sollte sich Herrmann mit Gertruden vermählen, Österreich als rechtmäßiger Erbe durch seine Gemahlinn an sich bringen, und ihm, dem Stifter einer so vortheilhaften Heirath, das Land ob der Enns abtreten. Der Entwurf dieses Planes war gut; die Ausführung desselben kündigte sich als leicht an, so bald damit angefangen würde: dennoch kam sie nie zur Reife.

Hermann wurde Gertrudens Gemahl, durch sie aber bald mehr auf die Seite des Papstes hingezogen, als sein Oheim wünschte. Ganz war Hermann dem heiligen Vater ergeben, seine Gemahlinn nicht minder, doch mit dem Unterschiede, daß sie es aus Schwäche und falscher Frömmigkeit, er aus Staatsklugheit war. Innocenz winkte, und Hermann war bereit, wider den Ketzer Friedrich das Kreuz zu nehmen, wenn sich Innocenz zum Lohne dafür beym König Wilhelm von Holland, den der Papst und die ihm ergebenen Fürsten zum Gegner Friedrichs und seines Sohnes erwählt hatten, für ihn verwenden, und ihm durch dessen Vermittelung den völligen Besitz der österreichischen Länder verschaffen wollte.

Solche Erbiethungen hatte Otto dem Papste nie gemacht, sonst würde er vielleicht seinen Absichten auf einen Theil Österreichs in den Weg getreten seyn. Dieß that er jetzt. So nachlässig auch Herzog Otto in der Ausübung der Pflichten seines Amtes war; so wenig er auch dem Kaiser Vortheil schaffte: so wollte ihm doch der Papst selbst den Schein eines Statthalters über Österreich nicht verstatten. Mit Bann und Interdict bedrohte er ihn und sein Land, wenn er der Statthalterschaft nicht entsagen würde. Otto folgte dem Willen des heiligen Vaters; die Österreicher freuten sich der Entfernung eines Statthalters, den sie schon längst verachtet hatten, und freuten sich noch mehr, da Graf Meinhard von Tyrol an seine Stelle kam; gejauchzet würden sie haben, hätte es dem Kaiser gefallen, ihnen den Herzog Friedrich selbst zu geben.

Durch seine eigene Mühe und durch die Empfehlung des Papstes erhielt Hermann viele Anhänger. Ein Theil des Landes befand sich in seiner Gewalt; auch Wien erkannte seine Herrschaft: dennoch wurde er nie allgemein anerkannt, und der Tod fand ihn noch nach dem Besitze Österreichs ringend. Vielleicht wurde sein Tod früher herbey gerufen von den rastlosen Unruhen, in die er sich stürzte, welchen auch Gertrud entfloh, und mit ihrem jungen Sohne nach Meissen

zu ihrem Vetter eilte, wo sie eine Tochter gebar, und den Tod ihres Gemahls erfuhr.

Hermanns Tod vernichtete Otto's Hoffnung, von demselben das Land ob der Enns als einen Zoll der Dankbarkeit zu erhalten. Er suchte es demnach mit den Waffen in der Hand zu nehmen, und sandte seinen Sohn Ludwig mit einem Kriegsheere in das unglückliche Österreich, das auf einer andern Seite durch die Ungarn verheeret, in seinem Innern durch die Meutereyen habsüchtiger Burgherren, die aus den allgemeinen Drangsalen für sich Vortheil ziehen wollten, zerrüttet wurde.

* * *

Dieß, theure Leser! sey ein kurzer Abriß der Begebenheiten in Österreich während eines Zeitraums von beynahe drey Jahren. Länger schien er uns in der Geschichte Margarethens unnöthig.

Ruhig und sonder Abentheuer lebte diese indessen auf ihrem Schlosse Hainburg. Die holde Agnes erheiterte ihre Einsamkeit daselbst; oft kam auch Agnesens Vater, der Graf von Pleichen, oder ein anderer von Margarethens Getreuen dahin, mit welchen dann Margarethe gemeinschaftlich über die fürchterlichen Unruhen klagte, die ihr Vaterland zerrütteten, und dem Retter desselben, dem Herzoge Friedrich, sehnsuchtsvoll entgegen sahen.

Wiederhohlt hatten Margarethe und die

Österreicher Vaterlandsfreunde den Kaiser, seinem Enkel die Abreise zu verstatten; Abgeordnete brachten diese Bitte zum zweyten Mahle vor; zu früh kam aber jetzt noch Manfreden die Abreise seines Neffen. Schwer wurde es seinem Geize, von einer zweyten beträchtlichen Summe goldner Bizantinen zu scheiden; aber Meister Theodorus that seinen Mund nicht auf, bis er die blanken Goldstücke in seiner Hand wiegte: unwillig opferte sie ihm der Geiz Manfreds; doch unserm Astrologen waren auch gezwungene Opfer gefällig. Er nahm die Bizantiner, ließ die Sterne sprechen, wie es Manfreden gefiel; noch immer verbothen sie Friedrichs Abreise, und der kranke Kaiser war nicht stark genug, sie wider ihren Willen zu bewilligen.

Jetzt kam endlich die so längst erwartete fröhliche Bothschaft von Friedrichs naher Ankunft; doch hatte sie eine traurige zur Gefährtinn. Durch einen Eilbothen meldete Friedrich seiner Mutter, daß sein Großvater sein thatenreiches Leben zu Fiorenzula geendiget, und in seinem Testamente den letzten Beweis seiner Liebe zu ihm gegeben habe. Er habe ihn in dem Besitze der Herzogthümer Österreich und Steyer bestätigt, und ihm zugleich zehn tausend Unzen Goldes ausgesetzt, mit dieser Summe den Lehensempfang zu bestreiten. Den letzten Theil seines Erbes sollte er aus den Händen Manfreds erhalten,

den der Entschlummerte zum Statthalter über Sicilien und Neapel ernannt hätte, bis sein Sohn Conrad selbst in diese Erbkönigreiche kommen würde. In wenig Wochen versprach Friedrich in Österreich einzutreffen; eine Nachricht, welche Margarethen und alle gutgesinnten Österreicher mit Freude erfüllte. Doch einigen unter ihnen wurde bange um ihren jungen Herzog, weil er sein bares Erbe aus den Händen Manfreds erhalten sollte. Der Geiz dieses Fürsten war so bekannt, als seine Abneigung gegen den jungen Herzog. Diese hatte er schon deutlich geäußert, jenen wenigstens verrathen, ob er gleich, so lange sein Vater noch lebte, sich von dieser Leidenschaft nicht zu solchen Verbrechen hinreißen ließ, wie er nachher, durch sie gespornt, verübte. Der Marschall von Künringen und Leuthold zitterten für ihren Herzog; ach! ihre Ahndung wurde erfüllt. Friedrich fiel nach dem Tode seines Großvaters als das erste Opfer der Habsucht Manfreds. Wahrscheinlich hatte Manfred Friedrichs Tod schon längst beschlossen, weil er ihn in Italien so lange zurück zu halten wußte, bis des Kaisers Abscheiden ihm freyere Gewalt gab. Jetzt erhielt er zur Ausführung seines Entschlusses neue Aufforderung. Neben Neapel und Sicilien gedachte er sich von der Verlassenschaft seines Vaters auch seines Schatzes zu bemäch-

tigen. Von diesem sollte er jetzt einen beträchtlichen Theil an den jungen Herzog auszahlen, durch welchen sein eigner Schatz ohne dieß schon mittelbar war vermindert worden. Ihm rechnete Manfred die Summen an, die er dem Meister Theodorus für seine Weissagungen hatte bezahlen müssen, und war genöthigt, sich an ihn allein zu halten; denn Meister Theodorus, der den Fürsten von Tarent genau kannte, war unmittelbar nach des Kaisers Tode mit seinen goldenen Byzantinen heimlich entwichen, um sich und diese in Sicherheit zu bringen.

Johann Mauro, ein lombardischer Wechsler zu Melfi, erhielt von dem Fürsten von Tarent Befehl, dem Herzoge den Werth von zehn tausend Unzen Goldes auszuzahlen. Manfred entschuldigte sich gegen diesen mit Mangel in seiner eignen Casse, versicherte ihn aber, daß er den Wechsler zu Melfi jeden Tag zur Auszahlung bereit finden würde. Sie zu beschleunigen, eilte Friedrich selbst nach Melfi. Johann Mauro äußerte viel Freude, den Enkel des großen Kaisers Friedrich in seinem Hause zu sehen, welches des verstorbenen Kaisers Majestät auch zuweilen mit ihrer Gegenwart beglücket hätte, und bath ihn, bey ihm ein Mittagsmahl einzunehmen, so gut es ein armer Handelsmann zu geben vermöchte. Friedrich, weder mißtrauisch noch

stolz, ließ den Mann, der sich rühmte, kaiserliche Majestät seligen Gedächtnisses oft bewirthet zu haben, nicht lange vergebens bitten. Er speiste mit ihm, und fand seinen Tod; denn vergiftet war jeder Teller, den man ihm brachte. Dem Verdachte einer Theilnahme an Friedrichs Ermordung auszuweichen, und der Verschwiegenheit des Wechslers zu Melfi ganz versichert zu seyn, vielleicht auch aus der Nebenabsicht, sich seiner reichen Habe zu bemächtigen, ließ Manfred den Wechsler Mauro als Friedrichs Mörder hinrichten, so bald die Nachricht von Friedrichs Tode zu seinen Ohren kam.

So lange Manfred lebte, wurde es zwar nicht allgemein bekannt, daß Johann Mauro auf seinen Befehl gemordet hatte: wer aber nur einige nähere Kenntniß von dem Fürsten von Tarent hatte, ahndete dieß auf die erste Nachricht von Friedrichs Tode.

* * *

Wer vermag es, Margarethens Schmerz zu schildern, als sie Wochen lang ihren Sohn vergebens erwartet hatte, und nun ein Bothe die Schreckenspost von seinem Tode brachte! Allein noch übrig von allen ihren Lieben, neben Gertruden die Einzige eines Stammes, der vor zwanzig Jahren so schön blühte, beschloß sie, zurück zu kehren in die Stille eines Klosters, ihr freudenleeres Leben daselbst

vollends zu verklagen. Dieser Entschluß, den sie faßte, so bald die Heftigkeit ihres Schmerzens vorüber war, und sie nun fähig wurde, über sich und ihr Unglück nachzudenken, war den Wünschen aller österreichischen Patrioten entgegen. Sie beschlossen alles anzuwenden, um ihn zu verändern, und eilten daher, den Marschall von Künringen an ihrer Spitze, nach Hainburg, die jammernde Königinn so lange mit ihren Bitten zu bestürmen, bis sie ihnen Erfüllung gewähren würde.

„Kommt ihr mit mir zu weinen, edle Herren?" redete Margarethe die Angekommenen an.

„Schaut umher, gnädigste Frau!" antwortete der Marschall, von den andern zum Sprecher erwählt, „und ihr werdet in den Augen aller Krieger, die ich noch nie Zähren vergießen sah, Thränen gewahren. Was die eurigen lockte, preßte auch diese hervor: wir weinen mit euch; schaffet aber, gütige Königinn, daß wir nicht über euch weinen! Gebt uns Trost, damit unsre Thränen vertrocknen!"

„Wie könnt ihr Trost suchen bey mir, die für sich selbst keinen hat?" seufzte Margarethe.

„Er liegt in der Nähe," fuhr der Marschall fort. „Auf euch kommt es an, ob ihr nehmen und geben wollt. Werdet Österreichs Retterinn, und findet hier Brüder, Schwe-

stern und Kinder, zwar minder edel an Geburt, als die ihr verlort, doch eurer Liebe gewiß nicht unwürdig; lebt nun eurem Vaterlande allein, da alle andern Bande, die euch an die Welt fesselten, zerrissen sind, und ihr werdet Trost, wenn dieser euren gerechten Schmerz gelindert hat, auch Freuden finden. Ihr kennt den beklagenswürdigen Zustand eures Vaterlandes so wohl, als ich; es sey mir aber vergönnt, euren Blick darauf zu richten, der jetzt durch Dinge, die eurem Herzen freylich noch näher liegen, davon ist abgezogen worden. Zerrüttet durch innere und auswärtige Feinde, und in seinen Grundfesten erschüttert, ist nun Österreich durch den schnellen Abzug des Grafen Meinhard seinem Untergange noch näher gebracht. Furcht vor dem Papste und dem Gegenkönige Wilhelm von Holland trieb den Grafen zurück nach Tyrol, und uns, gnädigste Frau, blieb keine Hoffnung übrig, wenn ihr nicht unsere Retterinn werdet. König Conrad ist außer Stande, sich unser anzunehmen; des Papstes Bannfluch trieb ihn ja aus seinem Erbherzogthume: kann er sich dieses nicht erhalten, wie vermag er uns zu schützen? Kaum wird er seine italiänischen Reiche wieder behaupten können, wenn er auch Manfreds geheimen Waffen glücklich entgeht. Aufblühen wird aber Österreich wieder, nach langem vorher

gegangenen Sturm, wenn ihr, gnädigste Frau, seine Fürstinn werdet, indem ihr enre Hand einem mächtigen Nachbar gebt, der stark genug ist, uns wider unsere Feinde zu schützen."

„Der Tod ist der einzige Gemahl, den ich mir wünsche," erwiederte Margarethe. „Schon eine verlobte Braut der Kirche, will ich im Kloster seiner Zukunft warten."

Zur Trauer gestimmt, des festen Entschlusses, ganz von der Welt abzuscheiden, konnte Margarethe freylich sich nicht so leicht entschließen, den Bitten der österreichischen Edlen Gehör zu geben; doch wurde sie gleich Anfangs durch dieselben so heftig erschüttert, daß Künringen und seine Gefährten mit großer Hoffnung von ihr hinweg gingen. Das angefangene Werk zu vollenden, blieben einige von ihnen zu Hainburg, unter ihnen der Marschall von Künringen und Heinrich von Lichtenstein, der sich besonders eifrig bewies, Margarethen zu einer Vermählung zu vermögen. — Den Wunsch der Österreicher noch eher erfüllt zu sehen, bediente sich der Marschall der Hülfe seiner Tochter, die für die Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes arbeiten sollte, wenn die Königinn allein wäre. Geleitet von dem Rathe ihres Vaters, vollbrachte Agnes das aufgetragene Geschäft mit glücklichem Erfolge.

Vaterlandsliebe mußte Margarethen zu

der Bahn leiten, auf welche die Österreicher sie zu führen strebten, und Agnes ließ nichts unbenutzt, dieses Gefühl in dem Busen Margarethens höher anzuflammen. Durch ihren Vater unterrichtet, unterhielt sie sich oft mit der Königinn von den großen Thaten, durch welche die Nahmen der Patrioten der Vorzeit auf die Nachwelt gekommen sind, oder ließ ihr Saitenspiel zum Ruhme der Vaterlandsliebe tönen, und sang mit hinreißender Stimme ihr feuriges Lob. Auch bediente sie sich der Gewalt, welche die zärtliche Liebe Margarethens ihr über das Herz derselben gab, bath die Königinn mit sanftem Dringen so vielen Tausenden das Glück nicht zu verweigern, das sie ihnen zu geben vermöchte; und größere Wirksamkeit, als alle anderen Bitten, bewiesen die ihrigen auf Margarethen, so wie überhaupt eine Bitte tiefer wirkt, wenn sie aus dem Munde einer Person, die wir lieben, hervor geht. Auch die Hindernisse, welche Gewissenszweifel Margarethens Erklärung nach dem Wunsche der österreichischen Edlen hätte entgegen stellen können, wurden leicht gehoben. Papst Innocenz hatte ihr Vergunst ertheilt, die Erfüllung ihres Gelübdes zu verschieben, bis die Ruhe in Österreich hergestellt wäre, und diese war jetzt mehr erschüttert, als je. Über dieß erließ jetzt der Papst ein Schreiben an sie,

worin er sie aufforderte, sich mit dem Grafen Florenz von Holland zu vermählen, und wodurch er einen Beweis gab, daß es ihr unverwehrt wäre, ihr der Kirche versagtes Herz einem irdischen Bräutigam zu geben.

Der Pabst hatte die Absicht, durch die vorgeschlagene Heirath den Gegenkönig Wilhelm, den Bruder des Grafen Florenz, zu verstärken. Die Österreicher waren aber nicht geneigt, einen Fürsten zu ihrem Herrn zu wählen, dessen Land von dem ihrigen so weit entfernt war. Auch hatte sich zu der Zeit, wo das Schreiben des heiligen Vaters eintraf, Margarethe noch nicht entschlossen, welches aber bald nachher geschah. „Glaubt ihr," sprach sie zu Lichtenstein und Künringen, „daß es euch und meinem geliebten Vaterlande freuet, wenn ich meine Hand dem Fürsten gebe, den ihr zur Herrschaft über euch erwählt, so sey sie euer, damit nach eurem Gutdünken zu schalten. Sie und meine Achtung soll jeder erhalten, den ihr mir nennt; denn gewiß wird eure Wahl keinen Unwürdigen treffen. Mehr kann ich nicht geben, und mehr wird auch wahrscheinlich keiner von mir begehren."

Freudig dankten die österreichischen Edlen Margarethen für diesen Entschluß, und eilten von Hainburg nach Wien, ihren Brüdern fröhliche Bothschaft zu bringen, und gemein-

schaftlich mit ihnen Rath zu pflegen, welchem Fürsten sie die Herrschaft über Österreich und Steyer antragen wollten.

Heinrich von Lichtenstein schlug den Sohn des Königs von Böhmen vor, den Markgrafen Ottokar, der seit dem Tode seines ältern Bruders Wladislaus über Mähren regiert hatte. Viele der Versammelten traten Lichtensteinen bey, und ohne Zweifel war auch sein Vorschlag der beste. Ottokar, Markgraf von Mähren und Erbe von Böhmen, war mächtig genug, die Österreicher wider alle anderen Feinde zu schützen, wenn er seine eigenen Kräfte mit den ihrigen verband, welches von jedem andern Fürsten weniger zu hoffen war, weil sich ihm Ottokar als Feind entgegen gestellt haben würde. Dennoch fand Lichtensteins Vorschlag nicht allgemeinen Beyfall. Ohne etwas beschlossen zu haben, trennten sich die Versammelten, setzten aber einen Tag fest, wo sie zu Triebensee erscheinen wollten, wohin sie auch die Übrigen ihrer Mitstände einladen ließen. „Lasset uns," erhob der Schenk von Hausbach auf der Versammlung zu Triebensee vor allen andern seine Stimme, „bey der Wahl, die wir treffen wollen, den Abkömmlingen unsers Fürstenstammes nicht vorüber gehen. Scheuet ihr euch, Friedrichen, den Sohn Gertrudens, zu wählen, weil wir Schutz bedürfen, den uns dieses

junge Kind nicht geben kann; so treffe wenigstens unsere Wahl einen von Constanzens Söhnen. Zwar sind beyde noch Knaben; aber ihr erhabener Vater wird unser Schützer werden, bis der Sohn, den er uns gibt, das männliche Alter erreicht." — Jauchzend wurde dem Antrage des Schenken von Hausbach Beyfall gegeben. Viele wünschten einen Fürsten von babenbergischer Abkunft. Andere fanden auch einen Sohn des Markgrafen Heinrichs von Meissen ihren Absichten mehr gemäß, als den tapfern Ottokar.

Mitten im Frieden waren bekanntlich in jenen Zeiten die Räubereyen und kleinen Fehden der Burgbesitzer ohne Ende; vermehrt wurden sie aber noch, wenn in einem Lande innerliche Unruhen herrschten. Dieß war auch in Österreich der Fall; mehrere Edle befanden sich wohl bey dieser Unordnung, und hofften unter der Herrschaft eines unmündigen Fürsten Beschäftigungen, die ihnen so wohl gefielen, leichter forttreiben zu können, als unter dem Zepter Ottokars. — Der größte Theil der versammelten Stände stimmte daher für einen Sohn Constanzens, und vergebens bemühten sich Lichtenstein und Künringen, mit den Wenigen, die ihrer Partey treu blieben, den Andern zu beweisen, in welche endlose Unruhen sie ihr Vaterland stürzen würden, wenn sie die Herrschaft über dasselbe

nicht dem Markgrafen von Mähren gäben. Lichtenstein schien endlich durch die andern mit fortgerissen zu werden. Er trat ihrem Beschlusse bey, und erboth sich, selbst mit nach Meissen zu gehen, den Markgrafen Heinrich zu bitten, daß er sich der Noth Österreichs annehmen, und ihm einen von seinen Prinzen zum Herrn geben möchte. Unzufrieden war der Marschall über Lichtensteins Wankelmuth; doch söhnte er sich mit ihm aus, so bald er von ihm die Versicherung erhielt, daß ihm List und Vaterlandsliebe die letzten Reden in der Versammlung eingegeben hätten. „Nehmt mein Wort, Herr Marschall!" setzte Lichtenstein hinzu, „daß Prag das Ziel unserer Reise seyn soll, und daß der Schenk von Hausbach, der Abt Philipp und der Propst Ditmer, nach unserer Rückkehr von Prag, wohin sie mich begleiten, sich für den Markgrafen von Mähren so warm und ernst erklären sollen, wie jetzt für den Sohn Constanzens." Er theilte ihm hierauf seinen Plan mit, dessen Ausführung Künringen leicht und sicher fand, zugleich aber auch erkannte, daß Lichtenstein vielleicht weniger aus Vaterlandsliebe, wie aus Dankbarkeit und Hoffnung auf Belohnung handelte. Doch machte er ihm deßhalb keinen Vorwurf, weil das, was Lichtensteins Vortheil frommte, zugleich das Beste des Vaterlands beförderte.

Heinrich von Lichtenstein, sollt ihr, liebe Leser! wissen, war dem Könige in Böhmen völlig ergeben, der sich seine Gunst durch Darreichung einiger beträchtlichen böhmischen Lehen erworben hatte, und ihn hierdurch zum Beförderer seiner Absicht auf Österreich gewann. Lichtenstein hatte gehofft, seinen Zweck auf geradem Wege zu erreichen, mußte sich aber nun, wie wir wissen, der List bedienen. Den Rath derselben machte er dem Könige von Böhmen durch einen Vertrauten kund, den er in geheim an ihn sandte; und Befolgung dieses Raths war alles, was Wenzel mit den österreichischen Gesandten vornahm.

* * *

Theils, um dem Könige Wenzel seine Achtung zu bezeigen, theils auch, um ihn um sicheres Geleite bis an die meißnische Grenze zu bitten, zogen die österreichischen Abgesandten durch Prag, und erhielten auf ihr Verlangen Gehör bey dem Könige, der sie nicht weiter wollte reisen lassen, ohne ihnen zuvor eine Gastehre zu erzeigen. Die Gesandten mußten bey ihm ein Mahl einnehmen; und bey dem Becher, der nach demselben herum ging, äußerte Wenzel seine Verwunderung über die Wahl der Österreicher. — Er stellte ihnen vor, wie wenig ein unmündiger Fürst für die Bedürfnisse ihres Landes passe, und

wie sie so ganz keine Unterstützung von dem Markgrafen von Meissen zu erwarten hätten, weil dieser alle seine Kräfte wider die Thüringer aufbiethen müßte*); daß er auch den Bannfluch wieder über ihr Land bringen würde, von welchem es unter Hermanns kurzer Herrschaft war losgesprochen worden. Dann machte er sie aufmerksam, wie nützlich für Österreich die Verbindung mit Böhmen und Mähren seyn würde, weil dann kein Nachbar wagen könnte, diese vereinigte Macht anzugreifen, und schlug ihnen vor, statt eines Prinzen von Meissen seinen Sohn, den Markgrafen von Mähren, zu wählen.

Erstaunt hörten die österreichischen Gesandten der Rede ihres königlichen Wirthes zu, schienen aber nicht geneigt, ihren Beyfall zu geben. Sie sprachen von ihrer Anhänglichkeit gegen den Stamm ihrer vorigen Fürsten und von dem von ihren Mitständen erhaltenen Auftrage; daher Wenzel glaubte, noch deutlicher mit ihnen sprechen zu müssen. Er erwähnte der gerechten Ansprüche, die er auf

*) Nach dem Tode des Markgrafen Heinrich Raspo, des Letzten seines Stammes, erkor ein Theil der thüringischen Edlen den Markgrafen von Meissen zu ihrem Herrn. Der Markgraf wurde dieß aber erst nach langem Kampfe mit der Gegenpartey. Seine Treue gegen den Kaiser Friedrich hatte für ihn und sein Land Bann und Interdikt zur Folge. So viel zur Erläuterung der Rede des Königs Wenzel.

einen Theil Österreichs hatte, versicherte, daß er seine ganze Macht anwenden würde, sie durchzusetzen, und überließ es den Österreichern, ob sie an ihm einen feindlichen Nachbar, oder den Vater eines milden Fürsten haben wollten. Dieß machte die österreichischen Gesandten schwankend; sie verlangten von dem Könige von Böhmen Vergunst, das gnädige Erbiethen, das er ihnen zu machen geruhte, ein wenig näher erwägen zu dürfen. Er ertheilte sie ihnen gern, ließ ihnen ein Zimmer anweisen, wo sie sich bereden könnten, und hier wußte Lichtensteins List seine Gefährten bald zu der Annahme des Vorschlages zu bereden, den ihnen der König von Böhmen gemacht hatte. Zum Glücke befand sich unter den österreichischen Abgesandten keiner von denen, die nur deßhalb einen meißnischen Prinzen zu ihrem Herrn wünschten, um unter der Regierung dieses unmündigen die Räubereyen fortsetzen zu können, die ihnen bisher so einträglich, als gefällig, gewesen waren. Von diesen würde vielleicht Lichtenstein die Beystimmung nicht so leicht erhalten haben, als von dem Schenken von Hausbach und den beyden geistlichen Herren, die nur aus Liebe für den babenbergischen Stamm einen Sohn Constanzens dem Markgrafen von Mähren vorzogen, jetzt aber dem Letztern den Vorzug gaben, weil König Wen-

zels nachdrucksvolle Sprache die Erkenntniß in ihnen hervor gebracht hatte, daß sich Österreich unter ihm wohl besser befinden würde, als unter dem unmündigen meißnischen Prinzen, und weil ihre Liebe für die Babenberger auch bey der Wahl Ottokars befriedigt werden könnte.

Lichtenstein erinnerte sie, daß sich Ottokar der Königinn Margarethe vermählen könnte, und die Gesandten kehrten zurück in das Zimmer des Königs von Böhmen, ihn zu versichern, daß sie sich glücklich preisen würden, wenn es ihnen gelänge, ihre Mitstände von dem Vortheile einer Verbindung mit Böhmen und Mähren so vollkommen zu überzeugen, wie sie sich selbst überzeugt fühlten. Mit reichen Geschenken für sich selbst und für diejenigen, die vielleicht durch die Ausspendung derselben gewonnen werden könnten, entließ Wenzel die österreichischen Gesandten mit dem Versprechen, ihnen seine Schar mit einem auserlesenen Heere in wenigen Tagen nachfolgen zu lassen. Die Gesandten versprachen dagegen alle Mühe anzuwenden, ihre Mitstände allgemein für den Markgrafen Ottokar zu gewinnen; und wirklich war nach ihrer Zurückkunft in Österreich ihre Beredtsamkeit, unterstützt von den goldenen Überzeugungsgründen des Königs von Böhmen, von dem besten Erfolge.

* * *

Margarethe lebte noch immer zu Hainburg, wo sie durch den Marschall von Künringen von allem Nachricht erhielt, was Lichtenstein und seine Gefährten verhandelten. Sie erfuhr, daß Ottokar Gesandte an sie absenden würde, um ihre Hand zu werben; und vorher schon entschlossen, sie keinem zu verweigern, den die Österreicher zu ihrem Fürsten wählen würden, sah sie der Ankunft dieser Gesandten ruhig entgegen. Das Süße und Beruhigende, das sie in dem Gedanken fand, ihrem Vaterlande nützlich zu werden, und die Bemühungen Agnesens und aller Edlen, die zuweilen nach Hainburg kamen, sie aufzuheitern, milderten Margarethens Schmerz, und gaben ihr eine so glückliche Laune, daß sie zuweilen mit Agnesen über ihre Vermählung mit dem kaum zwanzigjährigen Ottokar scherzte. „Sinne mit mir, liebes Mädchen," sprach sie öfters zu ihr, „wie man die Runzeln, die Leiden und Gram auf meine Stirn zogen, ein wenig ebnen kann, damit das Bild, welches Ottokars Gesandte ihrem Herrn von mir machen werden, ihn nicht allzu sehr von seiner Braut zurück schreckt. Kommt er einst selbst," setzte sie auch wohl hinzu, „so werde ich mich genöthigt sehen, dem Vaterlande durch die Trennung von dir ein zweytes Opfer zu bringen; denn meiner Agnes blü-

hende Schöne könnte mir alterndem Weibe das Herz meines Bräutigams freylich leicht entwenden."

Daß Margarethe nicht wirklich Vorbereitungen machte, sich auf die Ankunft der böhmischen Gesandten zu schmücken, bedarf hoffentlich keiner Erinnerung. Auch werdet ihr, theuere Leser! aus dem Vorhergehenden leicht auf den Erfolg von Ottokars Zuge nach Österreich, und von der Werbung seiner Gesandten um Margarethens Hand schließen können, daher wir keine weitläuftige Erzählung für nöthig achten.

An der Spitze der Eifrigsten ihrer Partey waren Heinrich von Lichtenstein und der Schenk von Hausbach dem Markgrafen Ottokar, bis an die Grenze entgegen gezogen, wo sie ihn freudig als ihren Herzog empfingen. Ungehindert setzte Ottokar keinen Weg nach Wien fort; wurde bald allgemein anerkannt, und empfing die Huldigung von seinen neuen Unterthanen. Während seines Aufenthalts in Wien hatte er Gesandte, an deren Spitze der Bischof von Ollmütz nnd Peter von Rosenberg standen, als Werber nach Hainburg geschickt, von wannen sie bald mit Margarethens bejahender Antwort zurück kehrten, die dem Markgrafen von Mähren als ein Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft über Österreich allerdings angenehm war. Nach einigen

Monden, die Ottokar in Österreich zugebracht hatte, entschloß er sich zur Rückkehr nach Prag, um sich mit seinem Vater über die besten Mittel zu berathen, den Unordnungen in seinem neuen Lande abzuhelfen, und es wieder so blühend zu machen, wie vor der unglücklichen Regierung Friedrichs des Streitbaren.

„Wollt ihr nicht zuvor eure königliche Verlobte heimsuchen, gnädiger Herr?" fragte Friedrich von Rosenberg, als ihm Ottokar sein Vorhaben bekannt machte.

„Scheint euch dieß nöthig?" erwiederte der neue Herzog.

„Wenigstens schicklich," fuhr Rosenberg fort."

„Wohl!" entschloß sich Ottokar; „so wollen wir nach Hainburg."

Aus der Mittheilung dieser Rede des Herzogs von Österreich ergibt sich dir, theurer Leser! was du freylich schon ohnehin vermuthet haben wirst, daß Ottokar seine Vermählung mit Margarethen als eine Staatsverhandlung betrachtete, doch können wir dich versichern, daß ihm Margarethe wenigstens nicht gleichgültig war. Die Österreicher, und selbst seine böhmischen Räthe, hatten ihn vermocht, sie als den Grundpfeiler seiner Herrschaft über Österreich anzusehen; hohen Werth hatte diese für Ottokars Ehrgeiz und für die Begierde, seine Herrschaft weiter auszudeh-

neu, daher ihm nothwendig auch Margarethe theuer seyn mußte.

Ehrgeiz war Ottokars herrschende Leidenschaft, die ihn so ausschließend erfüllte, daß sein Herz bis jetzt von den Eindrücken der Liebe frey geblieben war. Es stellten sich also seiner Verbindung mit Margarethen von dieser Seite keine Hindernisse in den Weg, und sonder Ahndung, daß ihm in kurzem der Gedanke an Margarethens Hand so widrig werden würde, als er bis jetzt seinem Ehrgeize, wegen der mit dem Besitze derselben verbundnen Herrschaft über Österreich, angenehm gewesen war, machte er sich, begleitet von Petern von Rosenberg, nach Hainburg auf den Weg.

Weislich würde Margarethe gehandelt haben, wenn sie wirklich gethan hätte, was sie im Scherze zu Agnesen sagte; denn konnte gleich die Gegenwart dieses reizenden Mädchens, wenn Ottokar seine Verlobte sah, dieser selbst auf keine Weise schädlich werden, wie sich dem Leser aus dem Erfolge der Geschichte sattsam ergeben wird, so erschütterte sie doch den jungen Herzog, und raubte ihm auf einige Zeit seine Ruhe.

Denkt euch, theure Leser! eine Frau von sieben und vierzig Jahren, welcher schon zwanzig Jahre zuvor eine zerstörende Krankheit beynahe allen Reiz geraubt hatte, und die noch

über dieß durch die Folgen vieljähriger Leiden vielleicht um zehn Jahre älter schien, als sie wirklich war; an ihrer Seite ein Mädchen, im Lenze der Jugend, geschmückt mit allem Liebreize und gefährlich durch das Feuer, das in ihren Augen rollte, und in dem Busen jedes Mannes, den es traf, Liebe zu entzünden drohte; denkt euch dann weiter vor diesen beyden Weibern einen feuervollen Jüngling, der zwar die Liebe noch nie fühlte, aber doch durch sein flammendes Auge Empfänglichkeit für sie zeigte, und der in der ältern reizlosen Frau die Gefährtinn seines künftigen Lebens sieht; so werdet ihr eher noch zu empfinden, als wir euch zu schildern vermögen, was Ottokar fühlte, da er vor Margarethen erschien, und an ihrer Seite die reizende, Liebe heischende Agnes von Künringen fand.

Ottokar hatte schon viele schöne Mädchen gesehen, ohne von ihren Reizen gefesselt zu werden, und in einer andern Lage oder nur allein, ohne Margarethen, würde er wahrscheinlich Agnesen von Künringen sonder Gefahr für sein Herz in ihr Flammenauge haben schauen können; aber neben Margarethen und in den Verhältnissen, in welchen er sich jetzt befand, vermochte er es nicht. Einzig nur damit beschäftigt, wie er auf der Leiter des Ruhmes und politischer Ehre eine noch höhere

Sprosse erglimmen wollte, als die, auf welche ihn schon seine Geburt gestellet hatte, war sein Blick bisher den schönsten Weibern gleichgültig und leicht vorüber geflattert, weil es ihm noch nicht in den Sinn gekommen war, sich unter ihnen eine Gefährtinn auszuwählen. Jetzt hatte er gewählt, und nothwendig mußte er die Frau seiner Wahl mit schärferm Blicke durchspähen, als er jemahls eine von ihnen betrachtet hatte.

In Heirathsangelegenheiten behält das Herz immer sein Votum, wenn es auch nicht zuerst darum befragt wird; und es verliert nichts von seiner Wichtigkeit, es mag verneinend oder bejahend seyn. Ist es das Erstere, so wird öfters der ganze Beschluß vernichtet, den der Verstand, oder eine ihm untergeordnete Kraft, ohne des Herzens Beystimmung faßte. — Auch bey dem Herzoge Ottokar ließ sich das Herz sein auf die Natur gegründetes Recht nicht nehmen. Es flüsterte ihm, so bald er Margarethen und ihr schönes Hoffräulein gesehen hatte, die Erinnerung zu, daß es sich an dem Busen der letzten weit lieblicher ruhen müsse, als in den fleischlosen Armen der ersten. Der Verstand, vom Ehrgeize um seine oberstrichterliche Hülfe aufgerufen, strafte zwar den vorlauten Sprecher über seine unzeitige Erinnerung, fand ihn aber den Befehlen, zu schweigen, nicht gehorsam. Er wußte dage-

gen seine nur hingeworfnen Worte durch Gründe so wohl zu unterstützen und so lichtvoll aus einander zu setzen, daß Ottokar alle Mühe hatte, die Sprache desselben nicht laut werden zu lassen. Einigen Trost fand er in der Versicherung Margarethens, daß sie von ihm nur Freundschaft und Achtung verlangte; dennoch aber schied er mit der lebhaften Empfindung von ihr, daß Österreichs Besitz durch eine Verbindung mit dieser veralteten reizlosen Frau theuer erkauft wäre. Durch den Zauber seiner Einbildungskraft, die seinen Blicken das Bild der lieblichen Agnes vorüber führte, erhielt diese quälende Empfindung ohne Unterlaß neue Stärke, dagegen aber der Wunsch, daß Österreichs Besitz mit Agnesens schöner Hand verbunden seyn möchte, immer größere Lebhaftigkeit. Im Streite mit diesen Empfindungen kam er nach Prag. König Wenzel erstaunte, seinen Sohn mißmuthig zu sehen, weil er ihn der größten Freude voll vermuthet hatte. Er forschte nach dem Grunde dieser unerwarteten Erscheinung: lange zögerte Ottokar mit der Entdeckung desselben, endlich drängte sich das Geständniß über seine Lippen hervor: „Österreichs Herr zu seyn ist schön und erfreulich, aber Margarethens Gatte werden zu müssen, fürwahr, mein Vater, das ist traurig!"

Wenzel säumte nicht, seinem Sohne zu

zeigen, daß das im Ganzen nicht so traurig wäre, als es ihm dünkte, da aus Margarethens Versicherung deutlich hervor ginge, daß sie von ihm nicht mehr begehrte, als er ohne Mühe leisten könnte, und auch gewiß freudig leisten würde, so bald er sich überzeugt hätte, welche schöne Seele diesen verblühten Körper bewohnte.

Wenzels Vorstellungen wirkten noch nicht hinlänglich auf seinen Sohn, weßhalb er den Ehrgeiz desselben in Bewegung zu setzen suchte. „Nie," versicherte er ihn, „wirst du zu dem ungestörten Besitze von Österreich gelangen, wenn du nicht der Gemahl dieser von den Österreichern geliebten, zu deiner Gattinn aber freylich etwas zu alten Königinn bist."

Dieß wirkte vollkommen. Es war nicht Ottokars Wille, durch rastlosen Kampf mit Margarethens Getreuen die Herrschaft über Österreich zu behaupten; nein, mit ihrer Hülfe gedachte sein Ehrgeiz Ungarn, und vielleicht das ganze römische Reich zu erobern. Agnesens Bild hatte die Beschäftigung mit dieser lachenden Aussicht ein wenig zerstreut; jetzt wurde sie wieder neu belebt: Agnes schwebte nicht mehr unablässig vor seinen Augen, und um der größte Monarch der ganzen Christenheit werden zu können, glaubte Ottokar, ein Opfer, wie er es durch die Verbindung mit Margarethen bringen mußte, nicht zu groß.

Zuweilen, wenn die Erinnerung an Agnesen lebhafter wurde, und die Furcht ihn befiel, daß vielleicht der Anblick dieses schönen Mädchens die quälenden Empfindungen erneuern möchte, die ihn von Hainburg nach Prag begleiteten, war er Willens, seine Verlobte um die Entfernung der zauberischen Agnes zu bitten; doch wußte sein Herz das Gegentheil, als die Erfüllung seines Wunsches, durch die Vermittelung des aufgereizten Stolzes zu erhalten. Dieser suchte dem Herzoge eine Bitte, die zu seiner Sicherheit so nöthig gewesen wäre, als beleidigend für ihn selbst darzustellen, so wie sie ein Gefühl des Schicklichen schon zuvor beleidigend und kränkend für Margarethen genannt hatte. — Ohne diese Bitte gethan zu haben, ging also Ottokar wieder nach Wien, wo seine Verlobte ihn erwartete. Er wurde ihr Gemahl, und gab sich alle Mühe, so wohl vor der Vermählung als am Tage derselben seine Blicke den Augen Agnesens nicht begegnen zu lassen; bey aller Vorsicht geschah dieß aber doch bisweilen, und der Gedanke an die Bitte, die er schon von Prag aus an Margarethen hatte thun wollen, beschäftigte ihn lebhafter, als jemahls. Des andern Morgens wollte er sie herab wälzen von seiner beklemmten Brust; aber sein Entschluß war durch ein unerwartetes Ereigniß verändert worden.

Es wäre unbescheiden, die Neuvermählte in das Brautgemach begleiten zu wollen, und zu lauschen, was sie hier hinter den treulichen Vorhängen der ehelichen Sponde sprechen; doch ist uns eine Nachricht davon zur Wissenschaft gekommen, die wir unsern Lesern mittheilen müssen, was auch sonder Nachtheil der Züchtigkeit geschehen kann. Margarethe begnügte sich mit der Achtung der Freundschaft ihres Gemahls in strengerm Verstande, als er vermuthet hatte, und erwarb sich hier die gerechtesten Ansprüche auf beyde. Sie hatte im hochzeitlichen Gemache mit ihm von einem Gelübde gesprochen, dessen vollkommene Erfüllung nur durch Abrufung von Trier, durch den heiligen Vater, wäre verhindert worden, dem sie aber doch außer dem Kloster, so weit es ihre Kräfte vermochten, nachleben wollte. Hieraus glauben wir die Ursache errathen zu können, warum Ottokar die beschloßne Bitte seiner Gemahlinn nicht eröffnete; und dir, theurer Leser, wird dieß ebenfalls leicht werden.

* * *

Margarethe hatte hinfort keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf die Geschichte ihres Vaterlandes, so wie diese keine auf sie; wir schweigen daher auch jetzt von den politischen Begebenheiten in Österreich, ob wir ihrer wohl sonst erwähnten, und ihr, liebe

Leser! werdet auf den letzten Blättern dieses Buchs nur von Margarethens häuslichem Leben, und was darauf Bezug hatte, Bericht finden. Oft sah Ottokar die holde Agnes bey seiner Gemahlinn, und vermied jetzt nicht mehr so sorgfältig, von dem Blitze ihres Auges getroffen zu werden; bald aber wich Agnes seinem Blicke aus, doch nur mit ihrem Auge, nicht durch gänzliche Entfernung von Margarethen, wenn sich ihr Gemahl bey ihr befand. — Ottokar war ein junger blühender Mann, der es sich sehr angelegen seyn ließ, sich Agnesen gefällig zu machen, und ihr zu bezeugen, wie theuer sie seinem Herzen war. Mit Wärme sprach auch Margarethe von ihm mit ihrem Hoffräulein, erzählte ihr auch ein Mahl von dem Gelübde, von welchem sie, am Tage ihrer Vermählung, mit ihrem jungen Gatten sprach. Dieß alles brachte in Agnesens Busen eine Veränderung hervor, die ihre Sittsamkeit zu dem Entschlusse vermochte, ihre Gebietherinn um die Erlaubniß zu bitten, wieder heim auf die Burg ihres Vaters gehen zu dürfen. — „Nein, meine Agnes!" antwortete ihr Margarethe; „du sollst nicht von mir scheiden, und mich wird nur der Tod von dir trennen. Dir, gutes Mädchen, und deinen kindlich freundlichen Bemühungen danke ich meine Ruhe; dir danke ich größten Theils auch das beseligende Bewußtseyn,

meinem Vaterlande und der Welt überhaupt mehr genützt zu haben, als ich in den Mauern eines Klosters vermocht hätte: gib mir nun auch den Genuß all der Freuden, deren ich noch fähig bin." — Dieß die Einleitung zu einem Gespräche, dessen Mittheilung wir nicht ganz wagen, aus Furcht vor dem Tadel strenger Sittenrichter und übersüchtiger Matronen. Von einer frommen Königinn unserer Tage erzählt zwar die geheime Geschichte der Höfe ein ähnliches Gespräch mit ihrem Hoffräulein, und wir haben nicht gehört, daß die würdige Dame von dem Geruche ihrer Frömmigkeit dadurch etwas verloren hätte, was Margarethen nnd uns zum Schutze wider den Tadel als ein Schild dienen könnte; dennoch aber wollen wir von ihrer Unterredung mit Agnesen nichts, als die Folge derselben, mittheilen. — Agnes belohnte Ottokars Liebe mit der ganzen Fülle der ihrigen.

* * *

Acht Jahre verflossen, von denen wir euch, liebe Leser! wenig erzählen können, weil wir Krieg und politische Ereignisse von den Gegenständen unserer Erzählung ausgeschlossen haben; daher nur so viel, als nöthig ist, uns zu dem Schlusse der Geschichte zu führen! — Ein Jahr nach ihrer Vermählung erhielt Margarethe, welcher der Papst Vergunst ertheilt hatte, das Ordenskleid, das sie seit ihrer Ent-

fernung aus dem Katharinenkloster zu Trier nicht abgelegt hatte, noch ferner nach ihrer Willkür zu tragen, den königlichen Titel wieder, den sie durch die Vermählung mit Ottokar verlor. König Wenzel starb; sein Sohn folgte ihm.

Steyermark blieb eine Zeit lang von Österreich getrennt, weil die Bewohner desselben einen eigenen Fürsten verlangten. Im Ringen nach Eigenmacht fielen sie unter die Herrschaft des Königs Bela, mit welchem Ottokar einige Jahre um den Besitz von Steuermark kämpfte. Dieser sah sich endlich genöthiget, jenem den größten Theil des Landes abzutreten; aber durch einen Krieg, der einige Zeit nachher unter ihnen ausbrach, wurde es wieder mit Österreich verbunden. Ottokar kämpfte so glücklich mit seinem Gegner, daß er in dem Frieden ganz Steyermark wieder erhielt. —

Auch in einem Kreuzzuge wider die Heiden in Preussen, zur Befestigung in der Gunst des Papstes unternommen, erwarb Ottokar sich und seinen Kriegern Ruhm, und den deutschen Rittern, durch das Land, das er ihm eroberte, Vortheil und weitere Ausbreitung ihrer Herrschaft. Die neue Eroberung zu behaupten, rieth er ihnen, eine Festung anzulegen, zu deren Baue er ihnen auch eine beträchliche Summe schenkte. Die Rit-

ter folgten seinem Rathe, und nannten die neue Festung ihm zu Ehren Königsberg. Gekrönt mit Lorbern kehrte Ottokar zurück zu Margarethen und zu seiner geliebten Agnes, welche Mutter von einem Sohne und zwey Töchtern wurde, auf welche sich die mütterliche Liebe Margarethens fortpflanzte, die sie gegen Agnesen längst gefühlt und bewiesen hatte. Glücklich lebte sie im Zirkel dieser guten Kinder mit Ottokar, dessen Gemahlinn sie öffentlich schien, ob sie gleich nur ihre vertraute Freundinn war. Gefühl, wie viel er ihr schuldig war, und Erkenntniß ihres Werthes, forderte den König von Böhmen zur vollkommensten Achtung gegen seine Gemahlinn auf. Er war nicht minder ihr warmer Freund, wie sie seine Freundinn; doch glich seine Freundschaft für sie mehr der Ehrerbiethung, als der Traulichkeit, welche Freundschaft der Personen gleiches Alters begleitet. Öffentlich und daheim in den traulichen Zirkeln, die sie unter sich bildeten, gab er ihr die thätigsten Beweise derselben, und Margarethe war mit dem Betragen ihres Gemahls so vollkommen zufrieden, wie die Österreicher mit der Regierung derselben. Durch Ottokars weise Sorgfalt und treffliche Anstalt wurde die innere Ruhe Österreichs bald vollkommen hergestellt. Er setzte vier Landrichter über sein Herzogthum, die für die Festhaltung

des Landfriedens wachten, und Recht und Gerechtigkeit pflegten, wie es wackern Richtern gebührt.

* * *

So genoß Margarethe mit ihren Lieben acht Jahre lang ungestörtes Glück; jetzt aber wurde es hier heftig erschüttert. Agnes starb, und der Schmerz Margarethens und Ottokars über ihren Tod war größer, als ihn die todte Sprache zu schildern vermag. Ungetheilt hatte Agnes Ottokars Herz bis an ihren Tod besessen, ungeschwächt bis dahin die Fülle seiner Zärtlichkeit genossen, wie sie ihm den Genuß der ihrigen gab — wie unbeschreiblich groß mußte also nicht ihr Verlust für ihn seyn!

Das Alter stumpft die Empfindungen ab, daher Margarethens Schmerz über den Tod ihrer Agnes weniger heftig war, als der Schmerz Ottokars. Sie hatte ja auch nur eine Freundinn verloren, jener eine Geliebte — und wie viel näher, als die innigste Freundinn, liegt nicht diese dem Herzen! Margarethe war stark genug, den jammernden Ottokar zu trösten. Ihn von der ausschließenden Beschäftigung mit Agnesens Andenken abzuziehen, setzte sie seine Liebe für die Kinder der Entschlummerten in stärkere Bewegung. Sie war es, die zuerst den Gedanken in ihm aufregte, die Kinder, welche ihm Agnes ge-

geben hatte, von dem Papste zu legitimiren, und für fähig zur Nachfolge erklären zu lassen. Väterliche Liebe und das Bestreben, Agnesen auch noch im Grabe zu ehren, und ihr Beweise der Stärke seiner Leidenschaft zu geben, unterstützte den Einfall Margarethens, weßhalb Ottokar einen Bothschafter nach Rom sandte, dem Papste Alexander dem Vierten seinen Wunsch vorzutragen. Durch seine Treue gegen die römischen Könige Wilhelm von Holland und Reichard von Cornwallis, nicht weniger durch seinen glücklichen Kreuzzug nach Preussen, erwarb sich Ottokar die hohe Gunst des Papstes Alexanders, dieses Vertilgers des edlen hohenstauffischen Stammes. Er zweifelte daher nicht, daß er in sein Gesuch willigen würde; dennoch aber that dieß Alexander nur zur Hälfte. Er legitimirte zwar Agnesens Kinder; nichts konnte ihn aber vermögen, sie auch der Erbfolge fähig zu erklären. Vorzüglich dieß hatte Margarethe gewünscht; denn ihr blieb auch bey der Entbindung von dem Gelübde, dem sie bisher unverbrüchlich treu gelebt hatte, keine Hoffnung übrig, ihrem Vaterlande einen Fürsten nach Ottokars Tode zu geben. Jetzt in einem Alter von fünf und funfzig Jahren fühlte sie noch so viele Kraft der Gesundheit in sich, daß sie sich Hoffnung machen konnte, noch lange zu leben. Hiervon fürchtete sie in der Zukunft

Nachtheil für Österreich, weil Ottokar, so lange sie noch als seine Gemahlinn lebte, von jeder andern gesetzlichen Verbindung abgehalten wurde. Ottokar war noch jung; alt konnte er aber noch werden, ehe der Tod sein Bündniß mit Margarethen zerriß, konnte vielleicht bald nachher sterben, und einen unmündigen Sohn zum Nachfolger hinterlassen, unter dessen Regierung neue Unruhen für Österreich zu befürchten waren. Dieß alles erwog Margarethe; und Sorgfalt für die künftige Ruhe ihres geliebten Vaterlandes brachte den Entschluß in ihr hervor, sich von ihrem Gemahle scheiden zu lassen, damit sie ihn nicht abhielte, seinem Lande einen Erben zu geben, den er noch selbst zum würdigen Fürsten ausbilden könnte. Sie wendete sich mit ihrem Wunsche an den heiligen Vater, dem sie aber zu der Entstehung desselben andere Bewegungsgründe angab, als wir unsern Lesern der Wahrheit gemäß genannt haben. „Als Eurer Heiligkeit Vorweser," sagte sie in ihrem Schreiben, „mich, aus gütig väterlicher Sorgfalt für mein liebes Vaterland, von Trier hinweg rief, stand mein Vorsatz, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, schon unerschütterlich fest, und mein Gewissen erlaubte mir nicht, es zu brechen, ob schon neue Pflichten, die ich mir nachher auflegte, dieß zu erfordern schienen. Jetzt wird mir auch der

Schein, mein Gelübde zu brechen, lästig: und wenn euch, heiliger Vater, die Gewissensruhe einer frommen Tochter nicht gleichgültig ist; so gefalle es euch, die Ehe aufzulösen, in welcher ich mit dem Könige von Böhmen lebe, und die ohnehin durch jenes Gelübde ungültig gemacht wird."

Der Bothschafter, durch welchen Margarethe dem Papste dieses Schreiben überreichen ließ, unterstützte ihr Gesuch mit seiner Beredtsamkeit und mit einer Geldsumme, für welche er die gesuchte Dispensation erhielt.

Vorher schon hatte Margarethe ihren Vertrauten unter den österreichischen Edlen den Plan bekannt gemacht, der nun ausgeführt war. Sie trauerten, eine Fürstinn verlieren zu müssen, die ihrer vollkommensten Achtung so würdig war, konnten aber dem Vorhaben derselben ihren Beyfall nicht versagen, und fanden hierin einen neuen Grund, sie zu verehren, und ihr für diesen thätigen Beweis ihrer echten Vaterlandsliebe zu danken. Daß sich Ottokar für den Entschluß seiner Gemahlinn zu der lebhaftesten Dankbarkeit gedrungen fühlte, bedarf hoffentlich noch weniger einer Entschuldigung, als der Erwähnung; beyde wirst du, billiger Leser, nicht fordern. Freudig bewilligte er auch das Verlangen Margarethens, ihr die älteste Tochter Agnesens zu übergeben, mit deren Erziehung sie

sich in ihrer Einsamkeit zu beschäftigen gedachte. Mit dieser begab sich Margarethe nach Krems, das sie zu ihrem Wohnsitze erkieste. Sie glaubte in der Welt ihr Leben nützlicher anwenden zu können, als in den engen Mauern eines Klosters, und zog die weltliche Einsamkeit der klösterlichen vor. Kurz nach Margarethens Trennung von ihrem Gemahle kam König Bela von Ungarn nach Wien, den im vorigen Jahre geschlossenen Frieden, durch welchen Ottokar Steyermark erhalten hatte, zu befestigen. Absichtlich hatte er vielleicht seine Enkelinn, die Tochter Hostislaus, des Fürsten von Bulgarien, mit sich genommen, durch sie dem Frieden mit Ottokar eine neue Stütze zu geben. Kunegunde von Bulgarien war schön, was dem Auge Ottokars, der eine Gattinn suchte, nicht entging. Mit ihr vermählte er sich. Margarethe freuete sich in ihrer Einsamkeit des Glückes, das Ottokar in seiner zweyten Verbindung gefunden hatte; der Wohlstand verboth ihr, selbst Zeuginn desselben zu seyn; doch konnte sie sich nicht entbrechen, das glückliche Paar einige Mahl im verborgenen heim zu suchen. — Mit einer glänzenden Hofhaltung, die Margarethens Liebe zur Einsamkeit nur auf das Dringen Ottokars und aus Gefälligkeit gegen diejenigen annahm, welche nahe um sie zu leben wünschten, befand sich Margarethe abwech-

selnd zu Krems oder in einer von den Herrschaften, von welchen ihr die lebenslängliche Benutzung ausgesetzt war, beschäftigte sich mit der Bildung der jungen Agnes, gab jedem Nothleidenden, der sich an sie wendete, Rath und Trost, und wurde eine Wohlthäterinn der Armen und der Klöster. Die beträchtlichen Einkünfte ihrer Güter ließen es ihr nicht an den Summen fehlen, welche ihre reichen Spenden erforderten. So lebte sie noch sechs Jahre, und verließ dann die Welt, mit dem belohnenden Bewußtseyn, keine unnütze Bewohnerinn derselben gewesen zu seyn. Mit einiger Trauer folgten viele Verehrer dieser würdigen Fürstinn ihrem Leichnam nach dem Kloster Lilienfeld, wo sie neben ihrem Vater zu ruhen wünschte. Ottokar und Kunegunde weihten ihrer verewigten Freundinn eine theilnehmende Zähre.

Zuletzt noch einige Worte von der Markgräfinn Gertrud! Um die Zeit, da Margarethe Ottokars Gemahlinn wurde, eilte Gertrud aus Meissen nach Ungarn, mit Hülfe des Königs Bela ihre Ansprüche auf Österreich gültig zu machen. Am Hofe desselben lebte damahls ein Fürst aus Rußland, mit Nahmen Romanus, welcher durch die Zuversicht, mit der Gertrud und Bela von der Besitznehmung der Herzogthümer Österreich und Steyermark sprachen, gereizt wurde, sich um die

Hand dieser reichen Erbinn zu bemühen. Ohne Schwierigkeit erhielt er sie, niemahls aber die Länder, in welchen Romanus den größten Reiz Gertrudens fand. Unwillig über das Mißlingen seines Plans kehrte er in sein Vaterland zurück, und überließ seine Gemahlinn dem Schicksale. Die Verlassene lebte bald bey ihren Vettern in Meissen, bald bey dem Herzoge von Kärnthen, dem Gemahle ihrer Tochter, Agnes von Baden. Ihr Sohn, der liebenswürdige Friedrich, war der Unglücksgefährte Conradins, wie ihr, theure Leser! sonder Zweifel aus der Geschichte des Letztern wissen werdet.

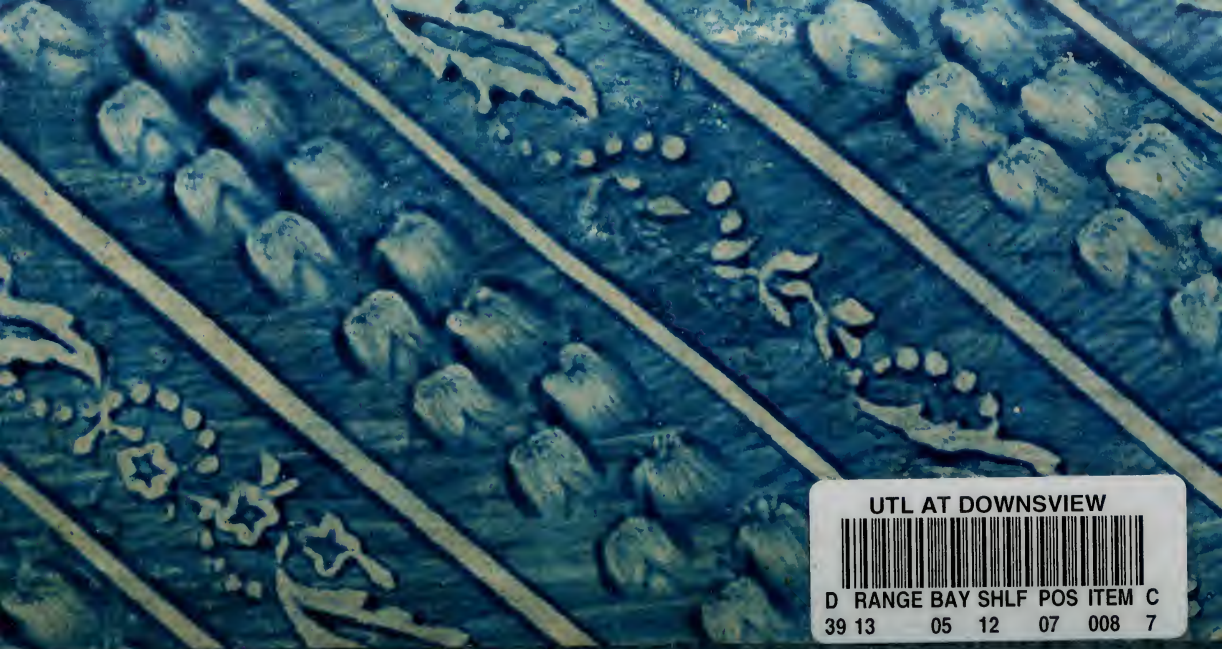
Ende.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2349
H18M3

[Heinse, Gottlieb Heinrich]
Margarethe von Osterreich


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 12 07 008 7